Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.



„Ich bin getroffen!" rief Potts.

Auf rauhen Pfaden.

Abenteuer und Erlebnisse.

Nacherzählt und geschildert

von

Jul. Pederzani=Weber.

Leipzig.
Verlag von A. Twietmeyer.

Vorwort.

Das Buch, welches wir in die Hände der freundlichen Leser legen, enthält keine Bilder der Phantasie oder ans Märchenhafte grenzende Dichtungen. Nein! Alle Abenteuer, von denen darin berichtet wird, sind wirkliche und durchweg wahre Erlebnisse mutiger Männer und Frauen, welche teils auf geschichtlichen Thatsachen und teils auf Mitteilungen der Zeitgenossen beruhen.

„Auf rauhen Pfaden" schildert die Schicksale von Menschen aus allen Weltteilen und Völkerschaften, aus allen Ständen und Geschlechtern, und entrollt ein farbenreiches Bild merkwürdiger Ereignisse in Vergangenheit und Gegenwart.

Das Buch will aber nicht allein unterhaltende Stunden bereiten, erheitern und ergötzen, sondern auch anregen, belehren und mehr für alles Gute und Edle begeistern! Leben wir nicht in einer Zeit, die eisernen Willen und Mut in viel höherem Grade erfordert, als vergangene Jahrhunderte?

Der Kern, welcher als sittliche Lehre in allen Erzählungen des Buches „Auf rauhen Pfaden" steckt, ist in wenigen Worten der: „Wer ein unerschütterliches Gottvertrauen und einen frohen Mut im Herzen trägt, einen starken Willen besitzt und in allen Lagen des Lebens seine Pflicht thut, gelangt zu einem guten und glücklichen Ziele."

Berlin und **Leipzig**, im Herbst 1891.

Verfasser und Verleger.

Vorwort

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Berlin und Leipzig, [illegible]

Verfasser und Verleger.



Von Rothäuten gejagt.

Der Missouri, einer der größten Ströme in Nordamerika, ist seiner Tiefe und der wildschäumenden Wogen wegen gefürchtet. Längs seinen Ufern ziehen sich Urwälder hin, in denen niemals die Axt des Menschen, der Pfade durch das Dickicht bahnte, einen Stamm fällte; nur der Wettersturm und das Alter stürzen bald diesen und bald jenen Riesenbaum in den Moosgrund, auf dem er zwischen Sträuchern und dornigen Ranken vermodert.

Hier hausen Bären und zwar jene Gattung grauer Bären, welche wegen ihrer Wildheit und Wut, mit der sie Menschen angreifen, bekannt sind, und zahlreiche Biberkolonieen bevölkern den Strom. Ihre Pelze sind stark gesucht und darum erscheinen täglich Pelzjäger, die Trapper, in diesen Wäldern, teils als Fallensteller, teils um die Fährte des grauen Bären zu verfolgen. Diese Trapper begegnen aber bei ihren gefährlichen Jagden noch einem anderen Feinde, der ihnen auf allen Pfaden auflauert und Verderben geschworen hat.

Es sind dies die Ureinwohner des Landes, die Indianer, welche des Unterschiedes in der Farbe wegen von den jetzigen, aus Europa eingewanderten Herren Amerikas den Weißen, — Rothäute genannt werden.

Wehe dem Pelzjäger, der in ihre Hände fiel! Sie begnügten sich nicht, ihn auszurauben und zu töten, sondern fanden das größte Vergnügen daran, ihn langsam und unter den entsetzlichsten Qualen zu peinigen, bis er seinen Geist aufgab. Die Rothäute gleichen darin den Katzen, die ihr grausames Spiel mit der gefangenen Maus treiben.

Da diese geschworenen Feinde aller Weißen immer in großen Scharen auftauchten, so war es den überfallenen Pelzjägern selten möglich, Widerstand zu leisten.

Die einzige Rettung bestand in flinken Beinen, welche sie den Händen und nachschwirrenden Pfeilen der Verfolger entführten.

In der Nähe des Jeffersonflusses, der eine der drei Quellen des Missouristromes bildet, lagerten eines Morgens zwei Pelzjäger.

Sie hatten fast die ganze Nacht hindurch Biberfallen gestellt und mußten jetzt rasten, da Ermüdung, Hunger und Kälte ihre Kräfte erschöpft hatten. Von den ersten zwei Übeln waren sie bald befreit, denn die Stelle, wo sie sich niedergelassen, schien wie geschaffen zur Ruhe: ein weicher Moosgrund, der im Schatten riesiger Bäume lag; und in ihren Jagdtaschen steckten Bratenstücke, Brot und eine Flasche voll Branntwein.

Gegen die Kälte aber gab es außer ihren Decken keinen Schutz. Wohl war alles da, um ein tüchtiges Feuer anzuzünden, welches durch die ringsum liegenden morschen Äste prächtig unterhalten worden wäre; allein bei der Nähe der Rothäute, die hier ihre Jagdgründe hatten, war daran nicht zu denken.

Die beiden hatten sich zufällig in der Wildnis begegnet. Colter, der ältere, der bereits ein paar Tage in den Wäldern umherstrich und auch mehrere Biber erlegt hatte, war ein erfahrener Jäger, der alle Schliche und Listen seiner Todfeinde, der Rothäute, kannte und sich rühmte, daß er ihnen noch niemals in die Falle gegangen sei. Trotz seines Mutes, der vor keiner Gefahr zurückschreckte, besaß er viel Besonnenheit und Selbstbeherrschung, so daß er sich nicht in ein tollkühnes Wagnis einließ. Seine Sinne, besonders die Augen und Ohren, waren durch Übung und Gewohnheit so geschärft, daß er alles, was im Bereiche seiner Blicke lag, sah und das leiseste Geräusch hörte.

Am Ende der Woche, die er einsam zugebracht hatte, traf er plötzlich den Pelzjäger Potts, der, viel jünger und heißblütiger, noch nicht lange im Staate Missouri wohnte.

Beide beschlossen, nachdem sie sich Gruß und Gegengruß geboten, einen gemeinsamen Jagdzug auf Biber zu unternehmen.

So gelangten sie an das Ufer des Stromes und verbargen sich im Dickicht.

„Bei Tage ist an eine Jagd nicht zu denken," sagte Colter, „denn aus vielen Zeichen errate ich, daß uns die — Rothäute auf den Fersen sitzen. Wir müssen die Nacht abwarten."

So geschah es auch. Während sie den Tag über wie Gefangene zwischen Gestrüppe und Ranken lagen, krochen sie, so bald die Nacht hereingebrochen war, aus ihrem Verstecke und schlichen am Ufer entlang, wo die Biber hausten . . .

So zogen sie weiter, immer sorgsam sowohl an der Erde als im Gras, alle Fußspuren verwischend, welche den Rothäuten ihren flüchtigen Aufenthalt verraten könnten.

Potts besaß ein Kanoe, ein aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestelltes Boot, das während des Tages in der Nähe des Ortes versteckt lag, wo sie rasteten.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten schon das dichte Blätterdach, welches sich über die beiden Pelzjäger wölbte.

Potts sprang auf, schüttelte sich vor Frost und rief: „Ich halte es nicht mehr aus! Es lohnt nicht, noch länger mit Nichtsthun und Frieren hier zuzubringen. Wir wollen aufbrechen."

„Ist es schon Zeit?" fragte Colter vorsichtig und doch sichtlich froh.

„Ehe wir fertig sind, wird es so weit sein."

Pott holte das Kanoe aus dem Versteck, und Colter schnürte die Biberfelle in ein Bündel und trug es an den Strand.

Sie bestiegen das Boot und ruderten lautlos stromaufwärts. Die Gegend wurde immer wilder und die Gebüsche und Bäume, welche bisher das Ufer säumten, verschwanden; steile Felsen stiegen am Strande empor und warfen tiefe Schatten über das Wasser, so daß Colter, der nach allen Seiten sich umsah, unwillig ausrief:

„Wir sind verloren, wenn die Rothäute uns hier überfallen. Sie werden früher da sein, als wir sie erspähen können."

So ruderten sie zwischen den Felsen hindurch und horchten auf jedes Geräusch. Plötzlich zog Colter das Ruder aus dem Wasser, sein Gefährte that schnell und leise ein gleiches.

„Was giebt's?" fragte er.

„Still!" flüsterte Colter. „Hörst Du nichts?"

„Ich höre nichts," antwortete Potts nach einer atemlosen Pause.

Jetzt tönten Schritte vom dunklen Ufer her und das Geräusch derselben wurde immer lauter.

„Indianer!" rief Colter leise, tiefen Ernst im Gesicht.

„Unsinn!" erwiderte Potts.

„Was soll sonst das Geräusch sein?"

„Büffel, die zur Tränke gehen."

„Ich beschwöre dich, folge mir," fuhr Colter fort. „Wir wollen zurückrudern."

„Lächerlich! Vor einer Herde Büffel die Flucht ergreifen. Und was noch schlimmer ist, unsre Biberfallen im Stich lassen, daß sie die Spürhunde, ‚die Schwarzfüße' (Siouxindianer), entdecken. Sie würden sofort auch die finden, welche die Fallen stellten, und wie ein Hornissenschwarm über uns herfallen.

„Auch ich wünsche nicht, daß wir mit ihnen zusammenstoßen," erwiderte Colter, „aber daß die Töne von Büffeln herrühren, glaube ich nun und nimmermehr." Er gab trotzdem nach und ruderte vorwärts, obwohl er sagte: „Es wäre vorsichtiger gewesen, umzukehren."

Das Geräusch der Schritte, das am Ufer laut geworden war, hörte nicht auf; es begleitete vielmehr, hinter den Felsen hervortönend, die beiden Pelzjäger auf ihrer Fahrt.

Colter, welcher kein Auge vom Ufer verwandte, rief plötzlich, nachdem sie eine Zeitlang den Strom aufwärts gerudert hatten: „Sieh hin! Ich schwöre darauf, daß es Rothäute sind!"

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so wurde dies auch bestätigt.

Unter fürchterlichem Geheul tauchte aus den Felsspalten ein Schwarm Indianer auf, die ihre Bogen und Äxte schwingend an den Rand des Ufers sprangen und den Pelzjägern winkten, daß sie landen sollten.

„Sei kein Narr!" rief Potts zornig; „du wirst doch nicht diesen Teufeln trauen und uns ihnen überliefern? Bleib im Strom!"

„Wir haben keine Wahl," entgegnete Colter finster und steuerte zum Ufer.

„Sprich deutlicher," unterbrach ihn Potts ungeduldig.

„Auf dem Strome gehen wir einem sicheren Tode durch ihre Pfeile entgegen," erwiderte Colter heftig, „auf dem festen Land bleibt uns die Möglichkeit einer Flucht . . ." Widerwillig steuerten nun beide dem Ufer zu.

In dem Augenblicke, wo der Kiel ihres Kanoes dasselbe berührte, sprang ein riesiger Indianer, vor Freude grinsend, in das Boot und packte das Gewehr des Potts.

Colter konnte später niemals begreifen, warum ihn gerade das Wegnehmen der Waffe in so große Aufregung gebracht. Was war der Verlust desselben im Vergleiche mit dem ihres Lebens, das augenscheinlich bedroht war, mit den Martern, die sicher ihrer warteten?

Doch ihn übermannte die Empörung. Blitzschnell erhob er sich, packte den Gegner an der Kehle, schleuderte ihn zu Boden und entriß ihm das Gewehr, welches er seinem Gefährten übergab, der noch im Boote war.

Potts faßte es mit der rechten Hand und stieß mit der linken das Ruder gegen das Ufer, so daß sein Kanoe dem Drucke folgend wieder in den Strom glitt und in dessen Mitte schwamm.

Dies alles geschah während der Dauer von wenigen Sekunden. Während die Rothäute Colter, der am Ufer stand, umringten und festhielten, gelang es Potts eine Strecke weit zu fliehen und der Gefangene, der ihn mit seinen Blicken folgte, sagte sich: „Potts ist gerettet!"

Da schwirrte ein Pfeil von der Sehne eines Indianerbogens, zischte durch die Luft und blieb in der Brust des Potts stecken.

„Ich bin getroffen!" schrie dieser und drückte seine Hand gegen die Wunde.

„Rudere an's Land," rief ihm Colter zu, „und ergieb dich, wenn du am Leben bleiben willst."

Potts aber, der alle Rothäute für treulos und wortbrüchig hielt, schüttelte das Haupt und erwiderte:

„Ich will lieber an meiner Wunde verbluten, ehe ich mich diesen Schurken überliefere."

Er hob sein Gewehr und schoß auf die Indianer, die dichtgedrängt am Ufer standen.

Einer derselben stürzte tot zu Boden.

Ehe Potts ein zweites Mal feuern konnte, schwirrten ein paar Dutzend Pfeile durch die Lüfte und trafen ihn, so daß er leblos zurücksank. Das Kanoe wurde von der Flut stromabwärts getrieben; Indianer stürzten ihm nach und fischten es auf.

Jetzt richtete sich ihre Wut und Rache gegen den gefangenen Colter. Sie rissen ihm alle Kleider vom Leibe, so daß er nackt dastand und berieten dann, auf welche Art er sterben sollte?

Er verstand ihre Sprache und hörte, was sie eifrig berieten.

Sie wollten den Weißen auf diejenige Weise töten, welche ihnen am meisten Vergnügen machte.

„Er soll langsam am Feuer braten!" schlug der eine vor.

„Nein," riefen andere. „Stellt ihn als Zielscheibe auf, nach der wir mit Pfeilen schießen werden."

Colter konnte nicht alles verstehen, nur das war ihm klar, daß er zu einem grausamen, langsamen Tode verurteilt sei und machte sich auf das ärgste gefaßt.

Endlich hatten seine Feinde einen Beschluß gefaßt. Ihr Häuptling trat zu ihm, faßte seine Schulter und fragte: „Kannst du schnell laufen?"

Colter kannte die Sitten und Sinnesart der Rothäute zu genau, um über die Bedeutung dieser Frage im Zweifel zu sein und erriet sofort, daß er zu Tode gehetzt werden sollte. Trotzdem zuckte ein Blitz vor Freude über sein Antlitz und er erwiderte:

„Ich bin sehr schlecht zu Fuße."

Die Todesart, zu der er verurteilt worden war, erschien ihm wie ein letztes Brett, an das sich der ertrinkende Schiffbrüchige anklammert. Er zitterte bei dem Gedanken, daß einer der Indianer von seinem Rufe: der beste Schnellläufer im Missouristaate zu sein, erfahren haben könnte.

Der Häuptling führte ihn hundert Meter weit in die Steppe, welche sich landeinwärts in unabsehbarer Ferne hinzog, und ließ ihn plötzlich los, indem er rief: „Laufe, laufe!"

In dem Augenblicke, wo Colter diesen Befehl befolgte und sich seinen flinken Beinen anvertrauend auf die Flucht begab, verriet ein fürchterliches Geschrei, daß der ganze Haufen ihm auf den Fersen saß. Er stürzte vorwärts und fühlte kaum den Boden unter seinen Füßen.

Den Tod im Rücken, glich sein Lauf mehr einem Fliegen als Rennen, und er wunderte sich selbst über die Geschwindigkeit, mit der er dahin sauste.

Das Geschrei der Verfolger wurde immer schwächer, und dies verriet ihm, daß sich ihre Zahl verringert hatte.

Während dieses wahnsinnigen Rennens dachte er: „Lohnt es sich noch weiter zu laufen? Der Tod ist ja unvermeidlich!"

So weit das Auge reichte, war in der weiten Steppe kein Strauch, kein Baum, die ihm ein Versteck bieten konnten, zu erblicken. Ein Mann mit weniger stählernen Nerven, als ein solcher Trapper, würde es aufgegeben haben, die Todesangst noch weiter zu verlängern.

Colter, so viel er seiner Sinne mächtig war, durchforschte die Himmelsrichtung, in welcher er lief, und berechnete, daß er noch eine Stunde vom Jefferson-Gebiet, das die Rothäute nicht betreten durften, entfernt war.

Er hatte sich nicht ein einziges Mal umgeblickt und auch auf die Entdeckung, daß das Geschrei seiner Verfolger immer schwächer wurde, nicht großen Wert gelegt, denn wenn nur ein einziger derselben ihm auf den Fersen blieb, so war er verloren.

Das Jauchzen und die grellen Schreie waren jetzt ganz verstummt, aber nach kurzer Freude kam ihm die Überlegung, daß seine Feinde den Atem schonten, um ihn desto ernstlicher verfolgen zu können. Er floh fort und fort über die endlose Ebene, immer mit dem Gedanken, in der nächsten Sekunde von einem Pfeil oder Wurfspieß durchbohrt zu werden. Die nackten Füße fingen an zu bluten und der blaue Rand der Prairie schien ihm noch ebenso fern, als am Anfang.


„Er floh fort und fort über die endlose Ebene."

Endlich blickte er sich um. Der größte Teil der Feinde war seinen Augen entschwunden und die übrigen über hundert Meter von ihm entfernt. Nur Einer hatte alle überholt und kam schnellfüßig näher, immer näher, seinen Speer zum Wurfe bereit.

Beim Anblicke dieses Einzelnen regte sich zum ersten Male in Colter die Hoffnung: „Es ist noch Rettung möglich."

Die Ellenbogen fest gegen die Seiten der Brust gestemmt, verdoppelte er seine Anstrengung und legte noch schneller seine Bahn zurück.

Das war jetzt ein Wettrennen zwischen zwei Menschen, von denen der eine sein eigenes und der andere ein fremdes Leben gewinnen wollte.

So liefen sie noch eine englische Meile*) weit. Da fühlte Colter, daß seine Kräfte erlahmten, die Kniee zitterten und der Atem kürzer wurde. Er stolperte ab und zu, machte kleinere Schritte und bekam starkes Herzklopfen.

„Es ist ein Zweikampf ums Leben," sagte er sich zur Aufmunterung. „Sei tapfer und weiche nicht!"

Ein paar Meilen noch und das Ziel, die Grenzpfähle, welche der Indianer bei Todesstrafe nicht überschreiten durfte, ist erreicht.

Trotzdem ihm das Blut aus Nase und Ohren quoll und auf die Brust niederfloß, rannte er vorwärts.

In der Ferne schimmerten schon die weißen Hölzer des Grenzzaunes.

In diesem Augenblicke hörte er Fußtritte hinter sich und der Indianer kam ihm in mächtigen Sprüngen immer näher.

Die Grenze war nicht mehr zu erreichen, alles verloren; im nächsten Augenblicke wird er vom Speer des Verfolgers durchbohrt und tot zu Boden stürzen!

*) Die Meile in England oder Amerika beträgt 1609 Meter.

Jetzt gab er es auf, an seine Rettung zu denken. Er wandte sich um und breitete stehen bleibend beide Arme aus, um in dieser Stellung den Todesstoß zu empfangen.

Der Feind war nur zwanzig Schritte von ihm entfernt, blieb stehen und hob den rechten Arm, um seine Waffe zu schleudern. Doch auch dieser war von dem tollen Rennen auf das Äußerste erschöpft, Hände und Füße gehorchten nicht mehr sicher ihrem Gebieter, die sengenden Sonnenstrahlen blendeten die Augen, und der Wurf verfehlte sein Opfer.

Der Speer flog an Colter vorbei und blieb wenige Schritte hinter demselben im Grase stecken.

Colter hatte mit den Augen den Flug des Geschosses verfolgt und stürzte ihm nach. Ehe der Indianer noch einen Schritt vorwärts gemacht, sah er schon seinen Speer in der Hand des Weißen blinken.

Im nächsten Augenblicke rannte dieser auf ihn los und bohrte die Waffe ihm so tief in den Leib, daß ihre Spitze aus dessen Rücken ragte.

Die Rothaut fiel zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Colter setzte seinen Weg ohne sich noch länger aufzuhalten fort und that dies jetzt langsamer, da er einen großen Vorsprung hatte und heftige Schmerzen an den Füßen litt; er lahmte und jeder Schritt bereitete ihm Höllenqualen.

Ab und zu schaute er sich um nach seinen Verfolgern.

Ihr weither tönendes Geheul verriet, daß sie die Leiche ihres Gefährten gefunden hatten und die Totenklage anstimmten.

Während der kurzen, ihm dadurch gegönnten Frist spornte Colter seine letzten Kräfte an, und laut jauchzte er auf, denn ein paar hundert Schritte vor ihm glitzerten die Wellen des Jeffersonflusses, an dessen jenseitigem Ufer er die Grenzpfähle erblickte.

Es galt jetzt nur mehr, den Fluß, der mehrere Meter breit war, zu durchschwimmen.

Er stürzte sich in denselben und steuerte auf die Insel los, welche in der Mitte lag; dort hatte sich Treibholz gestaut und eine Art Floß gebildet, das teils im Wasser und teils auf dem Festlande lag.

Dieses Floß sollte ihm zum Versteck dienen, denn er fühlte, daß er nicht genug Kräfte besaß, um die ganze Breite des Flusses zu durchschwimmen.

„Ich will bis zum Einbruch der Dämmerung rasten," sagte er sich, „und dann an das jenseitige Ufer schwimmen. Die Rothäute werden, wenn sie an den Fluß gelangt sind, meine Verfolgung als aussichtslos aufgeben."

Er erreichte bald das Floß und hatte kaum unter jenem Teile desselben, der auf der Insel lag, ein Versteck gesucht, so erschienen sie am Ufer und spähten nach allen Seiten.

Wie zitterte aber sein kühnes Herz, und wie arg war er enttäuscht, als sie ihre Waffen hochhaltend auch in das Wasser sprangen und auf die Insel los schwammen.

„Ich bin verloren!" dachte Colter in seinem Verstecke.

Sein Herz pochte hörbar vor Aufregung, denn seine Verfolger hatten die Insel betreten; einige liefen auf dem Flosse hin und her, während die anderen mit ihren Speeren auf die Büsche und das Geäste der Bäume schlugen, um den Flüchtling aufzustöbern.

Sie kamen dem Verstecke, in dem Colter hockte, so nahe, daß er ihre Gesichtszüge sehen und jedes Wort hören konnte. Die Dämmerung aber, die unter den tiefschattigen Bäumen herrschte, verhinderte es, daß sie ihn erblickten.

Ab und zu traf ein Schlag ihrer Waffen die Stämme, unter denen er gekrümmt lag.

Endlich gaben sie die Verfolgung auf. Aber ein neues Entsetzen erfaßte ihn. Die Rothäute fingen alle Vorbereitungen zu einem Feuer an. Hatten sie den teuflischen Gedanken, das Floß anzuzünden und ihn zu verbrennen? So gut er jetzt auf diesen Gedanken kam, so sicher mußten auch sie darauf verfallen.

Er hörte ein erregtes Gespräch, dann folgte Grabesstille.

Colter spähte vorsichtig. Die Rothäute lagen um ein Feuer herum und schliefen so fest, daß das Geräusch der tiefen Atemzüge bis in sein Versteck drang. Diesen festen Schlaf brachte der ungewohnte Genuß des Branntweins zu stande, welchen sie in den Flaschen der beiden Pelzjäger gefunden und in vollen Zügen getrunken hatten.

Colter wartete bis es Nacht geworden war, tauchte so leise als möglich wieder in den Fluß, und schwamm eine Strecke abwärts, bis er aus dem Gesichtskreise der Rothäute gelangt war.

Dann wandte er sich dem jenseitigen Ufer zu und betrat es so erschöpft, daß er wie leblos ins Gras sank und bis zum späten Morgen schlief.

Er befand sich in einer entsetzlichen Lage, denn er stand nackt, wehrlos und allein in einer Wildnis, die ihm gänzlich unbekannt war.

Ein anderer Mann wäre darüber in Verzweiflung geraten; er aber raffte sich, trotz seiner blutenden Füße und der Tausenden von Moskitos*), die seinen ganzen Leib zerstachen, auf und setzte den Weg fort. Er wußte, daß eine Tagereise weit von der Grenze eine Niederlassung der christlichen Missionäre am Jeffersonflusse errichtet worden sei.

„Wenn meine Kräfte mich nicht verlassen und kein neuer Feind mir entgegentritt, so werde ich morgen dorthin gelangen." Dieser Gedanke gab ihm neuen Mut und er schritt durch Gestrüpp und Dornenranken vorwärts; seine Nahrung bestand aus Wurzeln und Kräutern, die er hier und dort ausgrub. Vieles Wild, das einen prächtigen Braten gegeben hätte, kreuzte seinen Pfad, und in den Lüften wie auf den Bäumen, unter deren Schatten er schritt, flatterten hunderte von eßbaren Vögeln.

„Hätte ich meine Flinte bei mir," seufzte er oft auf und schaute den Davoneilenden sehnsüchtig nach.

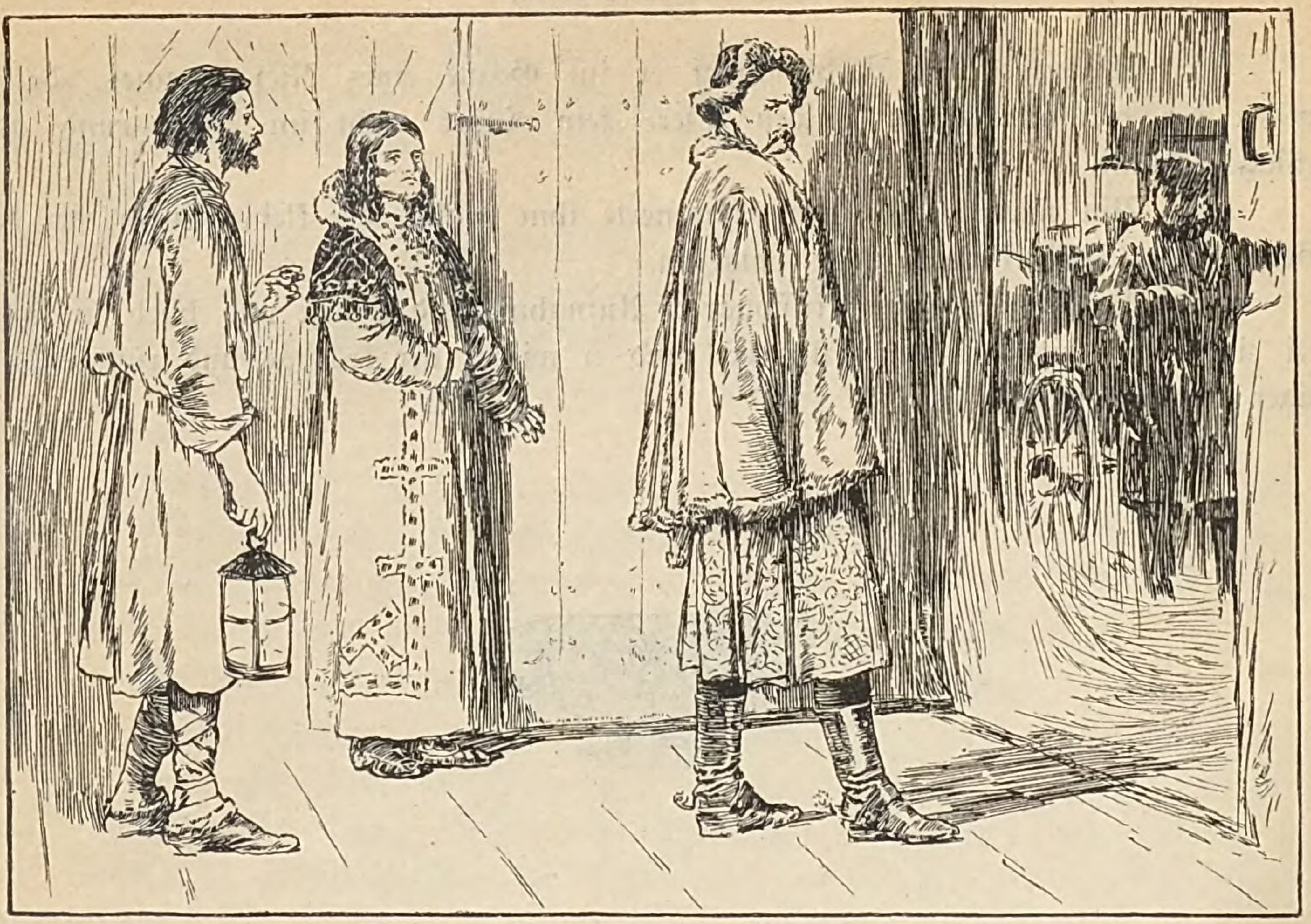
---

*) Diese Stechmücken sind in der Nähe von Flüssen des heißen Amerikas besonders zahlreich.

Während der Nacht schlief er im Geäste eines Riesenbaumes, da er wegen der herumstreifenden wilden Tiere sein Lager nicht im Moosgrund aufschlagen wollte.

Am nächsten Morgen schimmerte ihm endlich der kleine Turm, der das Gebäude der Niederlassung zierte, entgegen.

Er fand bei den Missionären Aufnahme und Pflege und blieb so lange bei einen, bis seine wunden Füße heil und er wieder der kräftige und rüstige Pelzjäger Colter geworden war.



Nächstenliebe.

Es war eine bitterkalte Nacht im strengen russischen Winter. Ein schneidender Nordwind, düsteres Mondlicht, das mit gewaltigen Wolkenmassen kämpfet und Schnee überall; tiefer grundloser Schnee, auf den ununterbrochen neue Flocken fielen; die Bäume ächzten unter seiner Last, Weg und Steg waren gänzlich verweht und die Dörfer eingeschneit, so daß sie wie weiße Hügel erschienen.

In der kleinen Stadt Robrin, an der Grenze zwischen Rußland und Polen, war kein Mensch auf der Straße zu erblicken und alles lag wie tot. Nur aus der geöffneten Thüre des Wirtshauses fiel ein Lichtstrahl und erhellte das Dunkel des Spätabends; ein Schlitten mit vier langmähnigen Rossen stand vor dem Hause.

Obwohl die Tiere soeben erst den Stall verlassen hatten, waren sie schon mit Schnee dicht bedeckt und ihr Kutscher, welcher sie lenkte, glich einem Schneemann.

Das Gespann sollte den Herrn von Jaroslow, dessen Frau und kleine Tochter, die aus Sankt Petersburg gekommen waren, nach ihrem Schlosse Bolesov bringen. Der Baron wünschte während der Nacht zu reisen, um so schnell als möglich dorthin, wo dringende Geschäfte auf ihn warteten, zu gelangen.

„Euer Herr vergißt, daß ihr durch den Wald von Rostov fahren müßt,“ sagte der Wirt zu dem Diener Iwan. „Es schneit und in demselben hausen zahllose Wölfe. Er sollte bedenken, daß diese Bestien in langen Winternächten am hungrigsten sind.“

Der Mann hatte recht, denn die Gefahr, welcher die Reisenden sich aussetzten, war groß.

Der Baron aber, der die Warnung gehört hatte, zog seine Uhr und rief:

„Unsinn! Die Jahreszeit, in der die Wölfe auftauchen und Menschen überfallen, ist noch nicht gekommen. Wenn die Rosse, welche du uns vorgespannt hast, tüchtig laufen, so werden wir vor Einbruch der Nacht in Bolisov sein.“

„Wenn Euer Gnaden auf meinen Rat nicht hören wollen,“ erwiderte der Wirt, „so möge Ihnen Gott helfen! Trinkt wenigstens heißen Wein, der Euch vor dem Erfrieren schützen wird.“

Die Reisenden verließen, mit Ausnahme des Barons, nur ungern die geheizte Stube und hüllten sich, sobald sie im Schlitten Platz genommen hatten, in ihre Decken, Tücher und Pelze. Der Diener Iwan setzte sich zum Kutscher und befahl ihm, die Rosse zum schnellsten Laufe anzutreiben.

Es geschah, und das Gefährt verschwand bald in der Dunkelheit, denn in dem Augenblicke, wo die Thüre des Wirtshauses geschlossen wurde, herrschte tiefe Finsternis auf der Straße.

„Himmel! wie kalt ist es!“ rief Iwan aus und schlug eine dichte Wolldecke um seinen Leib.

Der Schnee, der noch immer niederfiel, machte den Weg fast unfahrbar und hinderte die Rosse am Vorwärtslaufen; dazu gesellte sich noch eine eisige Kälte, so daß der Schnee, sobald er den Boden oder irgend einen Gegenstand berührte, fror. Dadurch geschah es, daß sich eine dichte Schneekruste um die beiden Wagenlaternen bildete, welche das Licht derselben verhüllte.

Nach einer Stunde gelangten die Reisenden in den Wald von Rostov und fuhren zwischen den schneebedeckten Bäumen, deren niederhängende Äste sich über den Fahrweg spannten und den Kutscher hinderten, vorwärts zu blicken.

Das Sausen des Windes hörte jetzt auf, und es herrschte eine lautlose Stille, so daß der Hufschlag der Rosse unhörbar im tiefen Schnee verklang.

Die Frau des Barons erhob sich plötzlich aus den Kissen und rief: „Höre! was war das?“

Der Baron, der eingeschlafen war, öffnete die Augen, horchte und erwiderte:

„Ängstige dich nicht — ich höre nichts.“

Während er noch sprach, tönte ein entsetzliches Geheul an ihre Ohren, das näher, immer näher kam.

„Das sind Wölfe!“ rief er und steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

„Fahre schneller!“ befahl er dem Kutscher.

Derselbe bedurfte nicht dieser Mahnung; denn er hieb, sobald er das Geheul gehört, ohne Aufhören auf die Rosse, so daß sie wie flüchtige Rehe dahinjagten.

Iwan wandte sich zu seinem Herrn und sagte leise:

„Die Wölfe werden uns überfallen. Soweit ich zurückblicken kann, ist der Schnee von ihnen bedeckt. Es mögen fast hundert sein.“

„Was ist zu thun?“ fragte der Baron.

„Gott weiß es,“ erwiderte Iwan traurig. „Ihr Hunger muß groß sein, denn sie sind feige Bestien, welche gewöhnlich schon durch das Licht der Wagenlaternen verscheucht werden. Wir wollen unsere Pistolen laden.“

Das kleine Mädchen, das im Schoße der Mutter geschlafen hatte, erwachte und erhob ein Jammergeschrei, als es das Wort: „Wolf“ hörte. Die Kleine erinnerte sich an alle Schauergeschichten, die sie von diesen Tieren gehört hatte.

„Denke an Daniel in der Löwengrube, den der liebe Gott beschützt hat, weil er auf ihn vertraute,“ tröstete sie die Mutter. „Wir stehen in Gottes Hand, meine süße Helene; er wird uns erretten!“

„Da sind sie!“ schrie Iwan und wies mit der Hand auf ein Rudel, das jetzt den Schlitten von allen Seiten umgab. Einige Wölfe erhoben ein heiseres Bellen, während die andern sich in großen Sprüngen den Rossen näherten. Ihr Rachen war geöffnet, die Augen funkelten in grünlichem Schimmer, und ihr weißes, scharfes Gebiß blinkte beim schwachen Schimmer der Laterne.

Die Rosse, welche dem Schlitten vorgespannt waren, schienen ebenso wie die Reisenden die Gefahr, welche sie bedrohte, zu ahnen, denn sie liefen wie toll vorwärts.

Ein riesiger Wolf versuchte sein Gebiß in die Flanken eines derselben zu bohren: da feuerte Iwan seine Pistole los und das Tier sank tot in den Schnee.



„Iwan feuerte seine Pistole los.“

Auch der Baron gab einige Schüsse ab, wodurch die Bestien verscheucht wurden und zurückblieben. Doch nur für kurze Zeit; sie gewöhnten sich rasch an den Knall der Pistolen und kamen dem Schlitten ganz nahe.

„Wir müssen ein Roß opfern," sagte Iwan, sprang vom Bock und löste eins aus dem Geschirr. Es trabte langsam im Schnee, während die drei anderen weiter sausten.

Die Wölfe stürzten sich auf das Tier, das anfangs gräßliche Schreie ausstieß; dann wurde es still und der Baron, der aus dem Fenster blickte, rief:

„Gott sei Dank! Wir sind gerettet."

„Einstweilen," flüsterte Iwan sorgenvoll.

Er kannte die Wölfe zu gut, sie würden wieder kommen, sobald sie das Pferd zerrissen und verschlungen hätten.

Seine Befürchtung ging nur zu bald in Erfüllung; denn nach einer Viertelstunde verrieten heiseres Gebell und viele Schatten, die neben dem Gefährt auftauchten, daß die Wölfe neue Beute witterten und suchten. Die Reisenden blickten einander an.

„Mach ein zweites Pferd los!" rief der Baron. Der Kutscher zerschnitt rasch die Stränge und die Wölfe stürzten sich auf ihr Opfer. Dieselben jammervollen Töne, wie das erstemal, wurden laut, und mühsam zogen die beiden Pferde den Schlitten auf den Gipfel des Hügels.

Iwan jauchzte auf: „Diesmal sind wir gerettet," und er zeigte auf ein helles Licht in etwa einer halben Stunde Entfernung.

„Was ist das?"

„Die Lampe des Wirtshauses zu Bolesov." Während sie den Hügel hinunter dem Lichte und der Rettung zusausten, hörten sie, weit hinter sich, aber mit jeder Minute immer näher, das Geheul ihrer Verfolger.

Iwan berührte den Arm seines Herrn. „Väterchen," sagte er, „es giebt nur noch eine Möglichkeit der Rettung, aber auch nur die eine. Opfern wir jetzt noch ein Pferd, so kann das letzte nicht die Entfernung zurücklegen, die wir noch zu durchfahren haben. Jetzt sind es zwei und sie hängen bereits die Köpfe vor Erschöpfung. Ich will absteigen, und ich denke, daß ich mit meinen Pistolen die Wölfe zurückhalten kann, bis Ihr in Sicherheit seid. Wenn wir zusammen bleiben, müssen wir alle umkommen; steige ich dagegen ab, wer weiß, ob Ihr mir nicht rechtzeitig Hilfe bringen könnt. Nur, Väterchen, wenn die Wölfe mich töten, sorge für mein Weib und meine Kinder."

„Nein," rief die Baronin, „um den Preis wollen wir nicht gerettet werden!"

Iwan blickte auf den Baron, der Baron auf Frau und Tochter und schwieg. „Vielleicht habe ich noch Zeit auf einen Baum zu klettern, aber wenn wir noch länger warten und beraten, sind wir alle verloren. Väterchen, laß mich abspringen." Und er küßte dem Baron die Hand.

Die Wölfe waren wieder in nächster Nähe, die ermüdeten Pferde galoppierten mit letzter Kraftanstrengung, das Licht im Wirtshaus wurde heller und größer, aber auch die grünen Augen der Wölfe funkelten immer näher und ihr blutgieriges heiseres Geheul erfüllte die Luft. „Es muß sein," sagte der Baron, „Gott segne dich, Iwan, für diese That. Wenn du stirbst, so sollen dein Weib und deine Kinder uns so teuer sein, als wären sie unsre nächsten und liebsten Verwandten."

„Danke, Väterchen," antwortete Jwan, „nun möge Gott mit uns allen sein! Feuere wenn ich abspringe, feuere beide Pistolen mit einmal ab." Der Baron that so.

Einen Augenblick lang blieb das Rudel stehen, von dem plötzlichen Feuerschein geblendet, dann erscholl ein schreckliches Geheul. Ein Pistolenschuß, ein zweiter und noch einer — dann Todesstille.

Der Schlitten war jetzt nur noch zweihundert Schritt vom Gehöft entfernt; werden es die Reisenden erreichen? Schon wieder jagen die Wölfe hinter dem Schlitten her und holen ihn ein, als er nur noch wenige Schritte vom Thore entfernt ist. In dem Augenblicke wird das Thor geöffnet, ein Lichtstrom fällt auf Straße und Schlitten und erschreckt fliehen die Wölfe in den Wald zurück.

Der Baron und die Seinigen sind gerettet.

Jwan wurde nicht wieder gefunden, seine Pistolen lagen im Schnee auf der Straße; drei waren abgefeuert, die vierte noch geladen. Die Wölfe mußten ihn zerrissen haben, bevor er sie abfeuern konnte. Wo die Pistolen lagen, steht jetzt ein steinernes Kreuz. Auf der einen Seite der Name und die That Jwans, auf der andern diese Worte: „Größere Liebe hat keiner als der, der sein Leben hingiebt für das seines Nächsten."



Ein Kampf mit Seeräubern.

In dem Tagebuche eines Passagiers, der auf dem amerikanischen Schiffe „Patrick Henry", Kapitän Tuttle, im Juli 1813 von New-York nach Curaçao reiste, findet sich die folgende Erzählung:

Wir hatten den Atlantischen Ozean durchsteuert und näherten uns dem Ziele unserer Reise, Curaçao, das wir in einer Woche erreichen mußten; unser Schiff, der „Patrick Henry", welches das Sternenbanner im Mast führte, glitt wie ein Schwan durch die ruhige See und alles, Wind und Wetter, ließen uns eine glückliche, bald vollendete Reise hoffen.

Ich saß auf dem Vorderdeck und schaute träumend über die wogende, azurblaue See, als der Kapitän rasch an meine Seite trat und sagte:

„Ein Segeler in Sicht! Aber was für einer? Ich kann es nicht herausbekommen. Wollen Sie, lieber Freund, mit Ihren scharfen Augen es nicht versuchen und in den Mastkorb steigen?"

Ich nahm mein Fernrohr und kletterte hinauf.

„Nun, was ist es?" fragte der Kapitain von unten.

„Ein Schooner (zweimastiges Schiff)! Mehr kann auch ich nicht erkennen. Er scheint die See sehr zu lieben, denn er fährt äußerst gemächlich."

„In welcher Richtung steuert das Schiff?"

„In südsüdwestlicher, wie wir . . ." lautete meine Antwort.

Der Kapitän, der bisher das Schiff mit bloßem Auge beobachtet hatte, nahm jetzt ein Fernrohr. „Was ist das — was soll der weiße Fleck, der jetzt erscheint? Ich kann es von hier unten nicht erkennen."

„Ein neues Segel. Der Schooner ändert den Kurs. So wahr ich lebe, jetzt steuert er gerade auf uns zu."

Der Kapitän, nachdem ich wieder neben ihm stand, ließ das Fahrzeug nicht mehr aus den Augen, bis es uns so nahe kam, daß er dessen Einrichtung und Beschaffenheit genau prüfen konnte; dann sagte er:

„Folgen Sie mir in die Kajüte. Ich habe mit Ihnen zu reden." Während wir über das Deck gingen, trug er einen zufriedenen Ausdruck zur Schau und seine Augen blitzten.

„Der Kapitän ist guter Laune," flüsterten die Matrosen einander zu.

In der Kajüte bot der Kapitän mir einen Stuhl an und schloß sorgfältig die Thür.

Das erste Wort, welches er sprach, war:

„Ich bin fest überzeugt, daß es ein Seeräuberschiff ist.“

„Seeräuber!“ rief ich erschrocken.

„Ja, Seeräuber, und ich will Ihnen sagen, warum. Erstens, was hatte das Schiff auf dem Meere so langsam zu schleichen, anstatt die frische Brise zu benutzen. Warum zog es ein neues Segel auf und steuerte auf uns zu, als es uns erblickte. Und dann das Äußere, die ganze Bauart des Schiffes. Doch darüber zu reden ist nutzlos, jetzt heißt es nur, was sollen wir thun? Der ‚Patrick Henry‘ ist kein Schnellläufer, der Fremde wird uns bald einholen. Wenn wir sie an Bord lassen, müssen wir höchstwahrscheinlich alle über die Klinge springen. Es ist also besser, wir lassen sie nicht herauf. Unsere ganze Ausrüstung besteht aus einem rostigen Mörser und zwei Sechspfündern und ich glaube kaum, daß eine Kugel dafür vorhanden ist. Es ging zu eilig her beim Einschiffen. Fügen Sie, lieber Freund, zwei Musketen und eine Flinte hinzu, alle drei in einem Zustande, daß es ebenso gefährlich ist, hinter wie vor ihnen zu stehen, und Sie werden mir zugeben, daß sich in dieser Verfassung unser Schiff die Seeräuber nicht vom Leibe halten kann.“

„Was ist zu thun?“ fragte ich ratlos.

„Wir müssen versuchen, das mit List zu erreichen, was wir durch Gewalt nicht zustande bringen können,“ erwiderte Tuttle in ruhigstem Tone.

„Warum sollte unser prächtiges Schiff nicht so ausstaffiert werden können, daß diese Piraten Furcht vor ihm haben?“

„Ich gehe auf Deck, sehen Sie nach Ihren Pistolen, wenn Sie welche haben, denn wenn der Fremde sich nicht mit unserm Anblick begnügt, dann heißt's fechten bis zum letzten Atemzuge.“

Ich eilte zu meiner Vogelflinte und den Pistolen, und lud sie, dann folgte ich dem Kapitän aufs Deck. Er hatte den Matrosen seinen Plan und die ganze Lage auseinandergesetzt: „Ihr seht also, sie werden zweifelsohne an Bord kommen, ob wir nun kämpfen oder nicht. Wenn Ihr aber alles thut, was ich Euch jetzt sagte, so denke ich, schrecken wir die Schufte ab.“

Ein „Ja wohl, ja wohl!“ aus vollem Herzen war die Antwort.

„Dank' Euch, meine Jungens!“ sagte der Käpitän. „Auch nicht der geringste Fetzen Segel wird mehr aufgezogen, sondern wir thun, als ob wir die Kerle nicht sähen. Wenn sie doch noch an Bord kommen, nun dann werden wir zeigen, daß wir keine Feiglinge, sondern Männer sind, die den Tod nicht fürchten.“

Das Schiffsvolk war eifrig nach seinen Befehlen damit beschäftigt die Bramstange in Klötze von ungefähr 1½ Meter Länge zu schneiden. Diese wurden dann schwarz bemalt, mit einem runden Punkt in der Mitte versehen, so daß sie Kanonenröhren glichen und neben den zwei alten Sechspfündern an jede Pfortenlucke unseres Decks aufgeflanzt. Wir hatten nun an jeder Seite fünf solche Scheingeschütze. Die Pfortenlucken sollten so lange geschlossen bleiben, bis der Kapitän befehlen würde, sie zu öffnen, dann aber die Stücke einen halben Meter weit außerhalb der Bordwand

geschoben werden. Auf dem Oberdeck wurde eine Plattform gebaut und der Vierzehnpfünder hinaufgehoben.

Als diese Veranstaltungen getroffen waren, ging der Kapitän ruhig unter Deck und ließ die Mannschaft staunend beisammen, die von dem, was nun kommen müßte, eifrig sprach. Wir fuhren unterdes weiter ohne auch nur ein Segel mehr auszuspannen und thaten, als ob wir den Schooner nicht bemerkten. Nicht so dieser. Außer einem großen Raasegel und Luvsegel auf dem Vordermast hatte er seine Leesegel aufgehißt und kam mit frischem Winde auf uns zu. Einen Augenblick in die Wellen sinkend, während eine große Woge unter ihm rollte und wieder im andern Augenblicke hoch emporsteigend aus dem Schaume der Flut, näherte er sich uns rasch.

Wie ein gewaltiger Raubvogel mit ausgebreiteten, mächtigen Schwingen segelte er auf uns zu! Es war keine Zeit zu verlieren, wir gingen in die Kajüte, um uns zu bewaffnen; der Kapitän ordnete seine Papiere und legte in eine Flasche einen Brief.

„Es kann sein, daß mir etwas zustößt," sagte er zu mir. „Wenn diese blutdürstigen Spitzbuben nicht besiegt werden, so muß ich als der Erste sterben. Natürlich! Alles Unglück, das uns trifft, kommt ja von mir, dem Befehlshaber des Schiffes. Werfen Sie, lieber Freund, wenn Sie entkommen, die Flasche mit dem Brief über Bord."

Ich hatte noch nicht ernstlich an die Möglichkeit gedacht, daß ich in dem folgenden Kampfe getötet werden könnte; ich glaubte, daß der Kapitän nur die Pfortlucken zu öffnen und die falschen Kanonen zu zeigen brauche, um den Schooner in die Flucht zu jagen.

Als aber Tuttle so ernst vom Sterben sprach, fühlte ich mich sehr unbehaglich, und da ich von Natur kein Soldatenblut in mir hatte, wünschte ich mich weit weg vom Bord des „Patrick Henry". Leider war ich nun einmal da, und hatte auch gar keine Hoffnung, zu entwischen. Nach langer Überlegung schlug ich dem Kapitän vor, daß auch ich einen Brief in die Flasche stecken wollte, und er willigte ein. Wir kamen überein, daß, wenn möglich, der Überlebende von uns den Brief an seinen Bestimmungsort bringen sollte.

Hierauf nahm er mich bei der Hand und sagte: „Das ist abgemacht! Wollen Sie nun den gefährlichen Posten mit mir teilen? Glauben Sie nicht, daß mir die Gefahren eines Kampfes unbekannt sind. Nein! Ich habe in vielen Schlachten für den Ruhm meines Vaterlandes gekämpft und sah Männer sterben, welche seitdem als Freiheitshelden verehrt werden. Sie sind ein Passagier und sollten eigentlich unter meinem Schutze stehen. Doch — bitte ich Sie die Gefahr mit mir zu teilen. Ich brauche jemanden, der neben mir auf der Plattform bleibt und mir bei der Drehbasse*) hilft. Jeder hat hier alle Hände voll zu thun, ich habe niemand und wüßte auch nicht, wo ich Sie sonst hinstellen sollte."

Die Augen des tapferen Mannes glänzten, als er mir diesen Vorschlag machte, auf den ich sofort einging. Wir stiegen auf Deck, wo die Mannschaft vollzählig versammelt war und auf weitere Befehle wartete.

Bald waren diese gegeben. Der Zimmermann und Tischler mußten Äxte und andere Waffen zur Verteidigung herbeischaffen und sie nebst den Gewehren unter die

---

*) Ein nach allen Richtungen hin bewegliches Geschütz.

Matrosen verteilen. Jeder Versuch der Seeräuber, über Bord zu steigen, sollte mit aller Macht verhindert werden.

Der Schooner war nur noch eine halbe Meile von uns entfernt, als er plötzlich seine Raasegel niederließ, um uns besser zu sehen; denn er wußte offenbar nicht, wie er sich unsere scheinbare Gleichgültigkeit gegen seine Annäherung erklären sollte? Plötzlich stieg eine Rauchwolke auf und am Hinterteil unseres Schiffes flog eine Kugel vorbei.

„Das dachte ich mir!" rief der Kapitän. „Nun, Leute, zeigt unsere Farben."

Ein Ballen Flaggentuch flog an die Spitze des Hintermastes und es entfaltete sich die Fahne der Vereinigten Staaten Amerikas. Die Rauchwolke zerfloß und zeigte den Schooner, welcher an seiner Gaffel die Flagge der Republik Columbia aufhißte.

„Das ist so die Art dieser Schurken," sagte der Kapitän. „Sie halten immer eine Republik zum Narren!"

Diese Worte waren kaum gesprochen, so stieg wieder eine Rauchsäule vom Schooner auf, und eine zweite Kugel flog zu uns herüber; sie traf nicht, sondern sank in das Meer, bevor sie das Schiff erreichte.

„Das war ein guter Schuß! Wir wollen auf keinen dritten warten", rief der Kapitän. „Zieht die Hauptsegel auf, Jungens, und holt die Burschen ein. Das Focksegel in die Höhe und unter den Wind gesegelt!"

Diese Befehle wurden mit der Schnelligkeit, die einer gut geschulten Mannschaft eigen ist, ausgeführt, und das Schiff lief gegen den Wind.

„Nun meine Burschen," fuhr der Kapitän fort, „stellt euch auf euere Plätze. Vier an jede Pfortlucke der Wetterseite; thut aber nichts, als was befohlen wird."

Die Matrosen nahmen ihre Stellungen ein, und ich folgte dem Kapitän auf die Plattform wo unsere Kanone stand. Wir luden sie bis an die Mündung mit Eisenstücken, Flintenkugeln und Blei, denn — wie der Kapitän richtig erraten hatte — war keine einzige Kanonenkugel an Bord.

Der feindliche Schooner hielt still, und es wurde ein Boot ins Meer gelassen, das sich mit Menschen füllte; von acht Ruderern gelenkt, näherte es sich in rasender Eile unserm Schiffe. Die Mündung unserer Kanone wurde so tief als möglich gesenkt, so daß der Schuß auf ungefähr fünfzig Schritte treffen mußte. Kapitän Tuttler stand mit dem Sprachrohre in einer Hand und einem Kolben, mit dem er der Kanone die Richtung gab, in der andern da.

Das Boot der Seeräuber vermochte an unsere Langseite anzulegen.

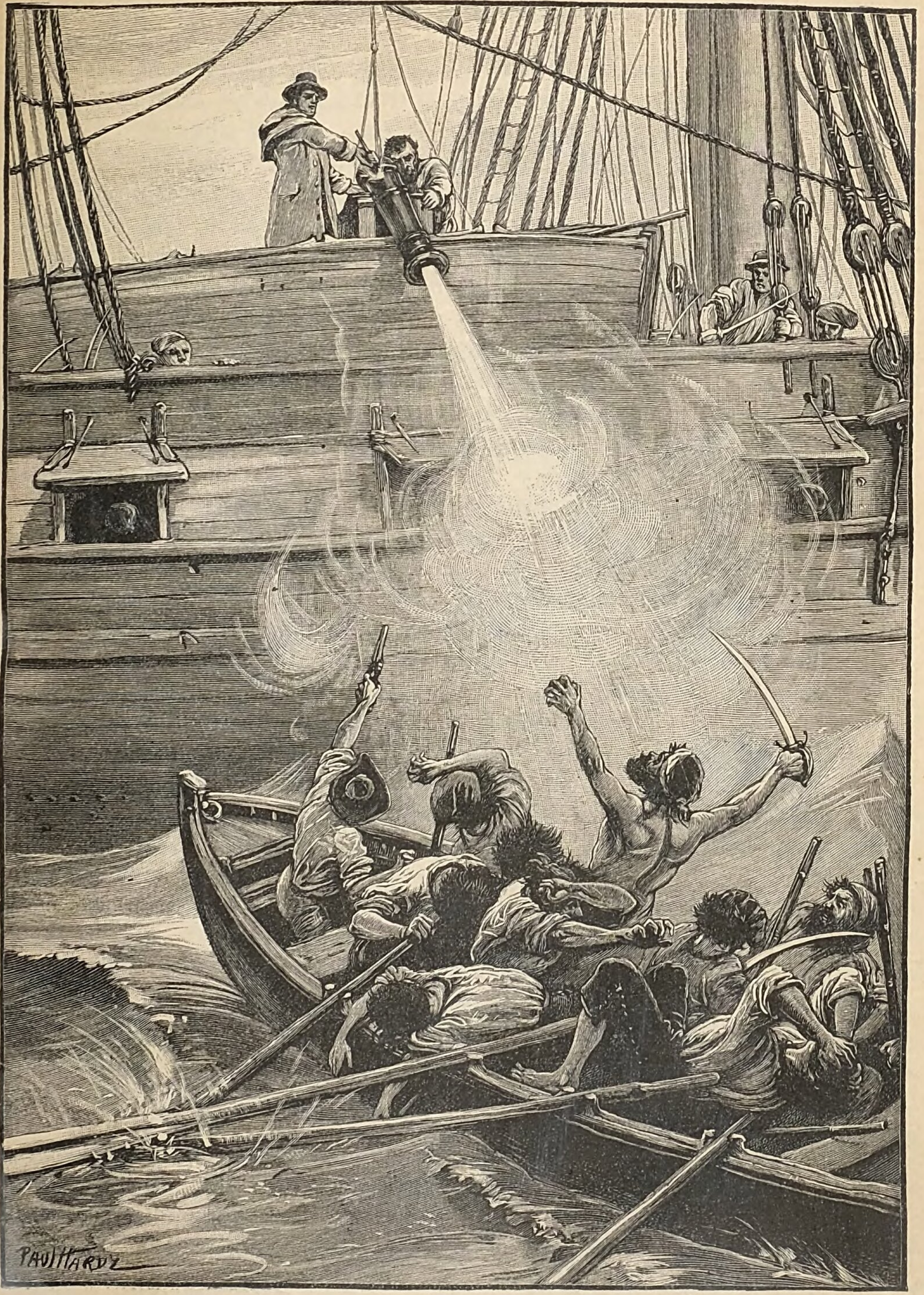
„Halten Sie sich standhaft, Herr," sagte der Kapitän leise zu mir. „Junge, hole das glühende Eisen, das in der Küche ist," fuhr er dann laut fort. „Lauf!"

Der Schiffsjunge kehrte bald mit einem Eisen, dessen unteres Ende rotglühend war, zurück und übergab es mir.

„Wenn ich rufe: ‚Schießen!' so feuern Sie los," rief der Kapitän.

Er setzte dann sein Sprachrohr an die Lippen und rief zum Boote, das nur noch hundert Schritte entfernt war: „Halt! Nicht näher oder ich bohre euch in den Grund! Halt!"

In diesem Augenblick gab der Mann, der im Boote zu befehlen schien, einen Wink, und eine Salve von Flintenschüssen krachte. Die Kugeln sausten um



„Die Kanone entlud sich.“

meinen Kopf, und ich blickte nach dem Kapitän, um seinen Befehl zum Schießen nicht zu übersehen.

Er war hinter der Kanone auf ein Knie gesunken.

„Was giebt's Kapitän?" fragte ich ängstlich. „Sind Sie verletzt?"

Er raffte sich auf. „Es ist nichts. Jetzt kommen sie," erwiderte er leise.

Er richtete nochmals die Kanone; dann rief er: „Rasch, Feuer!"

Ich schoß. Der Rauch drang aus dem Zündloch unserer Kanone zischend hervor, so daß ich für einen Augenblick glaubte, der Schuß habe versagt; aber im nächsten Augenblicke ging sie mit einem erschütternden Lärm los . .

„Öffnet die Pfortenlucken und zeigt den Spitzbuben die Zähne!" schrie der Kapitän durch das Sprachrohr.

Seine Stimme hatte einen ungewöhnlichen, fast schauerlichen Klang.

Im Nu waren alle Lucken offen und unsere Kanonen zeigten ihre Mündungen.

Ich hörte einen furchtbaren Krach, der von gellenden Schreien unterbrochen war, aber ich konnte nichts sehen, denn der aufqualmende Rauch hüllte alles in ein undurchdringliches Dunkel.

Der sonderbare Laut, der sich den Lippen des Kapitäns entrang, hatte mich auch verwirrt gemacht, und ich griff nach einer Waffe.

Als die Rauchwolke sich zerteilte, sah ich die entsetzliche Zerstörung, welche unser Schuß angerichtet hatte: das Boot war zertrümmert und alle, die darin saßen, waren verwundet oder getötet. Ich werde mein Leben lang dieses Bild nicht vergessen.

Der Hinterteil des Bootes sank ins Meer und riß die Seeräuber, die sich daran klammerten, in die Tiefe; während es langsam unterging, stürzten die übrigen aufs Vorderteil und stießen Flüche aus, die weithin tönten.

Zu beiden Seiten unseres Schiffes schwammen Leichen, und das Wasser war blutrot gefärbt.

Unsere Matrosen ließen Taue ins Meer, um die Untergehenden zu retten, aber nur drei von vierundzwanzig Seeräubern gelangten an Bord; die anderen gingen mit dem Boot unter.

Die ganze Scene hatte nicht länger als zehn Minuten gedauert, dann trat tiefe Stille ein. Jetzt trieben die Wogen einen Leichnam heran, der in weiße Kleider gehüllt war und in dessen Ledergürtel zwei Pistolen steckten; das Antlitz desselben war aber durch das Blei unserer Kanone so zerfetzt worden, daß er nichts Menschliches mehr zeigte. Es war der Anführer der Seeräuber, welcher hier seinen Tod gefunden hatte.

Wo war der Schooner geblieben?

Wir sahen ihn wenige Minuten vor der Zerstörung des Bootes still halten; aber erschreckt durch die Wirkung unseres Schusses und durch den Anblick der Kanonen, die plötzlich auf „Patrick Henry" gezeigt wurden, ergriff er die Flucht und entschwand spurlos unseren Augen.

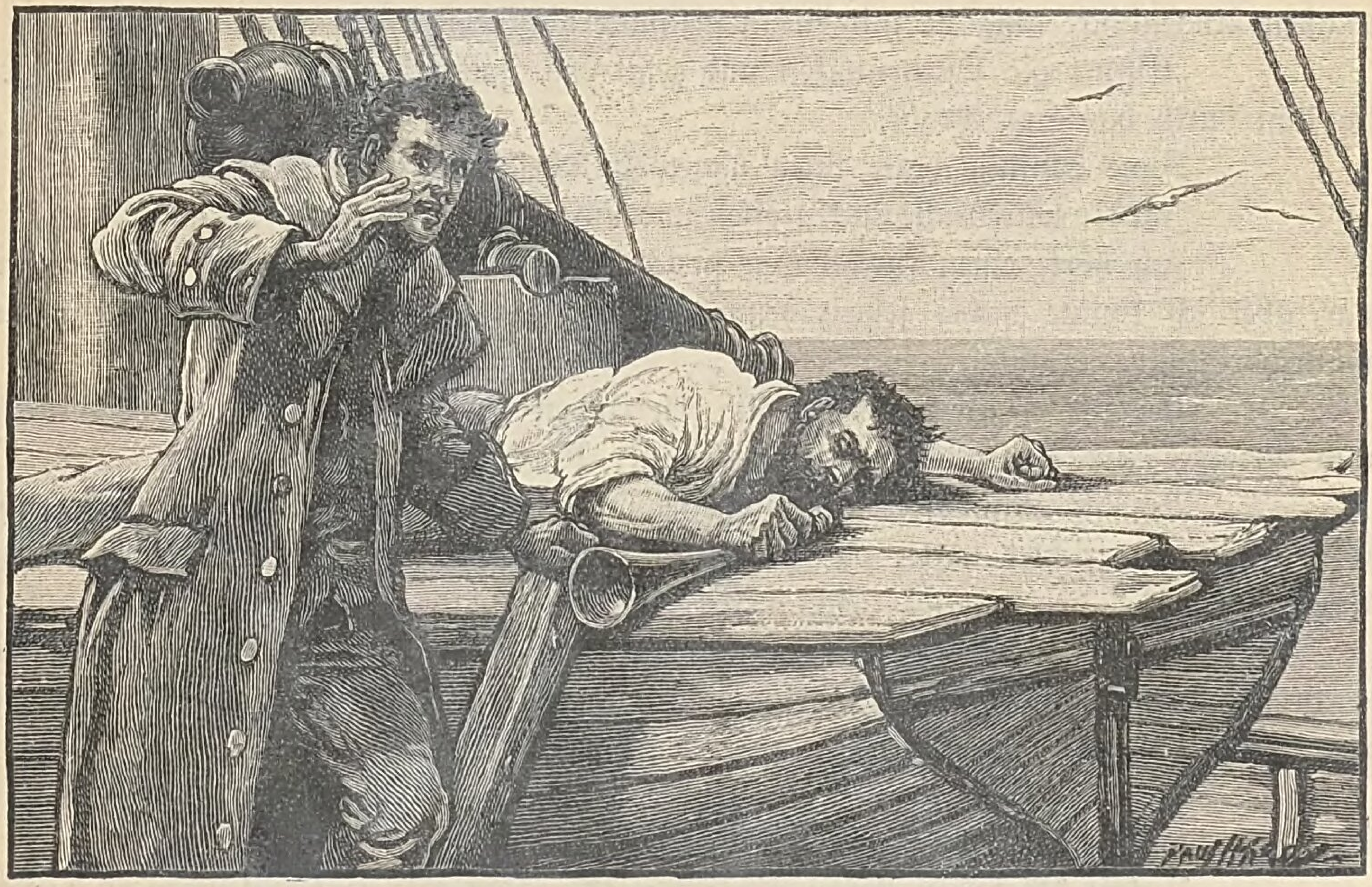
Die furchtbare Aufregung über das Schicksal des Bootes hinderte uns, an unsern Kapitän zu denken; sobald der Schooner aber außer Sicht war, erwarteten wir alle seinen Befehl zur Weiterfahrt.

Es kam aber keiner. Wo war Kapitän Tuttle geblieben?

Mir fielen die Flintenschüsse der Seeräuber ein und der seltsame Ton des Kapitäns, mit dem er das Öffnen der Pfortenlucken anordnete; ich bestieg sorgenvoll die Plattform. Dort lag er auf seinem Antlitz neben der Kanone, deren Schuß eine so tötliche Wirkung gehabt hatte.

Er hielt das Sprachrohr krampfhaft in der Hand, und ich schauderte, als ich das Mundstück mit Blut bedeckt sah.

„Der Kapitän ist getroffen!“ rief ich aus und versuchte ihn aufzuheben.



„Der Kapitän ist getroffen!“ rief ich aus.

„Ich glaube . . ja,“ erwiderte er leise. „Bringt mich in die Kajüte.“

Ein Dutzend Hände streckten sich aus, ergriffen ihn und trugen ihn in die Kajüte, wo er auf sein Bett gelegt wurde.

„Ich hörte den Knall und weiß, wie es klingt, wenn ein Boot getroffen wird, und weiß auch, daß ich sicher gezielt habe. Der Schuß konnte nicht fehlen,“ sagte er zu mir. „Aber ist jemand von euch verletzt?“

„Gott sei Dank, nein!“ erwiderte ich. „Und hoffe, daß auch Ihre Wunde nicht schlimm ist.“

„Schlimm genug,“ sagte er. „Öffnet meine Weste — da sitzt er.“

Ein Strom Blut quoll aus seinem Munde und er wies auf seine rechte Brustseite.

Ich wischte ihm das Blut von den Lippen, und wir schnitten die Weste auf.

Wir sahen kein Blut, aber in der Nähe des Herzens einen schwarzen Fleck, in deren Mitte sich eine kleine Wunde befand. Sie rührte von einer Flintenkugel her, und ich befürchtete das Schlimmste. Wir verbanden die Wunden so gut

als möglich. Der Kapitän bat, daß ihn alle, außer mir, verlassen sollten, und indem er mich an seine Seite rief, sagte er: „Ich fühle, daß ich sterben muß. Der Brief, den ich Ihnen übergeben habe, ist für meine arme Frau bestimmt. Geloben Sie mir, ihn ihr zu überbringen. Ich habe dem Tod oft ins Auge geschaut und entging ihm stets. Es ist hart, durch die Hand eines Seeräubers sterben zu müssen. Doch Gottes Wille geschehe!"

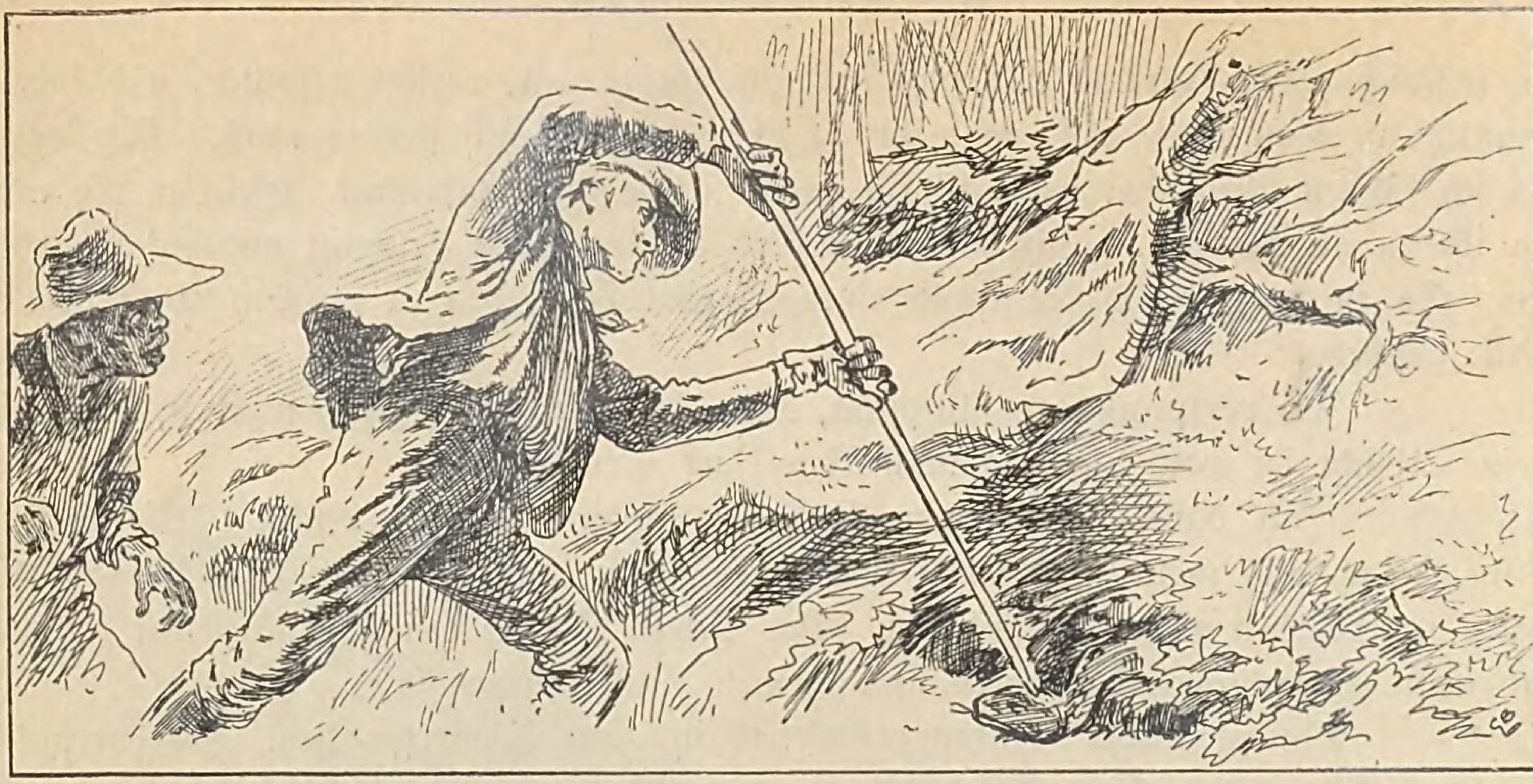
Ich versprach dem Kapitän, den Brief persönlich zu übergeben, da es ja meine Absicht sei, von Curaçao nach New-York zurückzukehren.

„Ich danke Ihnen von Herzen," flüsterte der Sterbende. „Sie werden meine Helene und mein Kind sehen und ihnen sagen: daß ihr unglücklicher Gatte und Vater im Sterben ihrer gedacht hat. Das Schiff ‚Patrick Henry' und dessen Ladung sind mein Eigentum und gehören nun meinen Hinterlassenen."

Ein plötzlicher Blutsturz hinderte ihn am Weitersprechen. Ich versuchte ihn durch eine andere Lage Erleichterung zu verschaffen. Vergebens!

Er murmelte einige schwer verständliche Worte, die sich auf frühere Seegefechte bezogen. Mit einem Segenswunsche für die Seinigen und mit dem Namen „Helene!" auf den Lippen starb der tapfere Kapitän.

Sein Leichnam wurde unter stillem Gebete ins Meer versenkt, dem Grabe wo so viele brave Seeleute in ewigem Frieden schlummern, und setzten wir alsdann ohne weiteren Unfall unsere Reise fort.



„Ich stieß die Lanze in den Nacken der Schlange.“

Auf der Schlangenjagd.

Man schildert gewöhnlich die Jagd auf die in Süd-Amerika heimischen Riesenschlangen als etwas Gefährliches; das ist aber nicht der Fall, wenn nur der Jäger Vorsicht und richtige Mittel anwendet.

„Zeit und Erfahrung haben mich gelehrt,“ so erzählt ein berühmter Reisender, „daß man mit kaltem Blute auch der reizbarsten Schlange ungefährdet begegnen kann. Das erste Gesetz ist, daß der Jäger niemals plötzlich sich der Schlange nähert. Sobald er dies thut, regt sich in ihr, wie in jedem Tiere, der Trieb der Verteidigung und sie wird aus dem angegriffenen der angreifende Teil, welcher dann dem Ungestümen seine mächtige Kraft und Zähne fühlen läßt.

Ich habe mich oft der giftigsten und wildesten aller Schlangen, der Cascarella, auf zwei Schritte genähert, indem ich leise auftrat und weder die Arme noch Hände bewegte; sie duldete dies, ohne daß sie den Kopf hob oder ihr fürchterliches Klappern hören ließ. Das einzige, was sie zu ihrer Verteidigung that, war: ihre funkelnden Augen starr auf mich zu richten und mich scharf zu beobachten.

Ich wagte es öfter, einen langen Stab auf ihren Rücken zu legen. That ich das langsam und leise, so blieb sie ruhig; sobald ich ihn aber heftig bewegte oder rasch wegzog, öffnete sie den Rachen, züngelte und packte ihn mit ihren nadelspitzen Zähnen.

Da ich erfahren wollte, wie das Gift aus ihren Zähnen floß, fing ich eines Tages eine vier Meter lange Schlange, faßte sie am Nacken und zwang sie durch starken Druck die Kinnladen zu öffnen. In dieser Stellung preßte ich einen Stab zwischen dieselben. Im Augenblick zeigte sie ihre Zähne und ich sah, daß an der Spitze derselben sich eine kleine, längliche Öffnung befand, welche mit der Wurzel

durch eine Röhre in Verbindung stand. An der Wurzel hing der mit Gift gefüllte Beutel. Der Druck auf die Zahnspitze bewirkte, daß ein Tropfen Gift aus dem Beutel floß und durch die Röhre nach derselben rann. Die Farbe dieses Tropfens war gelblich und glich dem des Kamillenthees.

Ein anderes mal zwang ich eine Giftschlange, sich selbst zu beißen; nach wenigen Minuten lag sie regungslos da, und ich glaubte, daß sie tot sei. Wie staunte ich aber, als sie nach dem Verlaufe einer Stunde so munter und frisch war, wie früher.

Es scheint also, daß den Schlangen ihr eigenes Gift, welches sonst alles Lebende tötet, ungefährlich ist.

Die größte Schlange unter den Boas ist die Akorda, welche zehn Meter lang, eine prächtige Haut und ein Fett, welches als Heilmittel dient, besitzt.

Es war längst mein Wunsch, diese Riesenschlange zu fangen, und darum gab ich den Negern, welche ihre Nester und Schlupfwinkel kannten, den Auftrag, mir die Fährte derselben zu zeigen.

So saß ich eines Tages lesend auf den Stufen eines zerfallenen Tempels.

Die Sonne stand im Zenith, kein Wölkchen war am ganzen Himmel zu entdecken und selbst die Vögel schienen verschwunden zu sein, sie mußten sich ins tiefste Waldesdickicht vor den glühenden Strahlen versteckt haben.

Da kam der alte Neger Daddy Quashi, gefolgt von seinem Hunde, herbeigerannt und sagte atemlos:

„Ich habe die Spur der Akorda entdeckt!"

Ich sprang sofort auf und rief meine Diener, zwei Schwarze, welche ich mit langen Messern bewaffnete, während ich eine vier Meter lange Lanze in die Hand nahm. Meine Kleidung bestand, der Witterung angemessen, aus Hemd und Beinkleidern mit Hosenträgern, und auf dem Kopfe trug ich einen alten Filzhut.

Wir stiegen einen Hügel hinan und wanderten eine Stunde, bis wir zu einem vom Sturm entwurzelten Baume gelangten.

Daddy blieb stehen und wies mit der Hand in die Höhlung, welche sich an der Stelle, wo der Baum aus dem Erdboden gerissen worden, gebildet hatte.

Ich befahl den beiden Schwarzen sich nicht vom Platze zu rühren, schlich mich leise näher und erblickte einen Teil der Riesenschlange, welche nach meiner Schätzung zwölf Meter lang sein mußte.

Da der Abend hereindämmerte, mußte ich mich sputen, um sie zu fangen. Auf welche Weise sollte dies geschehen?

Es schien mir das Beste, sie mit meiner Lanze im Nacken zu treffen und an den Boden festzunageln.

Als ich diesen Plan dem Neger Daddy und meinen Dienern mitteilte, fielen sie mir zu Füßen und beschworen mich:

„Thuet dies nicht eher, Herr, bis wir unsere Gewehre geholt haben! Wir sind überzeugt, daß die Akorda trotz Lanze und Annageln sich erheben und uns zerdrücken wird!"

Da ich aber wünschte, die Haut der Schlange so unversehrt als möglich

zu erhalten, und fürchtete, daß sie durch Flintenschüsse durchlöchert werden könnte, schlug ich den Negern ihre Bitte ab.

„Ihr müßt hier bleiben!“ rief ich, „und das thun, was ich euch befehlen werde!“

Zögernd und in Mienen wie Gebärden ihre Angst verratend, folgten sie mir zum umgestürzten Baume. Ich suchte den Kopf der Riesenschlange vergebens und entdeckte endlich, daß sie denselben in die Höhlung gesteckt hatte.

Der Teil ihres Körpers, welcher sichtbar war, maß sechs Meter.

Das üppige Wachstum, mit welchem Süd-Amerika gesegnet ist, hatte um den Baum ein Netz von Ranken und Sträuchern gesponnen, welches so dicht war, daß weder Regen noch Sonnenschein durchdringen konnten. Ich ergriff daher mein Jagdmesser und begann mit kräftigen Schnitten Zweige und Gewinde abzuschneiden und zu lösen; nach einer harten Arbeit gelang es mir die Stelle, wo die Schlange lag, frei zu machen. Jetzt erblickte ich ihren Kopf.

Ich ließ die Neger, von denen einer meine Lanze hielt, hinter mich treten, kniete nieder und beobachtete die Lage der Schlange; sie hatte den Kopf platt in das weiche Erdreich gedrückt und eine Stellung eingenommen, die für mein Vorhaben sehr günstig war.

Wir zogen uns zurück und berieten, in welcher Weise der Angriff geschehen sollte.

Der Neger, welcher meine lange Lanze trug, sollte sie mir in dem Augenblicke reichen, wo ich die Schlange berührte . . . Ich schlich mich näher und ergötzte mich an der schillernden Pracht ihrer Haut. Dieser Anblick weckte aber in mir eine Befürchtung, welche mich so ganz in Anspruch nahm, daß ich wieder zurückging und beiden Negern die langen Messer aus dem Gürtel riß und dem alten Daddy übergab, Mir war nämlich plötzlich eingefallen, daß die beiden Burschen, sobald die Riesenschlange sich auf uns stürzen wird, über sie herfallen und sie mit ihren scharfen Messern zerhauen und verstümmeln konnten.

Dadurch wäre aber mein Plan, in den Besitz einer unversehrten Haut zu gelangen, vereitelt worden; um dies zu verhüten, nahm ich ihnen die Messer weg.

Ohne ein Geräusch zu machen und schweigend näherten wir uns wieder dem Neste. Ich ergriff die Lanze, hielt sie senkrecht über dem Kopf der Schlange und stieß dann mit aller Kraft in den Nacken, so daß die Spitze ihren Leib durchdrang, sich tief in die Erde bohrte und das Tier festnagelte.

Während einer der Neger den Schaft der Lanze festhielt, kroch ich eilig in die Höhlung, wo der Schwanz der Schlange zusammengeringelt lag, warf mich mit der ganzen Last meines Körpers auf denselben und rief dem zweiten Neger zu:

„Lege dich auf mich!“

Er that es. Unsere Doppellast hinderte die schwerverwundete Schlange sich aufzurichten und mit ihrem Schwanze Schläge auszuteilen, welche, wenn sie trafen, uns die Glieder zerbrochen hätten.

Daddy lief während des Kampfes davon und versteckte sich im Dickicht.

Die Bewegungen des heftig sich wehrenden Tieres wurden immer schwächer und langsamer, und endlich lag es regungslos da. Jetzt kroch ich wieder aus der

Höhlung, während der Neger noch immer seinen Leib auf den Schwanz preßte, und löste meine Hosenträger. Sie mußten mir heute als Knebel dienen, mit welchem ich den Rachen der Riesenschlange zusammenschnürte und sie so am Beißen hinderte.

Plötzlich erwachte sie wieder aus ihrer Betäubung, wand und krümmte sich so mächtig, daß die Zweige des gefällten Baumes geknickt, das Erdreich aufgewühlt und der Neger, welcher auf ihrem Schwanze lag, wie ein Ball weggeschleudert wurde.

Sobald sie ihren Schwanz freigemacht hatte, ringelte sie ihn um den Schaft der Lanze und wickelte dann den ganzen Leib an demselben auf.

Auf meinen Befehl mußten die Neger die Lanze aus der Erde ziehen und in eine wagrechte Lage bringen; während ich den Kopf des Tieres mit beiden Händen packte, hob jeder das eine Ende der Lanze auf seine Schulter, und so trugen sie Spieß und Schlange aus dem Dickicht. Wir schritten, ich zwischen beiden gehend und den Kopf der Schlange festhaltend, den Hügel abwärts, in das Thal.

Die Last war sehr schwer und kostete meinen beiden Dienern viele Schweißtropfen; außerdem machte die Schlange kräftige Versuche sich zu befreien. Wir kamen erst in der Nacht heim und gönnten uns nicht früher Rast, bis wir das Tier in sichere Gewahrsam gebracht hatten.

Daddy, welcher sich jetzt, wo jede Gefahr vorbei war, wieder zeigte, riet mir, die Schlange sofort zu töten.

Ich that es aber nicht, denn ich wußte aus Erfahrung, daß ich sie dann sofort abhäuten mußte; das Fleisch geht schnell in Verwesung über und die Haut, an deren Erhaltung mir alles gelegen war, wäre zerstört worden.

Zum Abhäuten war es aber heute zu spät.

Ich nahm einen großen Sack aus Büffelleder, stülpte ihn über die Schlange, deren Kopf ich noch fester mit starken Stricken zusammengeschnürt hatte; dies schien mir das beste Mittel, um sie unschädlich zu machen: Der Sack giebt nach allen Seiten nach und so ist es dem Tiere unmöglich, sich ein Loch zu bohren und zu entschlüpfen. Dann trugen wir sie in den Dachraum, welcher sich über meiner Stube befand und überließen sie ihrem Schicksale.

Ich kann nicht sagen, daß ich während dieser Nacht trotz meiner Müdigkeit viel und gut geschlafen habe, denn die Schlange wand und krümmte sich beständig in ihrem doppelten Gefängnisse und, da die Dielen des Dachraumes vielfach durchlöchert waren, so glaubte ich: sie sei neben mir. Ich hörte ihr Zischen und die kräftigen Schläge, unter denen das Gebälke erzitterte.

Am Morgen rief ich zehn Neger, welche als Holzschläger in der Farm arbeiteten, zu Hilfe; die Hälfte hätte genügt, aber ich wollte eine ausreichende Zahl zur Hand haben, für den Fall, daß die Schlange uns entschlüpfen und ein neuer Kampf beginnen sollte, doch nichts Derartiges ereignete sich. Ich konnte nicht ohne Kampf, aber ohne Gefahr die Kehle der Schlange durchschneiden, die sehr stark blutete.

Das Abhäuten, bei welchem mir Daddy gute Dienste leistete, nahm unsere ganze Geschicklichkeit in Anspruch und dauerte den Tag über, so daß ich erst am sinkenden Abend im Besitz einer prächtigen Boahaut war.

Als wir nach vollbrachter Arbeit uns zum Mahle setzten, erzählte mir Daddy viele Abenteuer, die er auf seinen Schlangenjagden erlebt hatte.

Er gestand mir ein:

„Ich fürchte mich vor den Schlangen und laß mich niemals in einen Kampf mit ihnen ein.“

Ich lachte ihn aus; mußte aber schon in der nächsten Zeit erfahren, daß er seine Furcht nicht überwinden konnte.

Da ich bei meinen Jagden die Abwechselung liebte, ergriff ich am folgenden Morgen meine Flinte und zog aus, um ein Gürteltier zu erlegen. Diese bepanzerten, oft über einen Meter langen Insektenfresser sind wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches eine gesuchte Beute.

Es gelang mir eines aufzustöbern und zu erlegen. Plötzlich begann es zu regnen. Ich spannte, um das Gewehr, welches im Grase lag, vor dem Naßwerden zu schützen, einen Regenschirm auf und stellte ihn über dasselbe. Auf dem Nachhausewege vergaß ich beides mit mir zu nehmen, und erinnerte mich erst daran, als es Abend geworden war. Ich eilte zur Stelle zurück, welche zufällig neben dem umgestürzten Baume lag, wo ich die Boa gefangen hatte.

Zu meiner Freude entdeckte ich neben demselben eine andere Riesenschlange, welche gegen sechs Meter lang war.

Ich beschloß sie anzugreifen. Fürchtete aber nur eins.

Ist sie stark und dick genug, um dir, wenn sie sich während des Kampfes um deinen Arm windet, demselben zu zerbrechen?

Da ich ihr diese Kraft nicht zutraute, wagte ich den Angriff.

Es mußte rasch gehandelt werden und ich hatte keine Zeit, meinen Neger herbeizurufen.

Ich ließ mich auf mein rechtes Knie nieder und ergriff mit der linken Hand den Schwanz der Schlange, welchen ich krampfhaft festhielt.

Dann riß ich meinen weichen Filzhut vom Kopfe und stülpte ihn über meine rechte Faust, so daß er mir als Schild diente.

In dieser Stellung erwartete ich die Schlange, welche ihren mächtigen Oberleib aus dem Grase erhebend, den Kopf nach mir vorstreckte.

Ich rührte mich nicht, sondern heftete meine Augen starr auf sie, welche jetzt nur einen halben Meter von mir entfernt war und den Rachen öffnete.

In diesem Augenblicke stieß ich meine durch den Filzhut geschützte Faust zwischen ihre weit aufgesperrten Kinnladen. Mein Stoß war so wuchtig, daß sie stutzte und halb betäubt wurde.

Bevor sie zu sich kam, umspannte ich ihren Hals mit beiden Händen und preßte ihn aus Leibeskräften, um sie am Beißen zu hindern.

Da ich ihren Schwanz losgelassen hatte, wand sie denselben und einen Teil des Körpers um meinen Leib und versuchte, die Ringe immer enger schnürend, mir Brust und Arme zu zerbrechen. Ich widerstand aber dieser Umarmung und löste auch nicht die Hand von ihrer Kehle.

Ich erhob mich und schritt, die Riesenschlange um meinen Leib gewickelt tragend und deren Kopf an mich pressend, durch den Wald nach Hause.

Auf halbem Wege begegnete ich Daddy Quashi, welcher meinen Regenschirm und die Flinte gefunden hatte; sobald er mich in engster Umstrickung der Schlange erblickte, nahm er Reißaus, obwohl ich beständig rief:



Ich stieß meine Faust zwischen die Kinnladen.

„Halt, halt!"

„Zürnet mir nicht, Herr!" schrie er aus der Ferne, „daß ich euch im Stiche lasse! Der Anblick einer Schlange bereitet mir aber stets Magenkrämpfe."

Nachdem ich die Boa getötet und abgehäutet hatte, ließ ich ihr Fleisch in den Wald tragen, als Beute für die Geier.

Ehe ich nach Südamerika ging, lebte ich viele Jahre in Indien und interessiert von den dort erlebten Abenteuern den Lesern vielleicht das folgende.

Indien ist bekanntlich das Eldorado für Giftschlangen in allen Größen und Farben. Der vorsichtige Reisende wird sich dort nie in ein Bett legen, das er vorher nicht genau untersuchte, und oft kommt da unter dem Kopfkissen eine zusammengeringelte Giftschlange zum Vorschein; oft schüttelt man aus den Stiefeln, die natürlich vor dem Anziehen genau untersucht werden, eine Teppichschlange, ein kleines schmächtiges, aber dennoch todbringendes Reptil.

Eines Tages nun zog ich wieder auf die Jagd und war diesmal von einem Hunde begleitet. Das Umherstreichen in sengender Hitze hatte mich so ermüdet, daß ich den Schatten eines Baumes aufsuchte und einschlief.

Plötzlich weckte mich das wütende Bellen meines Hundes aus dem kurzen Schlummer.

Ich sprang auf und spähte nach allen Seiten, um die Ursache dieser Störung zu erfahren.

Zwanzig Schritte von mir entfernt, bewegte sich, in großen Ringen den Körper auf und nieder hebend, eine Brillenschlange.*) Sie nahm ihren Lauf nach der Stelle, wo ich saß.

Mit vorgestrecktem Kopfe, funkelnden Augen und aufgeblähtem Halse, indem sie sich hoch über dem Erdboden aufrichtete, rannte sie auf mich los, ein Zischen ausstoßend und den Rachen, in welchem die Giftzähne schimmerten, weit öffnend.

Die Waffe, welche mir zunächst lag, war ein Stock aus Bambusrohr; ich ergriff ihn und schlug die Schlange, welche ich glücklich traf und am Auge verwundete.

Sie fiel in das hohe Gras und blieb regungslos liegen.

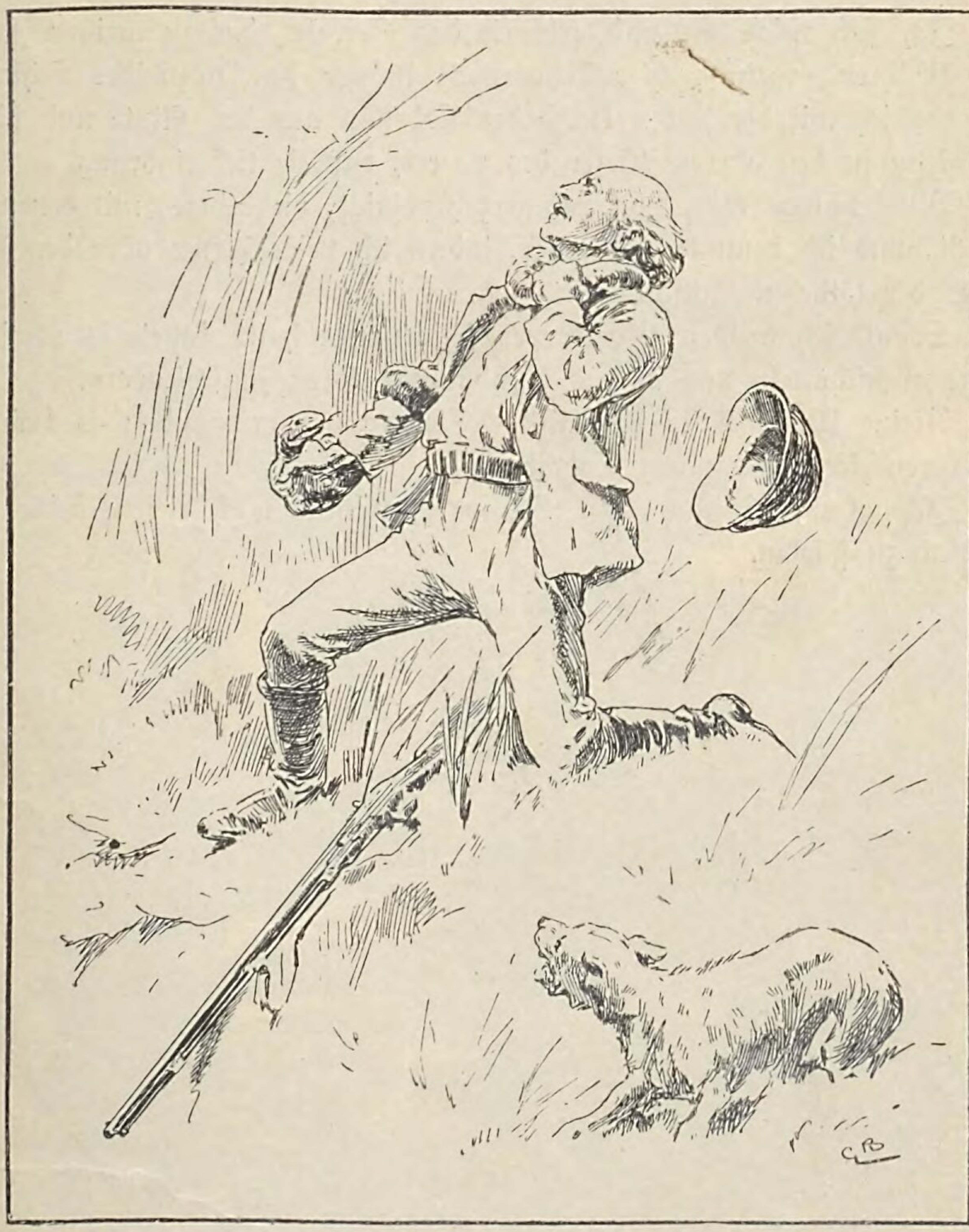
Ohne mich lange zu besinnen, faßte ich ihren Kopf und wollte die scharfen Zähne, welche mit dem gefürchteten Gifte gefüllt waren, betrachten.

---

*) Die Brillenschlange, auch cebra di capello genannt, trägt eine schwarze, brillenförmige Zeichnung auf dem Halse, ist meterlang und ihr Biß tötet fast augenblicklich. Sie wurde zur Hinrichtung von Verbrechern verwandt, auch von Selbstmördern, z. B. von Kleopatra benützt, und wird von Gauklern häufig gezähmt.

Indem ich das Ende meines Stockes zwischen die Kinnladen preßte, gelang es mir den Rachen zu öffnen; in diesem Augenblicke fühlte ich, daß der Kopf der Schlange durch meine Faust glitt und sie sich emporreckend um meinen Hals wand.

Ehe ich mich von Staunen und Schrecken erholen konnte, hatte das Tier seinen übrigen Körper auch mir um Arm und Brust geschlungen und preßte mich wie mit eisernen Klammern. Wer die Furcht kennt, welche alle Bewohner und Besucher der heißen Zone bei der Berührung und vor den giftigen Fangzähnen der Brillenschlange befällt, wird meine Gefühle und Pein verstehen.



Sie hatte sich um Arm und Brust geschlungen.

Ich zitterte an allen Gliedern, meine Herz pochte hörbar und meine Hand empfand an den Stellen, wo der Schlangenleib mich umstrickte, einen stechenden Schmerz.

Anfangs stellte ich mich, jedoch ohne sie loszulassen, tot, da ich wußte, daß dies das einzige Mittel ist, um die Schlangen vom Angriff zurückzuhalten. Ich konnte

aber nicht länger in dieser bewegungslosen Stellung bleiben, denn der Druck auf den Hals raubte mir den Atem.

Außerdem kam ich mehr und mehr zur Überzeugung, daß ich die Kehle der Schlange nicht mehr länger festhalten konnte.

Da fühlte ich unter dem Griff ihr schweres Atmen und das Zucken ihrer Muskeln . . und das weckte in mir einen rettenden Gedanken.

„Wenn es dir gelingt, sagte ich zu mir, mit einem scharfen Gegenstande den Rachen des Tieres zu durchschneiden, so kannst du dich gegen den Biß seiner Giftzähne schützen!

Ich sah mich um und erblickte das Gewehr, das zu meinen Füßen lag.

Während mein rechter Arm noch immer den Kopf der Schlange umklammerte, zog ich mit der linken Hand den Ladestock aus der Flinte und stieß dessen Spitze so kräftig in den oberen Kiefer des Tieres, daß sie tief eindrang.

Die Schlange löste, von Schmerz gepeinigt, die Ringe, mit denen sie mich gefesselt hielt, und ich benutzte dies rasch, indem ich beide Arme über den Kopf hob und ihn aus der tötlichen Umschlingung zog.

Sobald ich meinen Oberkörper freigemacht hatte, kostete es wenig Mühe, die Schlange abzuschütteln und in das hochhalmige Gras zu schleudern.

Meine Waffe hatte das giftige Tier schwer verwundet; es krümmte sich heftig und verendete nach langem Todeskampfe.

Ich aber lief nach dem Strome, um mich nach diesem heißen Kampfe durch ein Bad zu stärken.



Roß und Reiter stürzten in den Abgrund.

Das Hochwasser.

Im Frühlinge des Jahres 1881 war plötzlich das Eis, welches den Donaustrom bedeckte, durch Sonnenstrahlen und laue Lüfte gebrochen und in Bewegung gesetzt worden. Der mächtige Fluß verließ sein breites Bett und überschwemmte die Fluren und Ackergründe, welche seine Ufer säumten.

Trotz der Gefahr, die den Häusern der in der Niederung liegenden Dörfer drohte, verließ der Bauer Niklas Strauß am Morgen eines Märztages das Gehöfte, um mit seiner Frau die Stadt zu besuchen. Es wurde dort ein Jahrmarkt abgehalten, auf welchem er Hausgeräte einkaufen und Feldfrüchte verkaufen wollte. Da er voraussichtlich den ganzen Tag dazu brauchte, so sagte er zu seinen Kindern:

„Ich und die Mutter werden in der Stadt übernachten und erst morgen heimkehren. Hütet das Haus und seid brav. Wir werden euch schöne Sachen mitbringen."

Die Kinder, der fünfzehnjährige Hans, Elisabeth und Franziska, von denen die eine zehn und die andere sechs Jahre alt war, versprachen in allem den Willen des Vaters zu befolgen, und nahmen zärtlichen Abschied von den Eltern.

Als es Abend geworden war, trat der Knecht Georg in die Stube, wo die Kinder saßen, und sagte:

„Ich habe meine Arbeit besorgt. Gestattet, daß ich meine Mutter, welche im Dorfe wohnt, besuche."

„Wann wirst du wieder kommen?" fragte Hans.

„Um zehn Uhr bin ich zu Hause," erwiderte Georg.

„Gehe und halte Wort," rief Hans.

Er blickte durch das Fenster dem Knechte nach und sagte dann zu seinen Schwestern:

„Heute sind wir das erste Mal allein im Hause. Fürchtet euch nicht."

Er erzählte ihnen viele schöne Geschichten, welche die beiden Mädchen so beschäftigten, daß sie Angst und Bangigkeit nach den Eltern vergaßen.

Um die neunte Stunde gingen sie zu Bett und schliefen, da sie gesund und müde waren, ohne aufzuwachen, bis zum Morgen.

Als die Sonne hell in die Stube schien, in welcher Hans die Nacht zubrachte, wachte er auf, sprang aus dem Bett und rief zur Thüre heraus:

„Georg, Georg!"

Er erhielt keine Antwort.

In seinen Ohren fühlte er ein Brausen und Rauschen, so stark, daß er seine Stimme nur gedämpft hörte.

Das seltsame Brausen wurde immer stärker.

Jetzt trat er ans Fenster und schaute hinaus.

Welch ein grausiges Bild bot sich da seinen Blicken dar!

So weit sein Auge reichte, war das ganze Land, Wiesen, Äcker, Wälder und Heide mit Wasser bedeckt. Es bildete einen großen See, auf dessen Wogen Baumstämme, zertrümmerte Zäune und Hütten trieben. Ab und zu tauchte der Kopf einer Kuh oder eines Schafes auf, und dazwischen ragten die Gipfel von Bäumen oder die Giebel der Häuser.

Das Wasser war braunfarbig und mit schmutzig weißem Schaum bedeckt, dazwischen schwammen Eisblöcke und mit Schnee verhüllte, riesige Schollen, auf welche sich allerlei Tiere geflüchtet hatten.

Hans stieß einen Schrei aus, welcher die Schwestern aus dem Schlafe weckte, denn er erriet sofort, daß sie vom Hochwasser überrascht worden seien.

Das war während der Nacht plötzlich hereingebrochen!

Er stand anfangs regungslos wie ein Steinbild da; dann aber kleidete er sich rasch an, riß die Hausthüre auf und rief in seiner Angst um Hilfe.

Niemand antwortete ihm und niemand konnte ihm antworten, denn die Wege, welche nach dem Dorfe führten, waren ja überschwemmt und tief unter Wasser.

Er sah, an der Schwelle stehend, daß die Flut immer höher stieg und schon in den Hof eingedrungen war, so daß es nicht mehr möglich war, ihn zu betreten.

Jetzt erschienen die beiden Schwestern und brachen in lautes Weinen und Jammern aus.

„Beruhigt euch," tröstete sie Hans. „Kleidet euch an, während ich in die Küche gehe, um ein Frühstück zu holen."

Als er diesen Raum betrat, quoll dort bereits das Wasser, Stühle und Bänke schwammen umher und der Herdstein war nur noch bis zur Hälfte sichtbar.

Plötzlich wurden gegen die Hausthüre, die er wieder verschlossen hatte, kräftige Schläge von außen geführt, so daß sie in ihren Fugen krachte.

Hans spähte durch ein Guckloch in den Hof und sah, daß die Strömung Eisschollen herangetrieben hatte, welche sich vor dem Eingange stauten und einen Hügel bildeten.

Die Kinder waren jetzt im Hause eingeschlossen und ohne Aussicht, sich aus demselben zu retten.

Hans sagte sich:

„Wir werden im Hause ertrinken! Ich muß es mit den Schwestern verlassen."

Er blickte ratlos zum Fenster hinaus, das an der Rückseite des Hauses angebracht war, und starrte traurig und stumm auf die riesige Ulme, welche dort stand. Sie hatte gegen acht Meter im Umfange und ragte mit ihren starken, breiten Ästen hoch in die Lüfte.

In diesem Augenblicke blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf, welcher seiner Ratlosigkeit und Verzagtheit plötzlich ein Ende machte.

Er erinnerte sich, daß er oft vom Dache des Hauses auf einen mächtigen Ast der Ulme geklettert und von da bis zum Stamme gestiegen war.

„Wenn es uns gelingt, auf demselben Wege die Ulme zu erreichen, so sind wir vor dem Wasser gerettet!“ rief er aus.

Er kroch ohne langes Besinnen durch eine Lücke auf das nicht steile Dach und ging vorsichtig bis zum Aste, dessen entlaubte Zweige sich über dasselbe breiteten.

„Die Ulme ist unsre Rettung!“ dachte er. „Das Wasser, welches unser Haus zerstört, wird ihr nichts anhaben.“

Dann stiegen in ihm Bedenken auf.

„Ich bin ein Knabe und im Klettern geübt, so daß es mir nicht schwer wird, bis zum Stamme der Ulme zu gelangen. Was soll aber mit den Mädchen geschehen? Sie können nicht klettern und werden, wenn sie es versuchten, in die Tiefe stürzen!“

Er erinnerte sich, daß in einer Kammer allerlei Geräte und Werkzeuge aufgespeichert waren; er zog die Strümpfe und Schuhe aus, watete durch das Wasser, welches auch hier fast einen Meter hoch stand, und holte ein langes, dickes Seil, mehrere Bretter, Leinentücher und eine alte Thüre. Alles schleppte er mit vieler Mühe auf den Dachboden und schob es durch die hastig erweiterte Lücke auf das Dach. Dann sagte er zu den Schwestern:

„Vor allen Dingen hört jetzt auf zu weinen. Der Vater kommt zurück, sobald er ein Boot auftreiben kann. Boote sind jetzt bei dem Hochwasser selten, aber er kommt sicher und so schnell wie möglich. Seid nur ruhig und gefaßt. Wir gehen jetzt auf die Ulme und bauen uns dort ein Nest. Die Ulme steht viele, viele hundert Jahre; die ist so stark, daß ihr das Wasser nichts anhaben kann. Sucht jetzt etwas zum essen und dann kommt.“

Die Mädchen trockneten ihre Thränen, und Elisabeth sagte:

„Wir werden dir helfen!“

„Thut das,“ rief Hans. „Holet euch auch warme Tücher, soviel ihr findet, und kommt zu mir aufs Dach.“

Er band sich das eine Ende des Seiles um den Leib, befestigte das andere an einem Dachsparren und kletterte auf den überhängenden Ast. Von dort stieg er immer weiter, bis er den Stamm der Ulme erreichte.

Er wählte zwei große Äste, welche eine Gabel bildeten, band das Seil vom Leibe los, schlang es um einen Ast und rief Elisabeth zu:

„Binde das Seil, das am Sparren befestigt ist, an die Thüre!“

Nachdem dies geschehen war, zog er kräftig an dem Ende, das über dem Ast der Ulme hing, und ruhte nicht, bis er die Thüre auf den Baum gebracht hatte.

Dann legte er sie über die Äste und warf das Ende des Seiles seiner Schwester zu. Anfangs gelang ihm der Wurf nicht und das Seil fiel ins Wasser, welches an dem Fuße der Ulme brauste; nach mehreren Versuchen erreichte es das Ziel, und Elisabeth band die Bretter an das Seil. Sie wurden von Hans, ebenso wie die Thüre, auf die Ulme gezogen.

Er baute auf derselben eine Plattform, welche drei Meter breit und lang war und den drei kleinen Leuten als Aufenthalt dienen sollte.

Nachdem auch die Tücher und Lebensmittel auf die Ulme befördert waren, hatte der tapfere Knabe noch das Schwerste zu vollbringen. Er mußte die Schwestern emporziehen . . .

Er verband zwei Seile zu einem starken Tau, befestigte das eine Ende an dem Stamm der Ulme, schlang das andere um den Ast, welcher über die Plattform ragte, und warf es auf das Dach, an dessen Rande die Schwestern standen.

Er rief Elisabeth zu:

„Binde das Tau fest um den Leib der Franziska und verknote es gut, damit es sich nicht löst!"

Das Mädchen that, was er befohlen hatte, und bald schwebte die Schwester in der Luft und wurde von den kräftigen Händen des Bruders auf die Plattform gezogen.

Sobald die Kleine auf ihr stand, band sie Hans mit einem Strick an den Stamm der Ulme an, damit sie nicht vom Schwindel erfaßt in die Tiefe stürzte, und ging an die letzte, aber beschwerlichste Arbeit.

Elisabeth war ein großes, dickes Mädchen, dessen Last für die Kräfte eines fünfzehnjährigen Knaben zu schwer schien.

Trotzdem versuchte Hans sie emporzuziehen, indem er das Tau zweimal um seine Hände schlang, sich setzte und die Füße fest gegen den Baum stemmte.

Seine Glieder zitterten, die Anstrengung raubte ihm fast den Atem und die Arme zerrten sich aus den Gelenken . . . Nur ruckweise brachte er den Aufzug zu stande und sank, in dem Augenblick, wo Elisabeth den Rand der Plattform umklammerte, ohnmächtig zu Boden.

Die Liebkosungen der Schwestern brachten ihn bald wieder zur Besinnung, und er spähte von seiner luftigen Höhe nach dem Hause, gegen dessen Außenmauern die wild schäumenden Fluten und Eisblöcke anbrausten. Es stand bereits bis zum Dache unter Wasser und schien mit jeder Viertelstunde tiefer unterzusinken.

Jetzt wurde Hans von einer neuen Angst erfaßt.

„Das Wasser steigt höher, immer höher und muß endlich auch unsere — Plattform erreichen. Dann sind wir verloren! Wer weiß, ob es nicht auch den Baum umstürzen wird . . ."

Er behielt aber diese schrecklichen Gedanken für sich und bemühte sich eine frohe Miene zu zeigen, um die verzagten Schwestern zu beschwichtigen und zu trösten.

Während sie Brot und Käse verzehrten, erzählte er ihnen die Geschichte vom Patriarchen Noah, den Gott in einer Arche aus der großen Sündflut errettete.

„Der liebe Gott wird auch uns helfen," schloß er, „wenn wir ihn darum bitten und auf ihn vertrauen."

Die Kinder knieten auf die Plattform nieder und beteten; dann bereitete Hans für beide Mädchen aus Tüchern eine Lagerstätte, während er ein Betttuch über ihren Köpfen ausspannte, um sie gegen den Regen und die rauhe Nachtluft, soviel er konnte, zu schützen.

Denn schon wurde es Abend und noch immer zeigte sich keine Hilfe. Soweit das Auge spähte, sah es nichts, als unheimlich rauschendes, schmutziggelbes Wasser.



Bald schwebte die Schwester in der Luft.

Dicht aneinander gedrängt saßen sie da und die Schwestern legten endlich ihre Köpfchen in den Schoß des Bruders, um, von Müdigkeit überwältigt, zu schlafen.

Hans aber wachte die ganze Nacht und horchte auf das Tosen und Rauschen des Hochwassers. Plötzlich drang, als bereits der neue Tag heraufdämmerte, ein Krach wie das Rollen des Donners oder der langsame Sturz eines Berges an sein Ohr.


Hans wachte die ganze Nacht.

Beim Aufleuchten der ersten Sonnenstrahlen sah er, daß die Mauern des Hauses auseinander wichen; es bildeten sich Spalten und Risse und im Nu barst das ganze Gebäude, in seinen Grundfesten erschüttert und zerstört, von oben bis unten. Dann sanken Mauern und Dach in die Tiefe, und darüber schäumten die Wogen und trieben riesige Eisschollen.

Hans preßte die Hände vor das Gesicht und weinte . . . Der Morgen weckte die Schwestern aus dem Schlafe, und beide erwachten in der Meinung, daß sie noch im Hause seien.

„Vater, Mutter!" riefen sie und streckten die Hände aus.

Wie arg war aber die Enttäuschung der armen Kleinen, als sie sich, von eisigen Winden umweht, auf der Plattform, über welche die Ulme ihre kahlen Äste breitete, sahen.

Ihr Jammer wurde noch größer, nachdem ihnen Hans gesagt hatte: „Das Wasser hat unser Haus und alles Vieh weggeschwemmt!"

So verbrachten sie den Tag und spähten nach allen Seiten, um die Spur von Menschen zu entdecken; endlich am Abend tönte ein Ruf durch die Lüfte, der sie aufhorchen machte.

Sie beugten sich weit über die Plattform und blickten durch die Zweige nach der Richtung, wo die Stimme erschallt war.

Mitten durch die mit Bäumen, Holzwerk und Eisstücken bedeckten Wellen steuerte ein Kahn auf die Ulme los; in demselben saßen und standen fünf Männer.

Der, welcher ein Tuch in der rechten Hand schwang und laute Rufe ausstieß, war der Knecht Georg . . .

Hans ergriff ein weißes Tuch, welches seine Schwester Elisabeth um den Kopf geschlungen hatte, und gab den Nahenden ein Zeichen, daß er sie gesehen habe.

Bald war der Kahn am Stamme der Ulme gelandet, und Hans ließ das

Tau hinab, das von den Rettern festgehalten wurde, während er, die kleine Franziska tragend, an demselben niederglitt. Er hatte das Kind mit Stricken auf seinem Rücken festgebunden. Elisabeth blieb zurück.



Mitten durch die Wellen steuerte ein Kahn.

Sobald Hans den Kahn erreicht hatte, lockerte sie das Seil so, daß es nur noch einmal um den Ast geschlungen war, und band das andere Ende sich fest um den Leib; dann kletterte sie über den Rand der Plattform, während die Männer das herabhängende Tau langsam nachließen, wodurch sie allmählich herabglitt. So gelangte auch Elisabeth aus ihrem luftumwehten Zufluchtsorte in das Boot, welches dann die drei geretteten Kinder in das hochgelegene Dorf führte.

Der Knecht Georg, welcher am Abend vorher wegen des Hochwassers nicht heimkehren konnte, hatte am Morgen die Männer des Dorfes beschworen:

„Um Gottes willen helft. In unserem Hause am Ufer sind die Kinder in Gefahr!" Sofort waren hochherzige Helfer bereit, aber die Macht der Strömung war furchtbar. Sie sahen bald zu ihrer Freude, daß die Kinder auf die Äste der Ulme sich gerettet hatten. Immer wieder versuchten sie bis zum Baume zu gelangen, wurden aber durch Eisschollen und die starke Strömung daran gehindert. Endlich, am Abend gelang ihnen die waghalsige Fahrt.

Der Bauer Niklas Strauß fuhr, sobald er in der Stadt vom Einbruche des Hochwassers gehört, so schnell, als seine Pferde laufen konnten, in die Niederung hinaus.

Weg und Steg war weit und breit unter Wasser. Immer neue Hindernisse türmten sich ihm und der Mutter entgegen, die für das Leben ihrer Kinder zitterten.

Die Nacht brach herein; sie versuchten beim Scheine von Laternen weiter zu fahren, doch die Pferde scheuten vor dem unheimlichen Geräusche und der Tiefe des Wassers und waren nicht vorwärts zu bringen.

Erst am andern Morgen erreichten die Eltern, nach einer schlaflosen Nacht ihr Heimatdorf. Sie betraten es mit thränenden Augen und verzweifelt, denn sie sie glaubten, daß ihre Kinder ein Opfer des Hochwassers geworden seien. Zu ihrer unbeschreiblichen Freude fanden sie aber ihre drei Lieblinge heil und wohl in dem Hause eines befreundeten Bauern. Der tapfere Knabe Hans hatte das Beste gerettet, was sie auf der Welt besaßen.

Ein Sprung fürs Leben.

(Aus dem „Tagebuche“ von J. S. Borlase.)

Im August des Jahres 1854 betrat ich zum ersten Male Neu-Südwales, die britische Kolonie im südöstlichen Australien und dessen Hauptstadt Sydney, um mich dem Befehlshaber der englischen Truppen zur Verfügung zu stellen.

Schon am folgenden Tage wurde ich in Begleitung eines jungen Offiziers, welcher Rootes hieß, nach dem Orte Dunewatha gesandt, um wichtige Nachrichten dahin zu überbringen. Diese Station lag drei Tagreisen weit von Sydney entfernt.

Wir hatten kaum die Stadt verlassen, als uns ein heftig wehender Nordwestwind dichte Staubwolken entgegen trieb. Der feine, scharfe Sand drang in Augen, Nase und Ohren, während die Sonne mit wahrhaft tropischer Glut vom Himmel niederbrannte.

Unsere Pferde senkten die Köpfe und schlichen ermattet vorwärts, und wir saßen stumm und verdrossen auf ihnen. Die Gegend, durch welche wir zogen, bot das Bild einer öden Wüste; nirgend sproßte etwas Grünes und die Wege waren steinig, steil und schlecht.

So ritten wir einige Meilen durch diese trostlose, mit Rissen und Erdlöchern besäete Ebene, bis wir in eine Einöde gelangten, wo uns außer Staub und Sonnenglut eine neue Plage überfiel.

Eine Wolke von Sandfliegen senkte sich aus den heißen Lüften auf uns herab; sie bedeckten den Boden und die Steinblöcke, und bald saßen sie auch auf Brust und Beinen unserer Pferde, so daß diese vor Schmerz sich bäumten und, da sie diese Blutsauger nicht abwehren konnten, die Flucht ergreifen wollten.

Mein Gefährte, der lange in Australien lebte, erzählte mir, daß diese Mückenschwärme nur in einem Monate des Spätsommers sich zeigen, während sie im nächsten Monate verschwinden.

„Sie werden von den Vögeln aufgezehrt,“ fügte er hinzu.

„Ihre Stiche sind den Menschen weit gefährlicher als den Tieren. Die Wunde schwillt zu einer Beule, so groß wie eine Wallnuß an, heilt erst in Monaten und läßt tiefe Narben zurück.“

Er zeigte mir seine Hände, welche von Rissen und Furchen ganz entstellt waren.

Je höher wir in das Gebirge, welches am Ende der Ebene emporstieg, vordrangen, desto seltener wurden diese Sandfliegen, und endlich verschwanden sie. Es zeigte sich bald eine langersehnte Quelle, inmitten eines entzückenden Fleckchens Erde, mit tausenden von bunten Blumen besäet. In der Ferne leuchteten die purpurnen Spitzen der „blauen Berge“.

Wir badeten unsere Pferde, wuschen ihnen das Blut von Füßen und Brust, und labten uns selbst durch einen frischen Trunk. Am Nachmittag setzten wir die Reise fort und erreichten die Felsschluchten, aus welchen die Berge in gewaltiger Höhe aufragten. Hier bereiteten wir in einer kleinen Höhle unser Nachtlager und aßen von den Vorräten, die wir in unseren Satteltaschen mit uns führten.

Am anderen Morgen ritten wir nach den Höhen und erreichten die „blauen Berge“, welche sich westlich von Sydney in einer Höhe von 1500 Metern hinziehen und viele Goldlager in ihren Klüften bergen.

Jetzt wurde der Pfad sehr steil und wand sich an Felswänden entlang, wo verkrüppelte Gummibäume und Kiefern spärlich sproßten. Diese steinige Einöde mit den hochragenden Klippen bot einen düsteren Anblick.

Es war ein Engpaß, der sich zwischen Abgründen und Felsen hinzog.

„Sind Sie sicher, daß Sie den Weg durch diese Schlucht finden werden?“ fragte ich Herrn Rootes. „Es ist vielleicht besser, daß wir einen Umweg machen und auf der Fahrstraße weiterziehen.“

„Ich kenne das Gebirge und alle Pfade genau,“ erwiderte er. „Fürchten Sie nichts. Wir ersparen unseren Pferden, wenn wir den Paß benutzen, einen Weg von neunzehn Meilen.“

„Ist der Pfad gut und für Reiter sicher?“ fuhr ich fort.

„Das ist nicht der Fall,“ rief Rootes aus. „Ich würde ihn weder mit einem ungezähmten, noch auf einem schwachen Rosse zurückzulegen wagen. Unsere Pferde aber sind tüchtige und verläßliche Tiere. Übrigens haben wir nur eine halbe Meile zu reiten.“

„Ich bin in Bergen noch nie geritten. Worin besteht die Gefahr, vor der wir uns hüten müssen?“ fragte ich weiter.

„Es ist eine Schlucht, sie heißt der „Teufelspaß“, gab er zur Antwort. „Der Weg zieht sich an steilabfallenden Felsabhängen entlang, welche durch einen Wasserfall getrennt sind. Der Reitpfad ist oft so eng, daß kaum für ein Pferd Platz bleibt. Ein Geländer giebt es nicht, es könnte auch aus Platzmangel gar nicht angebracht werden.“

„Wie tief ist der Abgrund, welcher zwischen den Felshängen liegt?“ fuhr ich erregt fort.

„Vielleicht tausend Fuß. Die Schlucht ist so eng, daß ihr Boden unsichtbar ist.“

„Ein Fehltritt des Pferdes, ein schadhafter Huf, das Anziehen des Zügels nach der unrichtigen Seite, ein paar rollende Steine können ja dann den Reiter hinunter in den sicheren Tod stürzen!"

„Natürlich; ich kann Ihnen sogar ein sehr merkwürdiges Abenteuer von demselben Teufelspaß erzählen, dem wir zureiten."

„Zum Kuckuck, dann erzählen Sie es. Nervöser, als ich bereits bin, kann ich nicht werden."

Rootes lachte. „Das war so. Zwei Reiter begegneten sich, von verschiedenen Seiten kommend, in der Mitte des Teufelspasses. So etwas ist noch nie passiert und wird auch kaum je wieder vorkommen, denn der Paß wird zu selten von Reisenden benützt. Das Ausweichen war ebenso unmöglich, als das Umwenden der Pferde.

‚Wir wollen losen,' sagte der erste Reiter, ‚wer von uns sein Roß opfern soll!'

‚Ich bin einverstanden,' erwiderte der andere. Das Los fiel auf den, welcher den Berg hinaufgeritten war.

Er stieg ab, stieß sein Pferd mit einem kräftigen Rucke in den Abgrund und kroch zwischen den Beinen desjenigen, auf welchem sein Gegner saß, durch. Dann stand er in dessen Rücken wieder auf und setzte seine Reise zu Fuß fort."

Während dieser Erzählung waren wir gegen hundert Meter höher gekommen und erblickten zu unseren Füßen den Wasserfall, welcher in einer Ausdehnung von vielen Meilen dahinrauschte.

Wir hatten jetzt den Eingang zum Teufelspasse erreicht und der Übergang von der Hitze der Ebene zur Kälte der Höhen, die wir erreicht hatten, war so merklich, daß ich zu frösteln anfing. Mir war unbehaglich zu Mute. Das fürchterliche Tosen und Brausen des Wasserfalles machte uns das Sprechen schwer und so ritten wir stumm weiter.

Rootes, welcher bis jetzt in bester Laune gewesen, wurde nachdenklich und sein Antlitz verdüsterte sich. Ich aber hatte das Gefühl und die bange Ahnung, daß uns hier etwas Schreckliches bevorstehe.

Sogar die Elemente schienen uns feindlich gesinnt zu sein, denn der wolkenlose blaue Himmel war plötzlich mit nebelgrauen Schleiern bedeckt, aus der Ferne krachten Donnerschläge und hier und dort zuckten Blitze.

Das Gewitter kam näher, immer näher. Einzelne, schwere Tropfen fielen zur Erde.

„Wenn es in den „blauen Bergen" zu regnen beginnt, so fließt das Wasser eimerweise vom Himmel," schrie Rootes. „Haben Sie aber nur Mut! Wir überschreiten soeben die Höhe des Kammes; drüben regnet es vielleicht gar nicht und in fünf Minuten ist die gefährlichste Stelle des Teufelspasses erreicht."

„Glauben Sie nicht," fragte ich, meine Stimme so stark als möglich erhebend, „daß ein Blitzstrahl unsere Pferde scheu machen kann?"

„Dann müßten wir freilich der schönen Welt Ade sagen," erwiderte er lachend, „aber haben Sie nur keine Sorge, unsere Pferde sind an alles gewöhnt und scheuen nicht. Auch hoffe ich, daß wir, ehe das Gewitter uns erreicht hat, schon aus dem Paß heraus sind."

In diesem Augenblicke sah ich nach oben und bemerkte mit stiller Freude, daß die Wolken, welche den Himmel bedeckten, vorüberzogen und wieder das Blau durchschimmerte.

„Ich vertraue Ihnen ganz. Sie scheinen Weg und Wetter hier sicher zu kennen," rief ich Rootes zu. „Nur voran, Herr Kamerad. Ich bleibe nicht zurück."

Rootes hatte recht, in fünf Minuten waren wir im eigentlichen Teufelspaß.

Der Weg verengte sich jetzt so, daß er kaum einen Meter breit war; zu unserer linken Seite stiegen die Felsen steil wie Wände auf, während auf der rechten der Abgrund gähnte, in dessen unsichtbarer Tiefe der Wasserfall rauschte.

Zu unserem Glücke war das Gestein, auf welchem wir ritten, weder lose noch vom Regen naß, so daß unsere Pferde sicher auftreten konnten.

Rootes schien wieder in guter Stimmung zu sein, denn er wandte sich oft im Sattel um, und blickte nach mir. Ich ritt langsam, und war jetzt etwa vierzig Schritte von ihm entfernt.

Sein Pferd ging so ruhig vorwärts, als ob es sich auf der Heerstraße von Sydney befinde.

Plötzlich flammten, gerade als wir die engste Stelle des Teufelspasses erreicht hatten, Blitze auf. Ein Donnerschlag krachte durch die Lüfte und ein blauer Strahl zuckte gleichzeitig nieder. Die Zickzackflamme schlug dicht vor den Füßen des Pferdes, das Rootes ritt, ein und zersplitterte das Gestein.

Das Pferd scheute entsetzt zurück, bäumte sich und schlug mit den Vorderfüßen in die Luft hinaus . . . .

Im nächsten Augenblicke waren Roß und Reiter in den Abgrund gestürzt und für immer meinen Blicken entschwunden.

Ich drängte mein Roß an die Felswand und hielt die Zügel straff. Es stand, die Vorderfüße gegen den zwei Zoll nahen Rand des Abgrundes stemmend, wie festgewurzelt, während ich in das Grab hinabstarrte, das meinen Gefährten verschlungen hatte.

Die Gefühle, welche jetzt mein Herz bedrängten, waren unbeschreiblich. Trotz des heftig niederströmenden Regens, der mich ganz durchnäßte, blieb ich auf der Stelle, wo ich Zeuge des fürchterlichen Absturzes gewesen war, und mein Geist verwirrte sich aus Schrecken so, daß ich lange keinen klaren Gedanken fassen konnte.

Der Regen goß in Strömen, Blitze flammten unaufhörlich und der Donner rollte, vom Echo der Bergesgipfel wiederholt, wie ununterbrochenes Feuer aus schweren Geschützen. Ich starrte regungslos in die Tiefe.

Wohl eine Stunde lang blieb ich in dieser Stellung und ermannte mich erst, als mein Pferd vor Kälte zu zittern begann.

Ich zog einen Fuß aus dem Steigbügel und dann den anderen, und glitt vorsichtig über den Rücken meines Tieres auf den Boden.

Was wäre mein Schicksal gewesen, wenn das Pferd, auch diese letzte Minute noch, nur die geringste Bewegung gemacht hätte!

Hinter ihm stehend, trieb und schob ich es vorwärts, um auf diese Weise das Ende des Teufelspasses zu erreichen.

Es gehorchte mir und schritt langsam weiter; oft aber scheute es und wollte trotz Drohungen und Zuruf nicht vorwärts, denn der Pfad war durch den Regen spiegelglatt geworden und die Steine, welche sich hier und dort von der Felswand loslösten, versperrten den Weg.

Trotzdem legten wir die gefährlichste Stelle des Passes zurück und ich sah schon den Ausgang, der nach meiner Berechnung nur fünfzehn Minuten mehr entfernt sein konnte.

Plötzlich stand mein Pferd wie festgebannt still und konnte durch nichts zum Weitergehen bewogen werden. Ich blickte über seinen Rücken, um die Ursache dieses jähen Zurückscheuens zu entdecken. Zu meinem Schrecken fand ich, daß ein Blitzstrahl den Felsen gespalten und eine Kluft gerissen hatte, welche zwischen der Stelle, wo ich hielt und dem Pfad, der jenseitig des Spaltes lag, gähnte. Sie war beiläufig zwei Meter breit.

Was sollte ich thun? Das Emporklettern an der Felswand war unmöglich und bei der Verfassung, in der sich meine Nerven befanden, durfte ich nicht wagen, einen Abgrund von zwei Meter Breite ohne Anlauf zu überspringen.

Ich hatte nur die Wahl: entweder den Weg zu Fuß durch den Teufelspaß zurückzuwandern oder mein Pferd zu opfern und den Sprung fürs Leben zu wagen . . . .

Für den Rückweg durch den schrecklichen Paß konnte ich mich um nichts in der Welt entschließen, denn der Teufelsweg lag jetzt im Dunkeln, da die Dämmerung bereits gekommen war, und jeder Fehltritt bedeutete Tod.

Es blieb mir also nur übrig: den Sprung zu wagen.

Das edle Tier, welches mich bis hierher getragen, that mir sehr leid und ich würde es gern geschont haben . . . Die Not aber forderte unabwendbar, daß ich es preisgab.

Ich stieß es mit einem kräftigen Ruck in den Abgrund. Es entrang sich ihm im Fallen ein Schrei (Pferde können, wenn sie in Todesangst sind, schreien, und das ist ein Ton, den keiner vergißt, der je ihn vernahm) und bald hörte ich, daß ein Körper, von Fels zu Fels rollend, mit dumpfem Aufschlage in den tosenden Fluten des Wasserfalles versank.

Jetzt zog ich meinen Rock aus, band Säbel, Revolver und Gürtel in ein Bündel und warf alles nach der gegenüberliegenden Seite des Spaltes.

Die Augen starr auf sie heftend, damit kein Blick in den Abgrund mich schwindlich machte, nahm ich alle Kräfte zusammen und sprang vorwärts. Meine Füße berührten glücklich den jenseitigen Rand und ich streckte schon die Hände aus, um mich am Gestein anzuklammern, da glitt ich aus, verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts.

Im Sturze faßte ich die weit über der Kluft hängenden Zweige eines Busches, welcher in einer Felshöhlung grünte, und schwebte, mich krampfhaft festhvltend, in der Luft.

War ich gerettet? Oder mußte ich die glückliche Fügung, daß gerade an der Stelle meines Absturzes der Busch grünte, nur als Aufschub eines sichern Todes betrachten?

Unter mir gähnte der tiefe Abgrund und hoch über meinem Haupte lag die steile Felsenwand, welche ich, da sie steil wie ein Riff war, nicht erklettern konnte.

Wenn die Zweige rissen oder meine Kraft erlahmte, so fand ich dasselbe Grab wie mein Gefährte Rootes.

Plötzlich bemerkte ich, zwei Meter von mir entfernt, eine Klippe, welche aus dem Gestein hervorragte und eine Art Platte bildete.

Wenn es mir glückte, dieselbe zu erreichen, so konnte ich festen Fuß fassen, und von hier aus war der Felsen günstiger, da war es möglich, den jenseitigen Rand des Pfades zu erklettern.

Wie sollte ich aber hinüber gelangen? Das schien mir ohne Hilfe nicht möglich, und wäre noch mit dieser ein Wunder gewesen.

Ich prüfte die Wurzeln des Busches. Sie waren dick, knorrig und saßen eisenfest im steinigen Grunde; und auch der Ast, an welchem ich hing, zeigte sich lang, schmiegsam und stark.

Diese Entdeckung gab mir den Gedanken ein, ihn als Pendel zu benützen; ihn in immer großere Schwingungen zwischen der Stelle, wo ich hing, und dem Felsvorsprung zu bringen, und an ihm mich hinüberzuschwingen. Es sollte der Steg sein, auf dem ich den festen Boden erreichte.

Je länger ich nachsann, desto unwahrscheinlicher schien mir das Gelingen meines Unternehmens und ich war schon entschlossen, es aufzugeben; da drängte mich eine neue Gefahr, den Sprung fürs Leben doch zu wagen.

Ein Geräusch, das in dem Laubwerk des Busches laut wurde, veranlaßte mich, den Blick zu wenden. Zwei kleine, funkelnde Augen, ein flacher Kopf und eine lange, gespaltene Zunge, die plötzlich aus dem Grün auftauchten, zeigten mir die Gefahr.

Es war eine Schlange, welche sich hin und her wiegend mir näherte. Ein zweiter Blick sagte mir, daß ich mich einer Diamantschlange, einem der giftigsten Reptile gegenüber befand und ihm, da ich keine Hand frei machen konnte, wehrlos preisgegeben war.

Eine innere Stimme rief mir in dem Augenblicke, wo sich die Schlange auf mich stürzte, zu:

„Spring' auf die Klippe!"

Ich that es. Den langen Ast in eine mächtige Bewegung setzend, schwang ich mich in die Luft hinaus, ließ ihn, sobald er die Felsplatte erreicht hatte, plötzlich los und kam auf sie zu stehen. Wäre der Schwung nur ein wenig kräftiger gewesen, so hätte ich jenseits in die Tiefe stürzen müssen.

„Gerettet!" jubelte ich auf.

Sobald ich wieder fest auf den Füßen stand, kletterte ich, meine Hände in das Erdreich und Felsenspalten einbohrend und mit den Knien stemmend zum Pfade über der Klippe empor.

Als dieses Wagnis gelungen war, sank ich an allen Kräften gelähmt nieder, und eine Ohnmacht umfing meine Sinne.

Sie dauerte die ganze Nacht, denn erst die Strahlen der Sonne, die bereits hoch am Himmel stand, weckten mich wieder zum Leben.

Es war ein herrlicher Morgen. Ich stieg langsam den Berg abwärts und erreichte nach mühsamer Wanderung die Ebene. Hier suchte ich, von Hunger und Durst gequält, die Hütte eines Hirten auf, der mich gastlich aufnahm.

Einen Tag und eine Nacht mußte ich da vor Erschöpfung rasten, ehe ich meine Reise nach der Station Dunewatha fortsetzen konnte.

Beim Rückweg ritt ich nicht wieder durch den Teufelspaß.



Es war eine Schlange, die sich näherte.



Ich stieg über die schlafenden Rothäute.
(Zur Erzählung: „Im Wigwam“.)

Buffalo Bill.

Der Name: „Buffalo Bill" hat nicht allein im wilden Westen Amerikas und jenseits des Atlantischen Oceans, sondern auch in Europa einen guten Klang. In seinem Träger verkörpert sich eiserner Mut, kalte Besonnenheit und uneigennützige Pflichttreue.

Der eigentliche Name dieses Mannes, der einst der Schrecken aller Rothäute im Westen Amerikas und der Schutzgeist vieler Reisenden war, ist William Friedrich Cody. Er hat sich als Schütze, welcher niemals sein Ziel fehlte, als Büffel-Jäger, weshalb er auch „Buffalo Bill" genannt wurde, und als Postboten-Reiter ausgezeichnet. In diesen drei Berufen war er Meister und ist weder als Schütze und Jäger, noch als Reiter, welcher die weitesten Strecken, umschwärmt von Rothäuten, sicher und schnell zurücklegte, jemals übertroffen worden.

Die Zahl seiner Abenteuer ist so groß, daß man sagen kann: Es gab im Leben des William Cody kaum eine Zeit, wo er kein Abenteuer erlebte.

Er wurde im Jahre 1843 in dem zwischen Mississipi- und Missouristrome gelegenen Freistaate Jowa, zu Scott County geboren, wo sein Vater sich als Farmer niedergelassen hatte.

Bereits in seinem neunten Jahre zeigte er durch eine That, welche ebensoviel Mut, als Geistesgegenwart verriet, daß er einst ein tüchtiger Mann werden würde.

Die Schule, welche er besuchte, war fast drei Stunden vom Hause seines Vaters entfernt und darum machte er den Weg hin und zurück stets auf einem Pony, einem jener kleinen Pferde, welche in den Prairien leben. Diese Tiere sind sehr wild und voll Tücken, so daß ein Ritt auf ihnen stets gefährlich ist. Bill teilte seinen Sitz mit einem ältern Spielgefährten, der kein Pony besaß.

Es war dies David Dunn, dessen Vater auch als Farmer in Scott County lebte.

Strolche, die, um ein Pferd zu rauben, sich kein Gewissen daraus machten, auch einem Kinde Gewalt anzuthun, streiften zeitweilig durch diese entlegenen Gegenden.

Jeder der Knaben trug deshalb einen Revolver bei sich und Bill hatte bereits eine große Fertigkeit im Scharfschießen erlangt.

Eines Tages brach, während sie nach der Schule ritten, ein Gewitter los und ihr Pferd, das durch Blitz und Donner scheu geworden, ging durch. Die Knaben sprangen gewandt ab und überließen das wildgewordene Tier seinem Schicksale.

„Wir wollen im Dickicht des Waldes Schutz vor Regen und Sturm suchen!" sagte Bill und kroch in ein Gehölz. David Dunn folgte, und bald standen beide vor einer Holzhütte, die zwischen Bäumen versteckt lag.

Bill hatte von ihr schon gehört. Sie war unbewohnt und wurde von allen Menschen gemieden.

Es ging unter den abergläubischen Leuten die Sage, daß es dort spuke, seitdem ein unentdeckt gebliebener Mörder die Bewohner überfallen und ermordet hatte.

Die Knaben, durch das Unwetter genötigt, überwanden ihre Furcht und krochen, da die Thüre der Hütte fest verschlossen war, durch ein offen stehendes Fenster in das Innere.

Sie kauerten sich in einem Winkel nieder und hielten das Fenster und den Pfad, welcher nach dem Hause führte, scharf im Auge.

Plötzlich hörten sie Hufschläge und Menschenstimmen. Vier Reiter, welche ihrem Äußeren nach Pferdehirten waren, näherten sich, um hier auch Schutz vor dem Unwetter zu suchen.

Die Knaben wollten eine Begegnung mit diesen wüsten Gesellen, die weder vor Diebstählen noch Mord zurückzuschrecken pflegen, vermeiden, flüchteten sich aus der Stube in den Hinterraum der Hütte und krochen auf den Oberboden.

Dort hatten sie sich kaum versteckt, so langten die Pferdehirten auch schon bei der Hütte an.

Während ein Reiter die Pferde an die vor der Hütte befindlichen Pfähle festband, stiegen die andern durch das Fenster in die Stube.

Einer von ihnen schien hier bekannt zu sein. Er riß Späne aus der Holzbekleidung von Thüre und Wand, schichtete sie in der Mitte der Stube auf, entzündete ein Feuer und schloß den Fensterladen.

Die Lage der Knaben, die sich auf das Heu hinstreckten, war keine angenehme, denn sobald sie sich bewegten, stiegen Staubwolken auf, die in Mund und Nase eindrangen. Dadurch wurden sie zum Husten gereizt und schwebten in steter Angst, daß es ihnen einmal nicht gelingen würde, ihn gewaltsam zu unterdrücken, und so ihre Anwesenheit zu verraten.

Das Rauschen der Regenfluten und das Heulen des Sturmwindes hinderten die Knaben, etwas vom Gespräche, das die vier Männer führten, zu erlauschen.

Später aber, als das Gewitter ziemlich vorüber war, hörten sie mit Entsetzen die Worte:

„Die Hütte ist mir schon längst bekannt! Ich habe den Farmer, der hier wohnte und mir Nachtherberge gab, im Schlafe überfallen und samt Frau und Kindern totgeschlagen. Die Beute, welche ich damals machte, war eine herrliche."

Der Pferdehirt, der dies sprach, lachte laut auf und ein zweiter erwiderte:

„Es wohnen überhaupt viele reiche Farmer in der Gegend . . Habt ihr Lust und Mut, einen zu überfallen und auszurauben?"

„Der vermögendste unter ihnen ist der alte Cody," rief der Mann, welcher

das Feuer angezündet und sich des Mordes gerühmt hatte. „Was meint ihr, wollen wir den heimsuchen?"

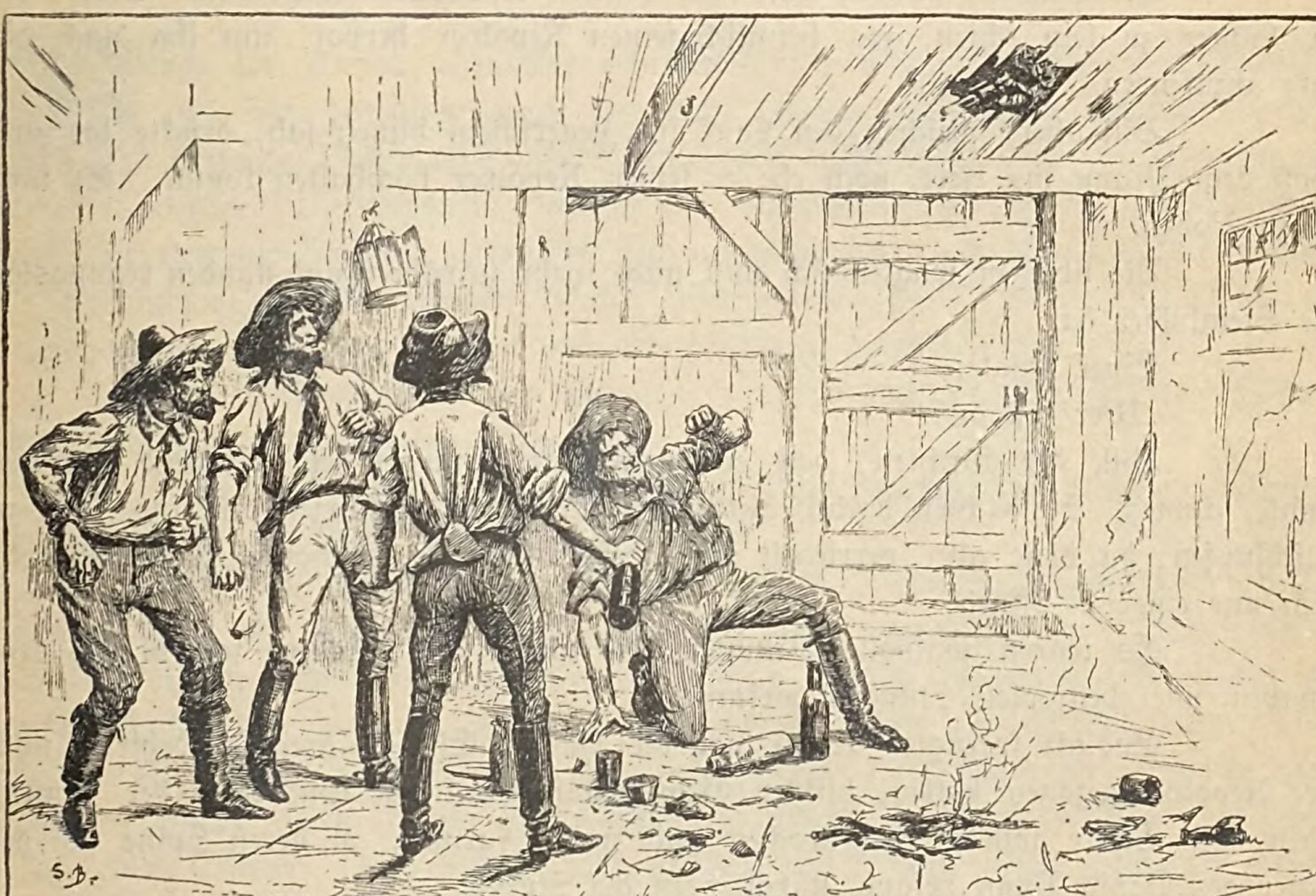
„Gewiß, wir begleiten dich alle," schrien die anderen.

Bill zitterte bei diesen Worten, denn der alte Cody, dessen Ermordung sie beschlossen, war sein Vater.

Er näherte die Lippen dem Ohre seines Spielgefährten und flüsterte:

„Wir müssen sofort alles thun, um den Mord zu verhindern. Eile, so rasch du kannst, nach Hause und melde dort, was die Schurken beschlossen haben."

Im Dachraume befand sich eine kleine Öffnung, durch welche ein Knabe ins Freie kriechen konnte.



Die Männer blickten erschrocken nach oben.

David Dunn, der in allem dem klügeren, wenngleich jüngeren Bill, gehorchte, folgte dessen Weisung, stieg durch die Dachöffnung, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, und glitt ohne Unfall auf den Wiesenboden.

Während er nach Hause eilte, um den Anschlag der Pferdehirten den Seinigen mitzuteilen, zog Bill seinen vielläufigen geladenen Revolver aus der Tasche und kroch zu einer Lucke, die in die Decke der Stube gehöhlt war.

Von hier konnte er die Männer genau im Auge behalten; den Revolver hielt er auf sie gerichtet.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er seine Waffe auf Menschen abfeuern sollte.

Er wartete eine halbe Stunde und zählte die Minuten, indem er berechnete:

„In dieser Zeit kann David zu Hause angelangt sein und in so viel Zeit werden die Freunde, die er zu Hilfe ruft, hier anlangen. Wenn es nur erst so weit wäre!"

Plötzlich erhoben sich die Pferdehirten, um, wie sie sagten, ihre Rosse zu besteigen und nach der Farm des alten Cody zu reiten.

Dies war der Augenblick, in welchem Bill handeln mußte.

Er ließ den Revolver so weit aus der Öffnung der Stubendecke hervorragen, daß ihn die Männer sehen konnten, und rief seine Stimme so tief als möglich verstellend:

„Halt! Ihr seid in meiner Gewalt. Keiner rührt sich. Ich schieße jeden, der Miene macht, sich von der Stelle zu rühren, augenblicklich nieder!"

Die Männer standen starr und blickten erschrocken nach oben. Einer, der ihr Führer zu sein schien, zog heimlich seinen Revolver hervor, um ihn nach der Luke abzufeuern.

Bill aber, welcher den Lauf im Feuerschein blitzen sah, drückte los und schoß dem Mann ins Herz, noch ehe er seinen Revolver hochhalten konnte. Er sank tot zu Boden.

Die übrigen wagten sich nun nicht mehr zu rühren und standen regungslos wie Steinbilder da.

Einer fragte:

„Wer bist du?"

Bill, der fürchtete, daß er durch eine Antwort seine Jugend verraten könnte, schwieg. Sie dachten daran, gleichzeitig zur Thüre zu stürzen, um ins Freie zu entschlüpfen; da diese aber verriegelt war, befürchteten sie, erschossen zu werden, ehe auch nur einer sie öffnete.

Es waren qualvolle Minuten, die allen, den Räubern sowohl, als dem Knaben, wie ebensoviele Stunden vorkamen.

Endlich sprengten Reiter vor die Hütte. Ehe die drei Pferdehirten noch ihre Revolver gezogen hatten, blitzten Gewehrläufe durch die Gucklöcher der Fensterläden, die Thüre wurde aufgebrochen und zwölf Farmer, an deren Spitze sich der Vater des David Dunn befand, stürmten in die Stube.

Der kleine David hatte, als er die Hütte verließ, eins der davor angebundenen Pferde bestiegen und war so rascher, als Bill geglaubt, nach Hause gelangt.

Die drei Überfallenen wurden als längst gesuchte Diebe und Mörder erkannt und kurzer Hand an den Bäumen, die rings um die Hütte grünten, aufgehängt.

Die beiden tapferen Knaben aber empfingen viel Lob und Ehre, am meisten aber der jugendliche Cody, der sich so mutig und besonnen wie ein gereifter Mann gezeigt hatte.

Bevor der Westen Amerikas von Eisenbahnen durchschnitten und New-York mit San Francisco durch die große Pacific-Bahn verbunden war, mußten Reisende, Briefe und andere Sendungen durch die sogenannte Überland-Post befördert werden. Die berittenen Begleiter und die Postkutschen wurden aber so oft von den Rothäuten und Räubern überfallen und ausgeplündert, daß die Gesellschaft, welche die Verbindung mit dem fernen Westen übernommen hatte, ein anderes Mittel zur Versendung von Briefen ersinnen und Einrichtungen danach treffen mußte.

Diese bestanden in den Eilboten zu Pferde, welche im gestreckten Galoppe von einer Station zur andern ritten.

Die Briefe mußten auf ganz dünnes Papier geschrieben werden und waren in einer Tasche am Sattel des Reiters befestigt.

Zu den großen Hindernissen, mit denen diese Botenreiter zu kämpfen hatten, gehörten auch die Elemente und die raschen Witterungsumschläge. Bald herrschte eine so glühende Hitze, daß eine Citrone in einer Stunde ausdorrte, bald wieder versanken Reiter und Roß im Schnee oder waren in Gefahr zu erfrieren. Ein Orkan wirbelte den Sand auf und blendete den Boten, dessen Haut durch die spitzen winzigen Steinchen blutig geritzt wurde, Erdrutschungen warfen bald riesige Blöcke auf seinen Weg oder spalteten den Boden, so daß der Reiter über Klüfte sprengen mußte. Brände verwandelten die dürren Prairien in Feuerstätten voll Qualm und Glut, Insektenschwärme zerstachen seinen Leib und bedeckten ihn mit Beulen und auch die giftigen Klapperschlangen züngelten oft Reiter und Roß entgegen.

Trotz diesen Gefahren gab es immer Leute, welche sich der Postgesellschaft als Eilboten antrugen, und einer derselben war Bill Cody, der weder am Studieren noch an dem Landbau Gefallen fand.

Eines Tages erschien er vor dem Leiter der Gesellschaft und bot seine Dienste an.

„Du bist zu jung!“ erwiderte dieser. Dann besann er sich und fügte hinzu:

„Ich entsinne mich, daß du dir sowohl als waghalsiger Reiter als auch als Jäger einen Ruf erworben hast . . . Mache darum einen Versuch!“

Die Strecke, welche Bill Cody zurücklegen mußte, betrug 75 englische Meilen und zog sich durch eine Landschaft, welche durch die grausamsten Rothäute

unsicher gemacht wurde. Trotzdem kam er stets zur bestimmten Zeit ans Ziel und betrug sich so geschickt, daß er niemals in ihre Hinterhalte fiel. Er wurde nun zum fest angestellten Botenreiter ernannt.

Eines Nachts erreichte er die Station, wo ein anderer Bote den Postbeutel weiterbefördern sollte, und fand ihn tot unter seinem Pferde liegen. Eine Rothaut hatte ihm, sich heranschleichend, einen Pfeil ins Herz gejagt. Bill besann sich nicht lang, gab seinem Renner die Sporen und setzte den Ritt fort.



Er legte die Posttasche auf das erbeutete Tier.

Er legte noch weitere 85 englische Meilen bis zur zweitnächsten Station zurück und kehrte nach kurzer Rast zum Ausgangspunkte so zeitig zurück, daß alles glaubte, er sei nur auf seiner gewöhnlichen, der ersten Station gewesen.

Die Gesellschaft belohnte ihn dafür durch einen Beutel mit Goldstücken und erklärte ihn für den ersten und besten ihrer Botenreiter.

Ein anderes Mal überfielen die Rothäute die Station und erschossen den Posthalter. Das geschah wenige Minuten, bevor Bill Cody mit seiner Sendung in die Station einritt.

Ehe er sich noch sammeln konnte, stürmten zwei Indianer, welche auf großen, starken Pferden saßen, heran und versperrten ihm den Weg, während andere Wilde von allen Seiten herzugaloppierten.

Es blieb ihm nichts übrig, als umzukehren und sich zu der nächst gelegenen Station zu flüchten. Die Rothäute unternahmen jetzt seine Verfolgung.

Während zwei ihre Pferde zum rasenden Laufe antrieben, schonten die anderen die ihrigen. Sie wollten, wenn das Tier des Botenreiters ermüdet sein würde, und er in der Aufregung der Verfolgung vom kürzesten Wege abwich, sofort mit frischen Pferden den Rückweg ihm abschneiden.

Bill, der trotz Sporen und Peitschenhieben keinen Vorsprung gewann, beschloß sich wenigstens einen seiner Verfolger vom Halse zu schaffen.

Er zügelte plötzlich sein Pferd, wendete sich im Sattel um und feuerte seinen Revolver auf die Rothaut ab, einen Häuptling, wie der reiche Federschmuck verriet. Wie immer traf seine Kugel ihr Ziel so sicher, daß dieser ins Herz getroffen tot vom Pferde glitt.

Bill faßte die Zügel des Indianerpferdes, um, da es flinker und stärker als sein Pony war, sich auf dasselbe zu schwingen. Er stieg ab und versuchte den Briefbeutel loszuschnallen, da sauste der zweite Indianer herbei und schoß ihm den Hut vom Kopfe.

Bill Cody benützte sein Pony als Deckung und feuerte, hinter ihm geborgen, ebenfalls.

Auch sein zweiter Verfolger sank tot in den Sand. Jetzt legte er den Sattel und die Posttasche auf den Rücken des erbeuteten Tieres und jagte über die Prairie hin, ohne daß die anderen Indianer ihn erreichen konnten.

In den endlosen Prairien hausten außer Indianern noch Pferdehirten, von denen viele sich als Diebe und Mörder entpuppten, und dann geschworene Feinde der Eilboten waren. Sie hatten bessere Waffen, als die Rothäute, und gute Kundschafter, und wurden so den Postbeamten noch gefährlicher wie jene.

Sobald eine größere Summe Geld durch die Post befördert werden sollte, wurde den Pferdehirten dies verraten und dann lauerten diese „Piraten der Prairien" die Post auf. Selten gelang es den Eilboten oder Postkutschern ihnen zu entrinnen, oder im Kampfe Sieger zu bleiben, so daß fast täglich unglückliche, erschossene Opfer der Mordbande aufgefunden wurden.

Unter diesen weißen Räubern zeichnete sich einer besonders durch Kraft, Verwegenheit und Mut aus.

Er hieß: „der Ritter". So oft er eine Postkutsche überfiel, tötete er den Kutscher und die männlichen Reisenden durch Revolverschüsse, die Frauen aber schonte er und that ihnen niemals etwas zu leide. Diese ritterliche Rücksicht auf das weibliche Geschlecht verschaffte ihm den Beinamen: der Ritter.

Auch Bill Cody war schon mit ihm zusammen getroffen und in Zweikampf geraten; bei der letzten Begegnung zerschmetterte ihm „der Ritter" durch einen Schuß den linken Arm und machte ihn für lange Zeit untüchtig zum Dienste.

Bill mußte viele Wochen im Bette liegen, und die Postgesellschaft befürchtete, daß sie ihren besten Boten für immer verlieren würde.

Da erschien eines Tages eine junge, schöne Dame auf der Station und bot sich dem Posthalter als Eilbote an.

„Der Ritter," sagte sie, „schont alle Frauen. Er wird, davon bin ich überzeugt, auch mich nicht überfallen."

Es war ein kühnes Unternehmen. Die Frauen und Mädchen, welche der Räuber bisher verschonte, hatten wohl selten Sachen von größerem Werte bei sich. Würde er auch gegen eine Botenreiterin seine Ritterlichkeit bewahren, von der er bestimmt wußte, daß sie viel Papiergeld, Juwelen und andere Kostbarkeiten mit sich führte?

Der Posthalter, der den Mut des Fräuleins bewunderte, gab ihren Bitten nach und am Nachmittage sprengte sie, den mit Briefen gefüllten Beutel am Sattel tragend, über die Prairie.

Im nächsten Gehölze tauchte „der Ritter" auf und senkte, sobald er die Frauengestalt erblickte, den bereits erhobenen Revolver.

Statt zu rauben, lenkte er sein Pferd an ihre Seite und begleitete sie höflich bis zur nächsten Station.



Die Dame setzte den Revolver an seine Stirn.

Das geschah seitdem stets, so oft das Fräulein den Dienst eines Eilboten versah; er fand an ihrer Schönheit und an ihrem muntern, anmutigen Wesen so viel Gefallen, daß er eines Nachts, als sie über die Heide ritten, sagte:

„Ich bin des ewigen Raubens überdrüssig geworden und sehne mich nach einem ruhigen, anständigen Leben.

Werden Sie meine Ehefrau! . . Wir wollen nach Mexiko ziehen, wo mich niemand kennt, und dort ein glückliches Heim uns gründen."

Die junge Dame hörte aufmerksam auf seine Worte, senkte die Augen und gestand ihm errötend, daß sie seinen Antrag annehme.

Der Pferdehirt jubelte und fuhr fort: „Morgen werde ich an derselben Stelle, wo wir uns heute begegneten, erscheinen und Sie erwarten. Rüsten Sie sich zu einer langen Reise. Ich werde mein ganzes, nach Tausenden von Dollars zählendes Vermögen und die Kostbarkeiten, welche ich besitze, in meinen Satteltaschen mitbringen. Dieser Reichtum setzt mich in den Stand, in Mexiko als vermögender Mann zu leben."

Das Fräulein neigte zustimmend das Haupt und rief, während sie Abschied nahm und das Pferd zum eiligeren Laufe antrieb:

„Auf Wiedersehen! Morgen abend werde ich die Ihrige sein."

Als sie sich zur verabredeten Stunde trafen, und gemeinsam zur Flucht rüsteten, sagte die Dame:

„Mein Sattelgurt hat sich gelöst. Schnallen Sie ihn, ich bitte Sie darum, fester!"

Der „Ritter" sprang sofort vom Pferde und beugte sich, ganz nahe an ihre Seite tretend, um den Gurtriemen zu fassen.

In diesem Augenblicke setzte die Dame den Lauf ihres Revolvers an seine Stirn und rief:

„Du bist mein Gefangener! Hebe die Hände über den Kopf oder ich schieße dich nieder!"

Der Räuber glaubte fast, daß er in eine Falle geraten war; es blieb ihm aber, da die Mündung des Revolvers seine Schläfe berührte, nichts übrig, als zu thun, wie ihm befohlen wurde. Jedoch immer noch hielt er es eher für einen übermütigen Scherz seiner zukünftigen Gattin. Je länger die Wanderung dauerte und als bei jedem Versuche, eine Hand sinken zu lassen, sich sofort wieder der Revolver auf seine Stirn richtete, wurde es ihm recht unheimlich zu Mute. Widersetzlichkeit kostete ihm sicher das Leben, er mußte also, wenn auch noch so widerwillig, in der befohlenen Haltung vor dem Pferde der jungen Postreiterin bis zur nächsten Station wandern, wo der berüchtigte Räuber von den zahlreichen Männern dort sofort gefesselt wurde. Er hatte, seitdem er das Fräulein schonte, um so eifriger die männlichen Botenreiter ermordet und waren deshalb die Stationen in seinem Bereiche ansehnlich verstärkt worden.

Eine Stunde später hing die Leiche des Pferdehirten, als „der Ritter" weit und breit bekannt, an dem Aste eines Baumes. Die junge Dame aber, die ihn gefangen genommen hatte, war — Bill Cody. Er trug damals noch keinen Bart und war von zarter, weißer Gesichtsfarbe, weshalb er diese Verkleidung wagen durfte. —

Diese kühne That trug ihm eine große Summe Geld als Belohnung von der Gesellschaft ein, so daß er seinen gefährlichen Dienst hätte aufgeben und behaglich leben können.

Er wollte aber den liebgewonnenen Beruf nicht verlassen und auch ferner der Schutzgeist aller Reisenden, welche den wilden Westen besuchten, bleiben.

Eines Tages bemerkte er auf seinem Dienstritte, daß die Postkutsche, der sechs Pferde vorgespannt waren, in rasender Eile ihm entgegen- und an ihm vorüberjagte, während der Kutscher regungslos und starr auf dem Bocke saß. Der Pfeil eines Indianers hatte ihn getötet. Er hielt die Zügel noch krampfhaft in den Händen.

Keiner der bewaffneten Begleiter, die sonst zum Schutze mitritten, folgte.

Ein Teil der Indianer lauerte in dem kleinen Wäldchen, durch das der Weg führte, um auch den Postboten zu erschießen und dann der Kutsche zu folgen. Bill war ihnen entgangen, da er vorsichtigerweise außerhalb des Waldes ritt.

Jetzt kam der ganze Schwarm auf ihn zu und auch die Mörder des Kutschers tauchten auf. Er lenkte sofort sein Pferd herum und setzte dem Wagen nach.

Als drei Indianer ihm zu nahe kamen, feuerte er Schüsse ab und bald lagen zwei Rothäute tot am Boden; der dritte flüchtete.

Bill sprengte vorwärts und schwang sich vom Rücken seines Pferdes auf den Kutscherbock. Während er dem Toten die Zügel aus den erstarrten Händen nahm, rannte sein Pony in die Station. Diese Tiere waren so gut abgerichtet, daß sie ohne Führung ihren Weg fanden und oft die Leiche eines Botenreiters auf ihren Rücken tragend in der Station anlangten.

Solange der schwere Wagen über die Steppe fuhr, glückte es Bill Cody, welcher ein ebenso tüchtiger Kutscher als Reiter war, den nachjagenden Rothäuten zu entkommen; als die Kutsche aber über einen Hügel hinrollte, kamen diese immer näher und durchlöcherten die Hinterseite mit ihren Pfeilen.

Bill schlug mit der Peitsche die Pferde, daß sie im rasenden Laufe hinstürmten und die Reisenden glaubten sich in jedem Falle verloren: Selbst wenn kein Indianerpfeil sie durchbohrte, mußte der Wagen bei dem rasenden Fahren umstürzen und zerschmettern.

Trotz dieser blitzgleichen Fahrt und des schlechten Weges gelangte der Postwagen in die Station, ehe er von den Rothäuten erreicht wurde. —

Die Gesellschaft aber fand, daß Bill Cody ihr als Kutscher der Postwagen noch schätzbarere Dienste leistete und übertrug ihm dieses Amt.



Bill schwang sich auf den Kutscherbock.

Eine Besteigung des Montblanc.

Es war im Jahre 1786, wo ich, der jetzt Siebzigjährige, 23 Jahre zählte und an Kraft und Ausdauer von keinem übertroffen wurde. Ich hatte einen Magen wie ein Strauß, konnte klettern wie eine Ziege und fürchtete mich vor keiner Gefahr und vor keiner Anstrengung. Damals begab ich mich oft auf die Höhen, von denen aus ich den Montblanc, der noch niemals bestiegen worden, in seiner ganzen Größe überschauen konnte. Ich mußte ihn immer unverwandt anstarren und grübelte stundenlang nach, von welcher Seite man seinen Gipfel am besten erreichen könnte?

Während der Nacht träumte ich von nichts anderem und da mich diese Träume immer mehr quälten, sagte ich endlich zu mir: „Jakob Balmat, so kann es nicht fortgehen, du mußt es versuchen."

Schon am nächsten Morgen rüstete ich mich zum Bergstieg. Ich redete meiner Frau vor, daß ich Krystalle suchen ginge. „Es ist möglich," so schloß ich, „daß ich dort nächtige."

Ich verbarg ihr also meinen Plan und verließ nach einem zärtlichen Blick auf sie und das Kind in der Wiege meine Hütte.

Ein tüchtiger Stock, eine Flasche voll Branntwein und ein Stück Brot bildeten außer einem Sack, den ich auf dem Rücken trug, meine ganze Ausrüstung. Ich hatte schon einmal versucht, den Montblanc von den Höhen des Mer de Glace aus zu besteigen, aber da versperrte mir der Mont Maudit den Weg und ein mit Eis bedeckter Bergrücken, der nur ein drittel Meter breit und von Spalten und bis 600 Meter tiefen Abgründen zerklüftet war.

Dieses Hindernis war unüberwindlich; so entschloß ich mich also heute den Montblanc von der gegenüberliegenden Seite aus zu besteigen. Nach einer siebenstündigen Wanderung gelangte ich auf die Grands Mulets.

„Gut," dachte ich, als ich dort angelangt war. „Ich habe wenigstens mein Frühstück verdient!" nahm ein Stück Brot, trank einen Schluck Branntwein und ging weiter. Zu jener Zeit waren die Grands Mulets durchaus kein angenehmer Rastort;

später wurde hier für die Bergsteiger eine kleine Fläche aus dem Felsen gesprengt, um die erste Rast halten zu können. Der Versuch, auch eine Hütte zu bauen, mißglückte; kaum vollendet wurde sie von den Lawinen zerstört.

Während ich weiterschritt, sah ich mich nach einem Plätzchen zum Übernachten um; ich hatte nämlich, seitdem ich den Aufstieg unternommen, noch keine Stelle entdeckt, an der ich mich ohne Gefahr ausruhen konnte. Nach drei Stunden erreichte ich einen kahlen Felsen, der aus der Schneedecke hervorragte und einen Umfang von zwei Metern besaß. Da die Dämmerung hereinbrach und ich deshalb nicht weitergehen wollte, beschloß ich hier den nächsten Morgen zu erwarten. Ich nahm einen kleinen Imbiß und setzte mich nieder; aber an ein Schlafen war nicht zu denken. Ich befand mich ja nur eine Hand breit vom Abgrund entfernt und jede Bewegung, die ich im Traume etwa machte, konnte mich in den gegen 300 Meter tiefen Abgrund stürzen.

Während die letzten Strahlen der scheidenden Sonne über die Spitzen des Montblanc leuchteten, lagen die Thäler und Höhen unter mir in tiefem nächtlichen Dunkel. Um die neunte Stunde war auch die Felsplatte, wo ich saß in schwarze Nacht gehüllt. Bald darauf stieg der Mond empor; sein fahles Licht wurde durch vorüberziehende Wolken bedeckt, die immer dichter sich türmten; bereits um elf Uhr war nichts mehr von ihm zu sehen.



Bald stieg der Mond empor.

Dichter Nebel wogte um mich her und Schnee fiel, die beide vereint mich vollständig durchnäßten und meine Glieder erstarren machten. Ich kam in Gefahr zu erfrieren, und sprang darum auf, um durch rasche Bewegung mein Blut in Wallung

zu bringen. Aus der Nähe und Ferne tönte das donnerartige Rollen der Lawinen an mein Ohr, die in die Tiefe stürzten; das Krachen der Gletscher glich dem Getöse abgeschossener Kanonen und der Felsen, auf dem ich mich befand, zitterte bei jedem Lawinensturze. Ein heftiger Kopfschmerz vermehrte die Qual meiner Lage; die Totenstille, die mich umgab, bedrückte mein Gemüt und ließ die Nacht endlos lang und unerträglich erscheinen.

Gegen zwei Uhr morgens dämmerte am Horizont ein Lichtstreifen auf, der mir Hoffnung auf besseres Wetter gab; später aber überzeugte ich mich, daß die Wolkenhaube, die den Gipfel des Montblanc bedeckte, nicht wich, und ich an diesem Tage den Aufstieg nicht wagen durfte.

Ich entschloß mich, den einen oder andern Gletscher zu erklettern, um einen Weg zur Besteigung bei günstigerem Wetter zu entdecken, und verbrachte so den ganzen Tag. Erst gegen Abend stieg ich thalwärts, wo ich auf einer schneefreien Stelle rasten und schlafen wollte.

Es gelang mir eine solche zu finden; ich legte mich nieder und schlummerte ein. Als ich wieder erwachte, waren die Kleider an meinen Leib angefroren; hungernd und frierend und verfolgt von dem Gedanken, daß meine Frau wegen meines langen Ausbleibens Sorge haben würde, eilte ich in mein heimatliches Thal zurück.

Im Dorf Côte angelangt traf ich drei Männer, welche als gute Bergführer bekannt waren; sie trugen Säcke auf dem Rücken und Alpenstöcke in den Händen und aus ihren wichtigen Mienen erriet ich sofort, was sie vorhatten.

„Wo wollt ihr hin?" fragte ich anscheinend gleichgültig. „Nach jungen Ziegen suchen," erwiderten sie. Da sie aber meine nun forschend auf sie gerichteten Blicke sahen, vertrauten sie mir flüsternd:

„Wir wollen den Montblanc besteigen! Komm mit uns!"

„Von Herzen gern!" rief ich freudig aus. „Ich muß aber zuerst meine Frau sehen und sie beruhigen. Geht nur voraus."

Sie thaten es und ich trat in meine Hütte, wo ich meine Frau bat, sich nicht zu ängstigen, wenn ich mehrere Tage ausbleiben sollte.

Ich wechselte die Kleider, versorgte mich mit Lebensmitteln und eilte den drei Bergführern nach, die ich an der Stelle erreichte, wo ich die letzte Nacht zugebracht hatte.

Wir übernachteten jetzt alle hier und setzten beim Morgengrauen unsere Wanderung fort. Am Nachmittag erreichten wir den Mont de Gouter, und einer meiner Begleiter mußte auf derselben Felsplatte, wo ich im Schneesturm genächtigt, zurückbleiben; er hatte heftige Brustschmerzen von dem anstrengenden Steigen bekommen. Wir drei andern stiegen weiter, bis zum Gipfel des Gouter, von wo aus wir in der Ferne schwarze Punkte, die sich hin und her bewegten, erblickten. Wir hielten sie anfangs für Gemsen, dann aber sahen wir, daß es zwei Bergführer waren, welche auch den Montblanc besteigen wollten.

Sie machten uns Zeichen, daß wir sie erwarten sollten; während wir das thaten, untersuchte ich, wie weit ich auf dem schmalen Eisrücken, welcher den Gipfel des Gouter mit dem Montblanc verbindet, weiter vordringen könnte? Dies ging nur so, daß ich mich rittlings auf die Eiskante setzte und vorwärts rutschte.

Gewiß, kein angenehmer Sitz, wenn man bedenkt, daß zu beiden Seiten ein tiefer Abgrund gähnte. Trotzdem kam ich bis zur Hälfte des Eisrückens, und ich hätte auch sein Ende erreicht, wenn nicht ein Felsvorsprung mir das Weiterkommen wehrte. Ich mußte wieder zurück, fand aber, als ich zur Stelle kam, wo ich meine Gefährten verlassen, sie nicht mehr; aus den Fußstapfen im Schnee sah ich, daß sie versucht hatten, den Berg hinaufzusteigen und, am Erfolg ihres Unternehmens zweifelnd, in das Thal zurückgegangen waren.

Es war vier Uhr nachmittags und schon dämmerten die Schatten des Abends herein. Ich zögerte und überlegte: „Soll ich den Bergführern in das Thal folgen oder den Aufstieg allein versuchen?"

Ich entschied mich für den Aufstieg; diesmal mußte er gelingen!

Nachdem ich meinen Stab fest in die Hand genommen, schritt ich weiter über Gletscher und Schneefelder. Das Wetter wurde trüber und trüber und schließlich sah ich zu meinem Schmerze, daß der Gipfel des Montblanc wieder in Nebel gehüllt war; es wär nun nutzlos, die Wanderung fortzusetzen.

Selbst wenn ich allen Gefahren trotzend mein Ziel erreichte, war ich sicher, daß niemand mir es glauben würde. Galt die Besteigung des Montblanc doch für unmöglich. Ich brauchte, das fiel mir erst jetzt ein, einen Zeugen.

Das wenige Tageslicht, das nur noch zur Verfügung stand, wollte ich zum Aufsuchen einer bequemen Stelle für meine Nachtruhe benutzen. Ich erinnerte mich nur noch zu gut an die entsetzliche erste Nacht, wo mich der Schneesturm überraschte und stieg deshalb flott thalwärts, bald aber mußte ich meine Schritte zügeln, denn meine Augen waren jetzt vom Schnee so geblendet, daß ich kaum noch sehen konnte (damals kannte man noch nicht jene gegen Schneeblendung schützenden grünen Schleier, welche jetzt jeder Bergsteiger trägt).

Wohin ich schaute, sah ich nur dunkelrote Flecke, sonst nichts; es blieb mir zuletzt nichts übrig, als mich niederzusetzen und die Augen, die heftig schmerzten, zu schließen. Als ich sie nach einer halben Stunde wieder öffnete, hatten sie sich soweit erholt, daß ich ans Weitergehen denken durfte, aber es war fast ganz dunkel geworden und ich mußte mich sehr beeilen. Nach zweihundert Schritten fühlte ich, daß der Schnee sich unter meinen Tritten zu bewegen begann. Ich befand mich gerade über einem Abgrunde, wo dreißig Jahre später drei Führer verunglückten. So schnell als möglich zog ich mich zurück und glücklicherweise war es noch nicht zu spät. Ich versuchte nun die kleine Eisbrücke, über welche wir am Morgen gegangen waren, zu erreichen.

Doch schon war die Anstrengung für meine geschwächten Augen zu groß gewesen, mein Augenlicht schwand wieder und die Dunkelheit zwang mich, eine zweite Nacht zwischen den Gletschern zu verleben. Ich befand mich jetzt 700 Meter höher, als in der ersten Nacht und die Kälte war viel größer als damals, so daß der niederrieselnde Schnee zu winzigen Eiskörnern erstarrte. Mir war entsetzlich zu Mute und ein Schmerz im Kopfe quälte mich bis zur Besinnungslosigkeit; ich breitete meinen Sack auf den Schnee aus, bedeckte mein Gesicht mit dem Taschentuch und legte mich auf den Boden.

Da überkam mich eine große Müdigkeit, die Glieder erschlafften und düstere Bilder quälten meinen Geist, während die Lust zu schlafen immer mächtiger wurde; ich kannte die Gefahr, in welcher ich schwebte, denn ich war, sobald ich die Augen schloß, ein Kind des Todes!

Tief, tief unter mir schimmerten die Lichter, welche hinter den Fenstern der Thalhütten brannten; dort saßen meine Freunde fröhlich beisammen. Wird wohl einer von ihnen, während er ein neues Holzscheit in den Ofen schiebt, an den armen Jakob Balmat denken?

Das Krachen der Gletscher und das Rollen der Lawinen erschütterten die Lüfte und machte die Felsen erbeben; in der Zeit, wo wieder Stille eintrat, hörte ich einen Hund in dem nächstgelegenen Dorfe bellen. Dieser Laut gab mir neuen Mut, denn er erinnerte mich wieder an die Menschen, die unten wohnten und vielleicht zu meiner Rettung herbeieilten.

Nach Mitternacht aber herrschte rings um mich Grabesstille, die nur ab und zu durch das Gepolter der Lawinen unterbrochen wurde. So verging auch diese furchtbare Nacht und das Licht des jungen Tages, das ich so heiß herbeiwünschte, zuckte endlich im Osten auf.

Mein erster Blick fiel auf den Gipfel des Montblanc, den wieder dichte Nebelschleier bedeckten. Meine Ausdauer war abermals umsonst gewesen!

Enttäuscht, aber immer noch nicht entmutigt kehrte ich in das Thal zurück und suchte meine Hütte auf. Tief im Herzen barg ich die Überzeugung, daß meine Versuche, den Montblanc zu besteigen, eines Tages doch von Erfolg gekrönt sein würden. Als meine Frau mir Speisen vorsetzte, war es mir nicht möglich, etwas zu genießen; ich war zu erschöpft. Ich suchte mein Bett auf, und schlief 24 Stunden lang, tief und traumlos.

Es vergingen drei Wochen, ohne daß ein klarer Tag mich zur Ausführung meines Planes verlockt hätte; endlich am 8. August durfte ich hoffen, daß die Stunde meines Erfolges gekommen war. Mein erster Blick galt, wie stets nach dem Erwachen, dem Gipfel des Montblanc: Klar und scharf ragte er heute zum Himmel auf.

Rasch zog ich mich an und ging ins Haus des Doktor Paccard, der oft schon den Wunsch geäußert hatte, mich zu begleiten.

„Der Tag ist gekommen!" rief ich. „Fühlen sie sich stark genug, Wetter und Schnee zu trotzen und die Nacht zwischen dem Eis zu verbringen?"

„Mit Euch, Balmat," erwiderte er, „will ich allen Gefahren der Welt trotzen!„

„Gut," sprach ich, „so wollen wir gehen!"

In dem Augenblicke aber, wo wir die Schwelle seines Hauses überschritten, sank ihm der Mut.

„Balmat," sagte er mit leise zitternder Stimme, „wäre es nicht besser, wenn wir ein paar Führer mitnähmen?"

„Ich brauche keinen Führer!" rief ich barsch.

„Nur Sie sollen mich begleiten, sonst gehe ich allein!"

Nach einigem Zögern erwiderte er: „Es sei denn, ich vertraue mich Euch an, Jakob Balmat."

Als wir den Bergen entgegenschritten, stimmte er ein Liedchen an, um sich

Mut zu machen, seine unsichere Stimme aber verriet, daß er im Innern mit dem, was er unternahm, nicht völlig einverstanden war. Er wäre gewiß gern zurückgeblieben, wenn es nur sein Stolz erlaubt hätte.

Ich hatte beobachtet, daß der Branntwein mehr Schaden als Nutzen bringt und beschloß daher bei einer Nachbarin, an deren Hütte wir vorübergingen, Sirup zu kaufen, den wir mit ins Trinkwasser mischen wollten; bei dieser Gelegenheit erfuhr sie von unserem Vorhaben.

Ich bat sie, am nächsten Tage um die neunte Frühstunde nach dem Gipfel des Gouter zu blicken, da wir um diese Zeit, wenn alles gut abginge, dort sein wollten.

Wir wanderten rüstig den ganzen Tag vorwärts. Auf der Spitze des la Côte, zwischen den Gletschern, beschlossen wir zu übernachten.

Ich hatte ein Tuch mitgebracht, in welches wir beide uns hüllten und eine leidlich gute Nacht verbrachten; beim ersten Morgengrauen standen wir auf und schritten weiter. Die Sonne stieg klar am wolkenlosen Himmel empor und alle Gipfel der Berge erglänzten in goldigem Strahlenkranze.

„Endlich ist der Tag gekommen!" dachte ich. Der Mut meines Begleiters wurde, als wir auf die Kuppe des Tacounaygletschers gelangten, zum erstenmal auf die Probe gestellt. Ich sah, daß er beim Anblick der Risse und Abgründe, die wir auf schmalen Eisbrücken überschritten, bleich wurde; das Eis krachte beständig unter unsern Füßen und diese Übergänge drohten unter unserer Last einzubrechen; dann wären wir in unermeßliche Abgründe gestürzt.

Doktor Paccard faßte sich; geriet aber in neue Angst, als ich ihm die Stelle am Grand Mulets zeigte, wo ich die erste Nacht zugebracht hatte. Und gerade hier erhob sich ein Sturmwind, entführte den Hut des Doktors und zwang uns, uns platt auf den Boden zu legen, um nicht in den Abgrund geweht zu werden, während Schneestürze heranrollten, die uns zu verschütten drohten.

Mein Begleiter war jetzt vollständig mutlos; da aber die neunte Stunde nahe war, in der die Kaufmannsfrau unseres Dorfes nach dem Gipfel des Gouter blicken sollte, wollte ich diesen Punkt um jeden Preis erreichen. Ich schritt voran, Paccard folgte mir auf allen Vieren kriechend. So erreichten wir die Spitze, von wo ich mit Hilfe meines Fernrohres unsere Dorfleute in der Tiefe erblickte.

Unsere Tagesarbeit war noch nicht zu Ende. Als ich Paccard zum Weitergehen aufforderte, weigerte er sich und rief:

„Ich mache keinen Schritt mehr vorwärts."

Ich mußte mich, als alles Zureden nichts fruchtete, entschließen, allein aufwärts zu steigen. Ich gab ihm die Flasche voll Sirup und Wasser und riet ihm, sich beständig zu bewegen, dann überließ ich ihn seinem Schicksale.

Der Weg war weniger gefahrvoll, als ich erwartet hatte; aber desto beschwerlicher. Bei jedem neuen Schritte wurde mir das Atmen schwerer, ich glaubte schließlich fast, daß ich keine Lungen mehr besäße. Mein Taschentuch legte ich wie eine Binde vor den Mund und fühlte dadurch eine Erleichterung beim Atemholen. Die Kälte nahm auffallend zu. Ich sank bei jedem Schritte in losen Schnee und kam trotz allem Eifer während einer Stunde nicht mehr als zwei Kilometer vor-

wärts. Bald war ich halb erstarrt. Den Kopf vorgebeugt haltend, schützte ich mein Gesicht vor dem Winde und schritt mühsam aufwärts.

Ich kletterte ohne Aufhören, die Beine zitterten mir vor Anstrengung und als ich gerade daran verzweifelte, jemals die Spitze des Berges zu erklimmen, kam ich auf ein ebenes Schnee- und Eisfeld.

Jetzt hob ich das Haupt und sah rings um mich. Ich befand mich in Wirklichkeit auf dem Gipfel des Montblanc. Das Ziel war glücklich erreicht und ich zitterte bei der Gewißheit, daß mir die große That gelungen war.

Ich stand auf der Höhe, welche weder Adler noch Gemsen jemals erreichten; ich hatte allein und ohne Beistand die langersehnte Bergspitze erreicht.



Ich befand mich über einem Abgrunde.

Ich war hier das erste und einzige lebende Wesen, der König des Montblanc! In der Tiefe sah ich die Männer und Frauen meines Heimatsdorfes, welche mir mit wehenden Tüchern Zeichen gaben und gewiß laut ihre Glückwünsche mir zuriefen. Obgleich ich ihre Stimmen nicht hören konnte, so fühlte ich sie doch. Der Blick hinab in die weite Welt war unbeschreiblich schön und erhaben. Ich fühlte mich reich belohnt für alle Mühen, die mir bei diesem Anblicke wie Nichtigkeiten einer kleinen Welt vorkamen.

Sobald die ersten Augenblicke meiner stolzen, hohen Freude vorüber waren, dachte ich an den armen Doktor Paccard, stieg so schnell als es möglich war, abwärts und rief, als ich mich der Stelle, wo wir uns getrennt hatten, näherten, seinen Namen.

Er gab keine Antwort. Ich suchte ihn und fand seinen Körper, der wie der einer Katze zusammengerollt war, leblos liegen. Müdigkeit und Schlaf hatten ihn überwältigt; er war im Begriffe zu erfrieren. Ich rieb seine Glieder mit Schnee und als das Leben wieder in ihm erwacht war, sagte ich:

„Ich habe die That vollbracht und bin auf dem Gipfel des Montblanc gewesen!" Seine Antwort war:

„Wo kann ich diese Nacht schlafen?"

„Was?" erwiderte ich. „Sie sind mitgekommen, um den Montblanc zu besteigen. Es ist mir gelungen. Versuchen auch Sie es nun!

Alle Herrlichkeiten der Welt sind nichts gegen einen Blick von dieser Höhe."

Ich flößte ihm unsern Trank ein, redete ihm zu, ermahnte ihn, so nahe am Ziele doch nicht den Mut gänzlich zu verlieren. Es kostete viel Zeit, Geduld und Überredung, ihn aus seinem Stumpfsinn aufzurütteln. Endlich gelang es und nach schwerer langer Arbeit waren wir beide auf dem Gipfel des Montblanc.

Der Himmel war tiefblau, so daß, trotzdem es Mittag war, unzählige Sterne glitzerten, während unter unsern Füßen sich in unabsehbarer Ferne Eisberge und Schneefelder ausdehnten. Ich zählte etwa 400 Gletscher, die im Strahl der Sonne wie flüssiges Gold glänzten. Vor uns lagen die Berge der Dauphinee und von Tirol, die Schweiz mit ihren herrlichen Seen, Piemont, die Lombardei und ganz Oberitalien ausgebreitet.

Paccard sah von all dem nichts; ich beschrieb ihm den wundervollen Anblick, aber er hörte nicht zu. Ermüdung, Kälte und alle Leiden, die er erduldete, waren wieder übermächtig auf seine Seele eingedrungen. Er saß zitternd auf dem Schnee mit geschlossenen Augen. Ich schwenkte noch einmal meinen Hut und zog den armen Doktor, den ich unter den Arm gefaßt hatte, mit mir; er schien jede Gewalt über sich verloren zu haben. Ich mußte ihn auf dem ganzen Wege führen und halten und über unwegsame Stellen auf den Schultern tragen.

Er wollte jeden Augenblick liegen bleiben und erklärte: „Keine Macht der Welt wird mich zum Weitergehen zwingen!"

Mit Überredung und Gewalt mußte ich mühsam den Heimweg erkämpfen.

Endlich, nach langer, langer Wanderung standen wir wieder auf festem Boden, wir hatten die letzten zwei Stunden die Eisregion in vollständiger Dunkelheit durchschritten.

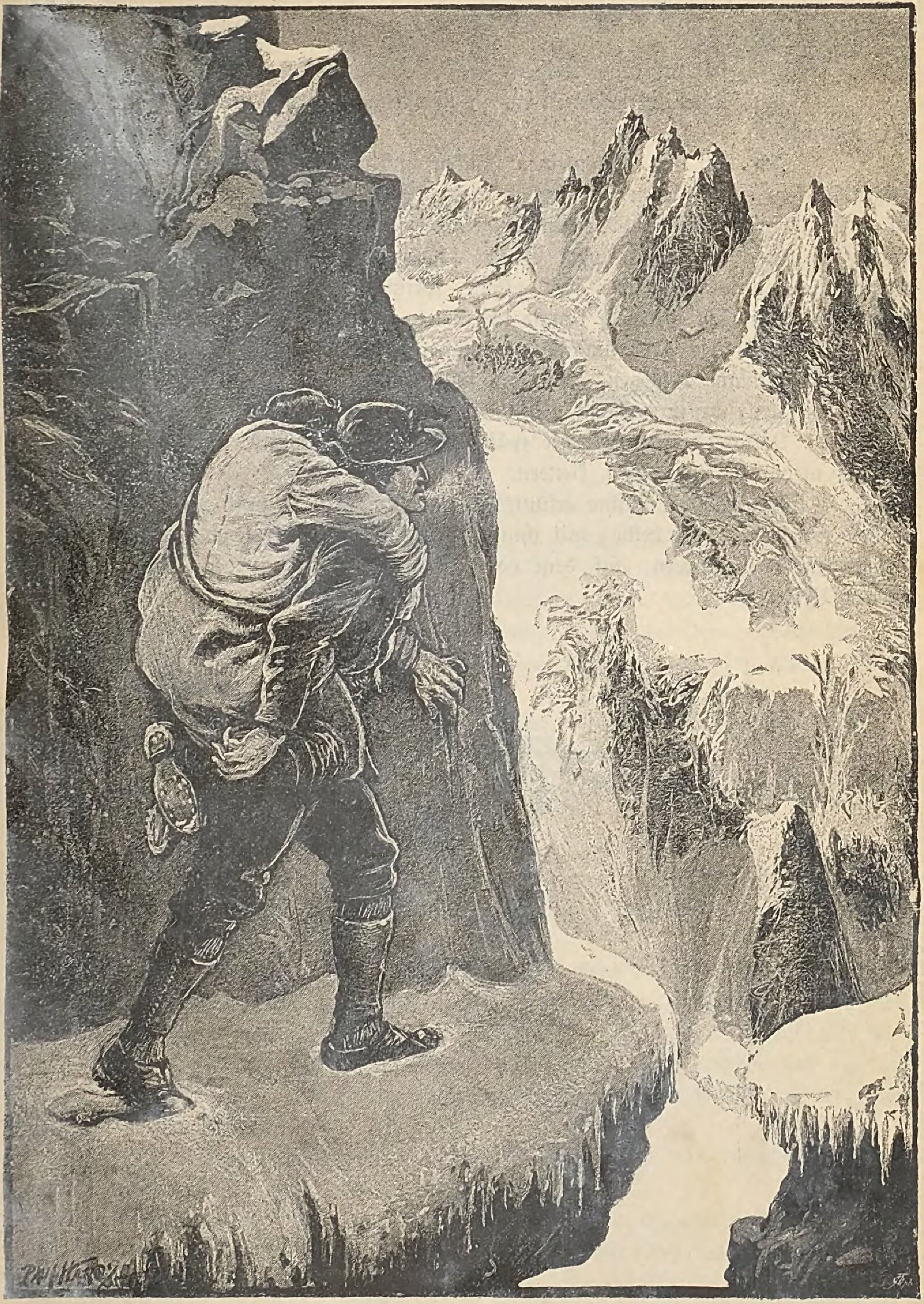
„Jetzt können Sie ausruhen," sagte ich zu Paccard. „Wir wollen hier die Nacht zubringen."

Als ich ihn in das Tuch einwickelte, entdeckte ich, daß seine Hände erfroren waren; seine einzige Bitte war: „Laß mich schlafen, laß mich schlafen."

Ich überredete ihn doch mit mir etwas zu Abend zu essen, dann schliefen wir ein.

Um sechs Uhr morgens weckte mich Doktor Paccard auf.

„Ich höre die Vögel singen," sagte er, „es ist aber noch ganz dunkel!"



Ich nahm den Erblindeten auf den Rücken.

„Dunkel!“ rief ich „Öffnen Sie nur die Augen und schauen Sie um sich. Es ist heller Tag.“

„Ich sehe nichts,“ erwiderte er.

Ich blickte ihn erschreckt an. Seine Augen standen weit geöffnet. Er war blind geworden.

Ich hob ihn auf meinen Rücken und trug ihn nach langem Abwärtssteigen in sein Haus; dann eilte ich in meine Hütte. Als ich in den Spiegel blickte, erkannte ich mich nicht mehr: meine Augen, die mich während des Abstiegs heftig geschmerzt hatten, waren rot, mein Gesicht schwarz von der Sonne gebrannt und die Lippen blau; wenn ich lachte oder gähnte, spritzte das Blut aus den Falten meiner Haut und lange Zeit hindurch konnte ich nur im Dämmerlicht sehen.

Das alles aber machte mich nicht unglücklich; denn ich war ja der erste, der den Montblanc bestiegen, und dort im Anblicke der herrlichen Welt die Größe Gottes, wie noch nie in meinem Leben empfunden.

Doktor Paccard erlangte später sein Augenlicht wieder; wollte aber seitdem niemals mehr auf einen Berg klettern.

Im nächsten Jahre erfüllte ich den sehnlichen Wunsch von Saussure, dem großen Gelehrten, und bestieg mit ihm, aber besser ausgerüstet und gemeinschaftlich mit andern Bergführern, auf dem von mir entdeckten Wege den Montblanc zum zweiten Male.

Der Buchhändler von Logrono.

In vergangenen Jahrhunderten waren die Gitanos, die spanischen Zigeuner, viel mächtiger und gefürchteter als ihre Nachkommen von heute.

Es geschah da öfter, daß eine Zigeunerschar selbst in der Nähe einer bevölkerten Stadt ein Lager aufschlug und so lange blieb, bis sie wie ein Heuschreckenschwarm alles geraubt und vertilgt hatte, was den unglücklichen Bewohnern gehörte, wenn sie nicht von mutigen Bürgern und dem bewaffneten Landvolke mit Gewalt verjagt wurde.

Waren sie im Nachteile, dann ergriffen die Gitanos schleunig die Flucht. Während die Frauen und Kinder ihre mageren Esel bestiegen und schnell wie der Wind entflohen, bildeten die Männer, die auf kleinen flinken Rossen ihre Waffen fortschafften, den Nachtrab.

Sie zogen unter Geschrei und Hörnerklang ab.

Wehe dem Reisenden, welcher ahnungslos auf der Heerstraße zog und, sich in voller Sicherheit wähnend, sein Pferd langsam traben ließ oder an einem vorüberfließenden Bache tränkte.

Der friedliche Reisende hatte kaum den Gipfel eines Hügels erreicht, da sah er sich von seltsamen Gestalten, auf deren rote Gewänder und Mützen die Strahlen der untergehenden Sonne grell leuchteten, umgeben. Ihre von Sonnenbrand und Wetter braun gefärbten Gesichter, die pechschwarzen tief in die Stirn und auf die Schultern niederhängenden Haare, ihre wilden Mienen und Gebärden machten einen schreckhaften Eindruck auf ihn.

Sie starrten ihn mit feurig blitzenden Augen an und redeten im wüsten Durcheinander eine Sprache, welche er nicht verstand.

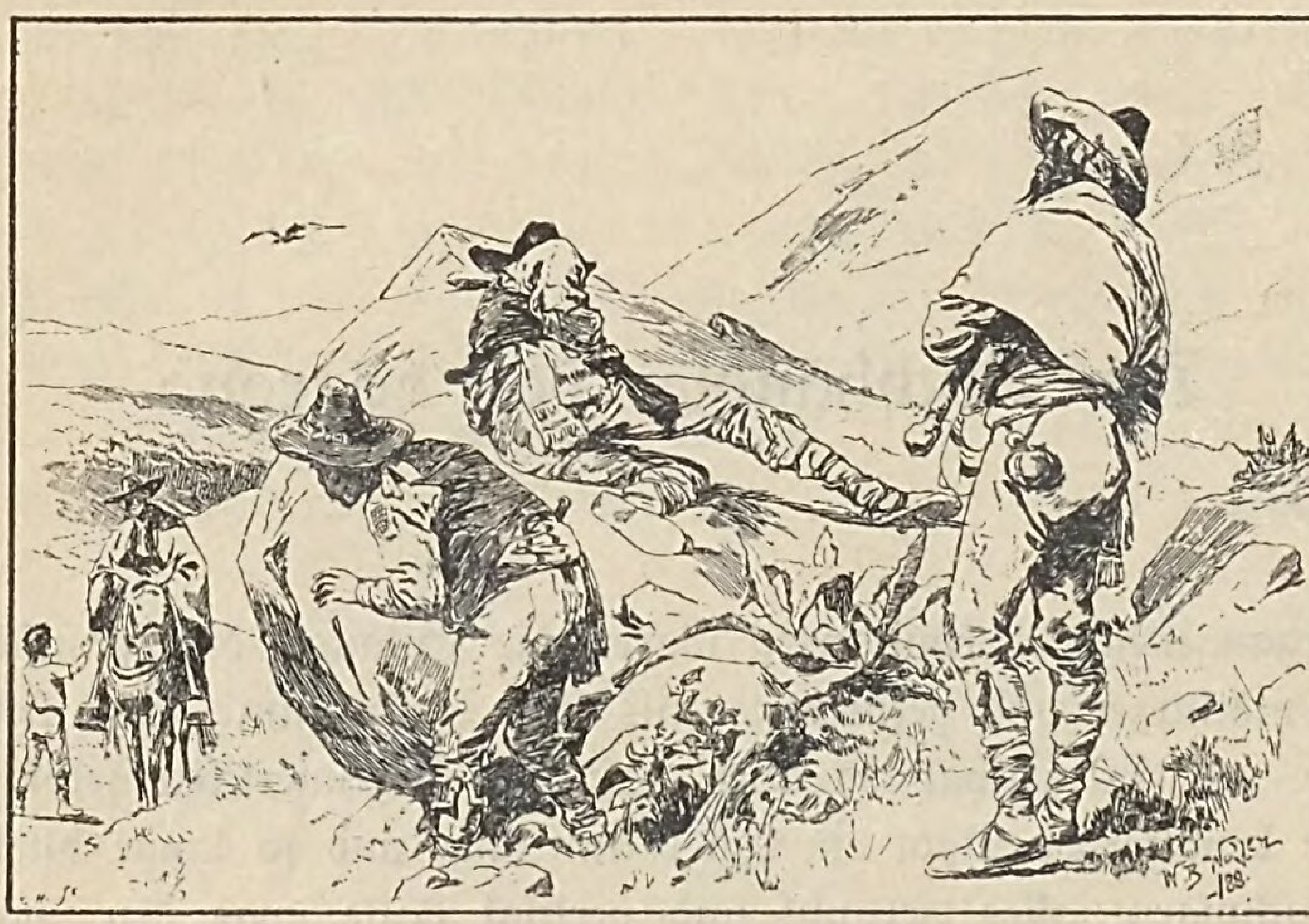
Dann wurde ein häßliches kleines Kind ihm entgegengehalten, das die Hand nach einem Almosen ausstreckte und ein paar fremd klingende Worte stammelte.

Der Reisende zog ängstlich eine Börse aus der Tasche. Aber ehe er sie noch öffnen konnte, traf ihn der Schlag eines Knüttels und warf ihn vom Pferde.

Am andern Morgen fanden die vorüberziehenden Leute einen Leichnam,

der aller Kleider beraubt war, und begruben ihn an der Stelle, wo er ermordet worden. Nach alter Sitte wurde über seinem Grabhügel ein einfaches Holzkreuz aufgepflanzt mit seinem Namen und der Inschrift: „Von unbekannter Mörderhand erschlagen."

Solche Überfälle durch Zigeuner ereigneten sich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ungezählt oft in Spanien.



Von unbekannter Mörderhand erschlagen.

In jener Zeit lebte in der Stadt Logroño, welche am Ebrostrom und in der Provinz Kastilien liegt, ein Mann, der den Namen Franz Alvarez trug. Er stand in der Vollblüte seiner Jahre und besaß einen kleinen Laden, der mit seltenen Büchern und Handschriften gefüllt war. Da er alle Schriften, welche er verkaufte, selbst gelesen hatte und besonders in fremden Sprachen bewandert war, so stand er im Rufe großer Gelehrsamkeit, und die Gebildeten der Stadt, besonders die Geistlichen, erschienen gern bei ihm, um Bücher zu kaufen und mit ihm zu plaudern.

Alvarez trug ein verschlossenes Wesen zur Schau, war wortkarg und sprach niemals von seiner Vergangenheit. Wenn einer seiner Bekannten eine Frage darüber stellte, so verdüsterten sich seine Züge und nahmen einen traurigen Ausdruck an.

Sein trautester Freund war der Priester von der nahe gelegenen Pfarrkirche; für ihn hegte er große Verehrung.

An einem Herbsttage trat dieser in den kleinen Laden und erschrak, denn Alvarez war auffallend blaß und blickte trauriger als je.

„Was fehlt Euch, guter Freund?" fragte der Priester mit einer Stimme, aus welcher das wärmste Mitleid widerklang. „Seid Ihr krank?"

„Mir fehlt nichts!" erwiderte der Buchhändler kurz.

Der Priester trat näher, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte, ihn fest anblickend:

„Ihr seid nicht glücklich, Alvarez. Ich ahne, daß ein Geheimnis Euer

Inneres belastet. Warum wollt Ihr Euch nicht dem Freunde anvertrauen? Ich liebe Euch ja und kann Euch vielleicht Trost oder Hilfe bringen."

Alvarez sann eine Zeitlang nach und seine Mienen verrieten den harten Kampf, den er mit sich selber führte.

Endlich ermannte er sich und sagte:

„Ihr habt recht. Es lastet ein schweres Geheimnis auf mir . . . Da ich fühle, daß ich bald sterben werde, will ich alles mitteilen, was mich bedrückt. Ich muß es thun, denn ich weiß, daß unserer Stadt ein großes Unglück bevorsteht. Das zwingt mich zum Reden.

Ich bin, wie Ihr wißt, in Logroño geboren und verließ die Stadt erst, als ich nach Salamanka zog, um dort zu studieren. Nachdem ich mehrere Jahre dies mit Eifer und Fleiß gethan und meine Prüfungen bestanden hatte, beschloß ich, mein Heimatland, das schöne Spanien, kennen zu lernen. Ich zog die Kreuz und Quer durch das herrliche Land und verdiente, da ich arm war, mir den Lebensunterhalt durch Lautenspiel. Auf der Wanderung von Toledo nach Andalusien überfielen mich im Gebirge Gitanos, die nur von Raub lebten und keinen verschonten, den sie ergriffen hatten. Nur meine Fertigkeit im Lautenspiel rettete mir das Leben, und ich mußte die Gitanos auf ihren Zügen begleiten und durch mein Spiel ergötzen. Endlich beschlossen sie, ich sollte einer der Ihrigen werden. Unter schreckhaften Gebräuchen wurde ich in ihren blutigen Bund aufgenommen und der Häuptling gab mir seine Tochter zur Frau.

Sie war eine echte Zigeunerin, listig, falsch und treulos.

Eines Nachts wurde der Häuptling im Kampfe mit Kaufleuten, denen wir auflauerten, erstochen und die Schar erwählte mich, den Mann seiner Tochter, zum Anführer.

Das Leben voll Greuelthaten und Blut war mir schon längst unerträglich geworden, Reue und Scham packten mich und ich beschloß, die Gitanos bei erster günstiger Gelegenheit zu verlassen.

Meine Frau aber ahnte doch, was ich tief in mir verborgen glaubte, und beobachtete mich seitdem scharf. Als sie meine heimlichen Anstalten zur Flucht entdeckt hatte, entbrannte sie in wütendem Haß, da sie fürchtete, daß ich sie und alle Genossen verraten würde.

Sie stachelte heimlich meine Untergebenen so lange auf, bis sie in dem Augenblicke, wo wir uns der Küste näherten und jenseits des Meeres die maurischen Städte schimmerten, mich überfielen und mich gefesselt in einem Boote nach Afrika führten, wo ich als Sklave verkauft wurde.

Ich wurde nach Marokko geschleppt und mußte viele Jahre lang wie ein Lasttier arbeiten, bis ein katholischer Priester, der als Glaubensbote erschien, mich loskaufte und in seine Heimat Italien führte.

Dort blieb ich nicht lange, denn die Sehnsucht zog mich nach Spanien und ich ließ mich in Logroño nieder, wo ich die Bücher und Handschriften, welche ich in Italien und auf meinen Reisen gesammelt hatte, zum Verkaufe ausstellte. Niemand unter den hiesigen Bürgern ahnt, daß ich einst das Mitglied einer Räuberbande ge-

wesen bin. Ich würde dies auch nie mitgeteilt haben, wenn nicht ein Abenteuer, welches ich gestern erlebte, mich zum Reden zwingt ...

Gestern besuchte ich das Kloster des hl. Augustinus, dessen gelehrter Abt ein arabisches Buch kaufen wollte. Er nahm mich gastlich auf und wir verbrachten den Nachmittag und Abend in so anregendem Gespräche, daß ich durch das Hereinbrechen der Nacht überrascht wurde.

Ich nahm schnell Abschied und trat in der Dunkelheit den Heimweg an. Als ich an einem, im freien Felde stehenden, zerfallenen Gebäude vorüberging, hörte ich Stimmen, welche aus dem Innern tönten und blieb neugierig stehen, da ich wußte, daß dieses Haus nicht bewohnt war.

Wie erschrak ich, als die Laute der Gitanos-Sprache an mein Ohr klangen!

Ich wollte fliehen. Da bewog mich ein einziges Wort zu bleiben.

Es lautete: „Drao!"

Mit diesem bezeichnen die Gitanos ein nur ihnen bekanntes Gift, welches rettungslos tötet.

Ich horchte und konnte wiederholt deutlich die Worte „Drao", „Vernichtung", „Logroño" vernehmen.

„Nach meiner Überzeugung," so schloß der Buchhändler sein Geständnis, „steht unserer Stadt ein großes Unglück bevor."

Der Priester hörte mit Entsetzen das Geständnis eines Mannes, den er bisher für einen der besten Bürger von tadellosem Wandel und fleckenlosester Vergangenheit gehalten hatte. Er faßte sich aber, tröstete ihn und sagte: „Beruhiget Euch! Die Gitanos werden scharf beobachtet. Ihr habt Euch sicher verhört oder haltet die Einbildungen der Angst für etwas wirklich Erlebtes. Es ist auch nicht das geringste Zeichen zu bemerken gewesen, daß die Zigeuner Böses im Schilde führen."

Die beiden Freunde schieden unter Gruß und Händedruck.

Am folgenden Tage erkrankten viele Bewohner von Logroño plötzlich und der Verlauf dieser Krankheit war bei allen der gleiche.

Sie wurden von Schwindel und Krämpfen befallen, litten Zuckungen und starben nach meist kurzem, aber schrecklichem Todeskampfe.

Die Leichen schwollen unförmig auf und waren mit roten Flecken bedeckt.

Bald glich die Stadt einem riesigen Sterbehause; überall, in den Stuben und auf den Straßen lagen Männer, Frauen und Kinder, welche ächzten und sich wie Würmer krümmten, bis der Tod nach ihren Herzen griff.

Kein Heilmittel, das die Ärzte verordneten, wirkte, so daß in einer Woche der größte Teil der Bewohner ein Opfer dieser geheimnisvollen Krankheit wurde.

Der Buchhändler blieb lange unsichtbar, und sein Freund, der Priester, glaubte, daß auch er gestorben sei.

Eines Nachts wurde an die Pforte des Pfarrhauses gepocht und der Geistliche, welcher von allen Bewohnern des Hauses allein am Leben geblieben war, schleppte sich mühsam, denn auch er war krank, zur Pforte. Vor ihm stand Alvarez mit gespensterbleichem Gesichte.

„Die Gitanos," sagte er, nachdem sie in die Stube getreten waren, „sind die

Ursache der Pest; einige von ihnen haben sich heimlich in die Stadt geschlichen und die Brunnen von Logroño vergiftet.

Ich hatte keine Ruhe, verkleidete mich als Gitano und folgte ihnen heimlich seit dem Tage, wo wir uns zum letzten Male begegneten.

Da erlauschte ich, daß sie das schreckliche, aus Indien stammende Gift Drao bald hier und bald dort in die Brunnen der Stadt gestreut hatten.

Es ist ihr Plan, möglichst viele wehrtüchtigen Männer zu vernichten und dadurch überall Schrecken und Mutlosigkeit zu verbreiten, um dann ungestört die Stadt ausplündern zu können.

Morgen, um die Mittagsstunde werden sie den Überfall unternehmen. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir die Stadt von diesen Ungeheuern retten wollen."

Der Priester erschrak und geleitete noch in derselben Stunde den Buchhändler zum Bürgermeister von Logroño, vor welchem dieser seine Erzählung wiederholte.

„Wie sollen wir den teuflischen Anschlag der Gitanos vereiteln!" rief der Bürgermeister verzweifelnd aus.

„Ich rate Euch," fuhr der Buchhändler fort, „alle Thore der Stadt mit Ausnahme des Hauptthores zu schließen und die Verteidiger auf dem Marktplatze aufzustellen. Es ist die Absicht der Zigeuner, sich dort um Mittag zu versammeln und von hier aus die Bürgerhäuser zu stürmen."

Dem Bürgermeister leuchtete dieser Plan ein. Er ließ am dämmernden Morgen alle wehrtüchtigen Männer in sein Haus rufen. Es erschienen nur sechzig Bürger, denn alle andern waren gestorben. Er erzählte ihnen alles, was er von dem Buchhändler erfahren hatte, und den Anschlag der Gitanos.

Trauer und Entrüstung zeigte sich in jedem Gesichte, aber auch der feste Entschluß, die noch Lebenden zu retten, und die Stadt tapfer zu vertheidigen. Gegen Mittag schlichen sich alle, die Waffen unter ihren Kleidern verbergend, auf den Marktplatz und erwarteten dort, in kleine Haufen gesondert, das Erscheinen der Gitanos. Jeder trug in sich das glühende Verlangen, den Tod seiner Verwandten und das namenlose Unglück der Stadt an den Urhebern derselben blutig zu rächen. Einstimmig hatten sie den Buchhändler Alvarez zu ihrem Anführer gewählt.

Tiefe Stille herrschte in der Stadt, welche plötzlich von einem aufsteigenden Gewitter unterbrochen wurde. Blitze zuckten und der Donner rollte unter lautem Krachen, so daß die Erde bebte und die Lüfte erschüttert wurden.

Plötzlich erhob Alvarez, welcher gespannt aufgehorcht hatte, seine Hand, und ein Lärm wie das Rauschen der Baumwipfel oder das Brausen eines Wasserfalles wurde laut, der näher, immer näher kam, auf der engen Straße, welche vom Hauptthore auf den Marktplatz führt.

Die Augen aller Bewaffneten wendeten sich nach dieser Richtung. Die Zigeuner kamen auf den Markt.

— —

An demselben Abende läuteten alle Glocken auf den Türmen der Stadt Logroño und die Bewohner dankten in den Kirchen Gott, daß er ihre Stadt aus den Händen der Gitanos errettet hatte; denn ihr Angriff war glänzend zurückgeschlagen.



Er wehrte sich mit gezücktem Schwerte.

In den Straßen und auf dem Marktplatze lagen wild aussehende Männer, Frauen und selbst Kinder mit Dolchen in den Händen tot umher, welche fremdländische Kleider trugen, während von den Verteidigern wohl viele verwundet, aber keiner getötet war.

Nur Alvarez, der Anführer fehlte. Ein Mann erzählte, daß er ihn während des Kampfes, und des Unwetters, welches aufs neue losgebrochen war, an der Spitze der Bewaffneten erblickt habe.

Er wehrte sich mit gezücktem Schwerte gegen drei riesige Zigeuner, die, von einem großen Weibe geführt, auf ihn sich gestürzt hatten.

Dieses Weib, das die Führerin der Gitanos zu sein schien, trug kostbare, mit Schmuck behangene Kleider und auf dem Haupte eine silberne Krone. Es stand während des Kampfes in der Nähe des Buchhändlers von Logroño.

Die Greuelthaten, an denen er, wenn auch nur gezwungen, teilgenommen hatte, waren gesühnt und die Gitanos von einer gerechten Strafe getroffen.

Unter den Hyänen des Meeres.

I.

Im August des Jahres 1826 kreuzte der kleine Schooner „Elster" im Karibischen Meer Westindiens zwischen den Inseln Kuba und Jamaica, um ein Seeräuberschiff, welches seit längerer Zeit eine Geißel für diese Inseln war, zu verfolgen. Dampfschiffe waren zwar schon seit länger als zehn Jahren erfunden, aber noch wurden vielfach Segelschiffe, wie die „Elster", selbst in der Kriegsflotte verwandt.

Es war ein tropisch heißer Tag und so völlige Windstille eingetreten, daß der Schooner unbeweglich auf dem Wasser lag. Die Mannschaft ging mißmutig auf und nieder, denn Seeleute lieben diese tiefe Ruhe in Meer und Luft nicht. Sie betrachten sie immer als Vorboten eines Sturmes. Der Kapitän der „Elster", John Smith, stand den Tag über auf dem Deck und legte fast nie das Fernrohr aus der Hand. Es geschah dies, wenn nicht aus Langeweile, wohl der Seeräuber wegen, aber die konnten sich bei der Windstille sicher auch nicht regen und teilten jedenfalls das Schicksal der „Elster".

Als es Abend wurde, legte er das Fernrohr endlich weg.

Gleichzeitig sah der Matrose im Mastkorbe eine kleine tiefschwarze Wolke am Horizont auftauchen und es erhob sich ein sanfter Südwind.

Das war ein schlechtes Zeichen.

Während die Wolke von Minute zu Minute wuchs und sich wie ein riesiger Schleier über den blauen Himmel ausbreitete, rief der Matrose dem Kapitän zu: „Sturm in Anzug!"

Dieser befahl sofort: „Zieht die Segel ein!"

Es war aber zu spät. Schon brauste ein Orkan heran und brach ein fürchterliches Wetter los. Das Meer wurde aufgewühlt und schleuderte seine weiß schäumenden Wogen über das Schiff, welches bald in die Tiefe gezogen und bald

wieder in die Höhe geworfen wurde. Es herrschte große Finsternis, so daß die Matrosen einander nicht mehr sehen konnten und nur durch lautes Rufen ihre Anwesenheit an Bord verrieten. Ab und zu flammten Blitze durch die sturmgepeitschten Lüfte und der Donner krachte so mächtig, daß er das Getöse der Wogen übertönte.

Der schrille Befehl des Kapitäns, die Mastbäume zu kappen, war das letzte, was von ihm zu hören war; eine Riesenwelle warf das Schiff auf die Seite und im nächsten Augenblicke war es im Wasser für immer begraben.

„Ich stand auf dem Hinterdeck," so erzählte später der Steuermann, „und klammerte mich an eine eiserne Stange der Brüstung fest, um nicht von den über Bord flutenden Wogen ins Meer gespült zu werden. Plötzlich sah ich, daß der Vorderteil des Schiffes in das Wasser tauchte und eine mächtige Welle darüber schäumte. Eine unwiderstehliche gewaltige Wassermasse riß mich ins Meer und ich kämpfte mit den empörten Wogen um mein Leben. Ein Blitz erhellte die Nacht: zwei Matrosen sanken vor meinen Augen unter und kamen nicht mehr zum Vorschein.



Ein Matrose wies nach einem dunklen Körper.

Die Finsternis hinderte mich, auch nur ein paar Schritte weit zu sehen und so blieb ich im Ungewissen über das Schicksal des Kapitäns und der übrigen Mannschaft.

Da stieß ich mit der Hand an etwas Hartes und ergriff ein vom Schiffe fortgeschwemmtes Ruder, ein zweites Ruder begegnete mir wenige Minuten später. Ich konnte nun mit weniger Anstrengung mich über Wasser halten, aber mich peinigte

die Furcht, von den Haifischen, welche in diesen Gewässern sehr zahlreich sind, aufgefressen zu werden.

Ich war auf meinen Tod gefaßt und betete: „Herr, dein Wille geschehe. Sei mir Sünder gnädig.“

Ich blickte noch einmal aufwärts und bemerkte mit freudigem Staunen, daß die schwarze Wetterwolke vorüberzog und rings um dieselbe der Himmel blau und mit verblassenden Sternen besät schimmerte. Der Morgen brach herein.

Das gab mir neue Hoffnung und ich frohlockte, denn auch der Sturmwind hörte auf, in Meer wie in Luft trat Stille ein und es wurde hell, so daß ich nicht allein das Wrack der „Elster“, sondern auch ein Boot in der Nähe erblicken konnte.

Es war ein Boot unseres Schiffes, an das Kapitän und Matrosen sich während des langen, harten Kampfes mit den Wellen festgeklammert hatten.

Ich schwamm zu meinen Kameraden, die jetzt bei ruhiger See Versuche machten, das umgekippte Boot aufzurichten.

Sobald diese ihren Steuermann, der noch immer an die Ruder sich festklammerte, sahen, riefen sie mir freudig zu.

Ich half ihnen bei ihrer Arbeit. Es war keine leichte Aufgabe, das Boot umzuwenden, und wenn sie gelöst war, so war es vergebliche Mühe gewesen: das Boot geriet beim Besteigen ins Schwanken und kippte immer wieder um, alle Insassen ins Wasser werfend.

Der Kapitän hatte bisher wacker mit Hand ans Werk gelegt, jetzt sah er ein, daß selbst bei dem besten Willen ohne Plan und gute Leitung nichts zu erreichen war.

„Laßt los und thut, was ich befehle!“ rief er laut.

Gehorsam folgten die Matrosen. Er ordnete an, was jeder machen sollte, und in kurzer Zeit war das Boot aufrecht auf dem Wasser, bereit, die Schiffbrüchigen aufzunehmen.

Zwei Matrosen stiegen auf Befehl ein und schöpften das Wasser, welches noch im Boote vorhanden war, aus, während die anderen beim Boote schwammen und sich an den Wänden festhielten.

Die ganze Aufmerksamkeit war auf das Boot gerichtet und jeder wünschte nichts anderes, als daß es möglichst schnell wieder tragfähig werden sollte.

Nur Kapitän Smith, welcher als der letzte schwamm, blickte nach allen Richtungen der Windrose, ob nicht ein Segel auftauchte?

Plötzlich schrie ein Matrose auf und wies, den rechten Arm ausstreckend, nach einem dunklen Körper, welcher in der Ferne aus den Wellen auftauchte und blitzschnell näher kam.

„Ein Haifisch, ein Haifisch!“

Diesem dunklen Körper folgten andere und die Schiffbrüchigen zählten fünfzehn „Hyänen des Meeres“, welche, eine Beute witternd, heranschwammen.

In ihrem Schrecken und Drange, den Haifischen zu entfliehen, versuchten alle das Boot zu besteigen; bei diesen hastigen Bemühungen kippte es von neuem um und die Armen waren den Zähnen ihrer Verfolger preisgegeben!

Die meisten verloren den Mut, nur Kapitän Smith befahl ruhig und in voller Geistesgegenwart: „Haltet euch am Boot fest und bewegt die Füße so heftig als möglich, um die Haie zu verscheuchen."

Diese ließen sich in der That durch das Geräusch der aufgewirbelten Wogen und durch das Geschrei der Matrosen einschüchtern, blieben aber lauernd in der Nähe.

Die Schiffbrüchigen hörten keinen Augenblick auf, das Wasser ringsum mit ihren Füßen in Bewegung zu setzen, und blieben dadurch wohl von den Angriffen der Haifische verschont, aber trotz aller Anstrengung gelang es ihnen nicht, das wieder aufgerichtete Boot auszuschöpfen. Immer wieder füllte es sich wegen der Hast, mit der sie arbeiteten und der aufgewühlten Wellen wegen, mit Wasser. Als alle vor Erschöpfung kaum mehr ein Glied rühren konnten, rückten die Bestien näher und umkreisten mit weitgeöffneten Rachen ihre Opfer.

Bald ertönte ein entsetzlicher Schrei. Ein Matrose, dem ein Hai beide Beine vom Leibe gerissen hatte, sank leblos in die Tiefe.

Nachdem die „Hyänen des Meeres" einmal Menschenblut gekostet hatten, ließen sie nicht mehr ihre Beute los, sondern bedrängten diese von allen Seiten. Nach kurzer Frist trieben vier gräßlich verstümmelte Leichen auf den Wogen.

Neue Notschreie gellten durch die Lüfte; hier war einem Manne ein Arm abgebissen und dort ein anderer ganz in Stücke zerrissen worden, so daß sich das Wasser ringsum blutig färbte.

Die Überlebenden gerieten hierdurch so in Furcht und Schrecken, daß zwei aus Angst vor den Zähnen der Haie zu schwimmen aufhörten und so ins Meer versanken und ertranken.

Nur Kapitän Smith, der Steuermann und drei Matrosen verloren weder Mut, noch Ruhe.

Das Boot war wieder ziemlich ausgeschöpft, jetzt galt es, es vorsichtig zu besteigen. Der Kapitän ertheilte die Befehle und blieb selbst im Wasser beim Steuer, um nach Kräften dem Schaukeln entgegenzuwirken. Da riß ihm ein Hai ein Bein oberhalb des Knies ab. Der Kapitän verbiß den entsetzlichen Schmerz; wenn die Matrosen ahnten, daß wieder ein Hai unmittelbar beim Boote schwamm, so war an ein ruhiges, vorsichtiges Einsteigen nicht zu denken, das Boot kippte sicher wieder um und alle waren verloren. Da wurde ihm auch der andere Fuß abgerissen und ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Die Matrosen, die jetzt glücklich alle im Boote saßen, zogen erschrocken ihren verstümmelten, blutenden Kapitän hinein. Der flüsterte, während die Schatten des Todes sich über sein Antlitz breiteten: „Gott sei Dank. Ihr seid gerettet und sicher vor euren entsetzlichen Feinden. Meldet unserem Admiral, wenn ihr nach Jamaica kommen solltet, daß jedermann an Bord stets seine Pflicht that, und ich hoffe, auch ich die meinige." Dann schloß er die Augen für immer.

Die vier Matrosen versenkten seine Leiche ins Meer und lagen dann in stummer Verzweiflung im Boote. Sie besaßen weder Ruder, um es nach einer bestimmten Richtung zu lenken, noch Lebensmittel oder Trinkwasser.

Ab und zu erhob sich einer und starrte in die Ferne, ob kein Segel am Horizonte auftauchte.

Die Sonne leuchtete sengend vom wolkenlosen Himmel nieder und die Hitze quälte sie entsetzlich; nachdem sie vier Stunden lang den glühenden Strahlen ausgesetzt gewesen, wurde einer von ihnen irrsinnig, tobte und stürzte sich auf seine Begleiter, um sie zu erwürgen.

Diese waren von Hunger, Durst und Müdigkeit kraftlos geworden, so daß sie ihn kaum abwehren konnten: er sprang, einen Kameraden krampfhaft umklammernd, ins Meer. Beide kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die beiden Überlebenden ruderten jetzt mit ihren Händen und mühten sich bis zur Erschöpfung ab, damit sie das Boot in eine Strömung brachten.

Hunger und Durst aber zwangen sie bald, diese Arbeit aufzugeben und jeder dachte nur daran, wie er sich Nahrung und vor allem Trank verschaffen könnte.

Die Verzweiflung weckte in ihnen alle tierischen Triebe, jeder fühlte den unwiderstehlichen Drang, den anderen zu töten, um sich an dessen Blut satt zu trinken.

Sie zogen ihre Messer und starrten, jeder in einer Ecke des Bootes sitzend und keine Bewegung seines Gegners aus den Augen lassend, einander an.

Keiner sprach ein Wort . . . So vergingen Stunden um Stunden.

Plötzlich wandte der Steuermann seine Blicke in die Ferne und stieß den Ruf aus:

„Ein Schiff, ein Schiff!“

Sie sprangen zugleich auf, reichten sich die Hände und sagten nichts anderes, als: „Gott sei Lob! Die Versuchung ist vorübergegangen!“

Dieselben Männer, welche sich noch vor wenigen Minuten zerfleischen wollten, sanken sich jetzt weinend in die Arme.

Dann rissen sie ihre Jacken vom Leibe und benutzten sie als Notflaggen, indem sie dieselben in die Lüfte schwangen und so laut als möglich schrieen:

„Helft uns! Helft uns!“

Das Schiff, welches die ganze Zeit in der Richtung ihres Bootes gesteuert war, hatte sie, wie sie aus froheſtem Herzen fest glaubten, offenbar bemerkt . . . Da setzte es ein neues Segel auf, änderte plötzlich seinen Lauf und entfernte sich . . .

Welche Gefühle durchtobten in diesem Augenblicke die Herzen der unglücklichen Menschen! Die letzte Hoffnung auf Rettung schwand dahin!

Der Steuermann sagte, aus ernstem Nachsinnen erwachend: „Wir dürfen nicht verzagen. Ich werde ins Meer springen und zum Schiff schwimmen!“

„Um Gotteswillen, thu' das nicht,“ bat ihn sein Gefährte. „Bedenke nur die große Entfernung, und die Haifische werden dich auffressen.“

„Das steht mir später sicher bevor, wenn uns das Schiff im Stich läßt,“ erwiderte er.

„Ich wag' es mit Gottes Hilfe!“

Er kniete nieder, betete inbrünstig; dann drückte er dem Matrosen die Hand und sagte:

„Grüße, wenn du in die Heimat kommst, meine alte, liebe Mutter!“

Dann sprang er ins Meer.

Die Befürchtung seines Gefährten, daß er auf Haifische stoßen würde, ging

leider in Erfüllung, denn er geriet unter die „Hyänen des Meeres", welche ihn von allen Seiten umkreisten.

Nur die mächtigen Bewegungen, welche er beim Schwimmen machte und sein unaufhörliches Schreien hielten sie noch fern . . . „Das wird aber nur so lange dauern," sagte er zu sich, „bis ich ermüde."

In dem Augenblicke, wo er fühlte, daß er vor Schwäche untersinken werde, als er alle Hoffnung aufgab, das Schiff zu erreichen und eine Ohnmacht anfing, seine Sinne zu umschleiern, da blickte ein Matrose zufällig vom Schiffe nach der Richtung, wo er mit dem Tode rang, erspähte ihn und meldete dies dem Kapitän.

Nach wenigen Minuten änderte die Brigg ihre Richtung und steuerte zur Stelle, wo der Schiffbrüchige schwamm. Ehe noch die Haifische ihn anfielen, wurde ein Tau ins Wasser geworfen, welches er packte und festhielt . . . Er wurde ins Schiff gezogen, gelabt und bekleidet; während das geschah, zeigte er mit dem Finger nach dem noch unbemerkten Boote mit seinem Gefährten und hauchte, nach vielen vergeblichen Versuchen, mühsam die Worte hervor:

„Rettet auch jenen Schiffbrüchigen!"

Seine Bitte wurde sofort erfüllt. Nach kurzer Zeit war auch dieser in die Brigg aufgenommen und den Haifischen die letzte sichere Beute entrissen.

II.

Der kleine Erich, der Held dieser Erzählung, war der Sohn eines Schiffers, welcher seit vielen Jahren alle Ozeane des Erdkreises durchsegelte. Die Lust des Vaters am Meer und dessen Gefahren war auch auf das Kind übergegangen, denn dieses träumte, sobald es die Schule besuchte, von nichts anderem, als daß es ein tüchtiger Seemann werden wollte.

Da sein Heimatdorf am Meeresstrande lag, so trieb sich Erich zu jeder Stunde, die er nicht in Schule und Haus zubringen mußte, dort umher. Bald saß er auf einem Uferfelsen und blickte traumverloren über das wogende Meer. Vor seinem Geiste stiegen alle Pläne der Zukunft auf und er sah sich schon als Seefahrer oder Kapitän eines Schiffes, welches die Meere der fernsten Weltteile durchsegelte und im Kampfe mit den Seeräubern der Welt nützte; bald wieder schaukelte er in einem Kahne, der von den brandenden Wellen weit in die See hinausgetragen wurde. Oder er schwamm durch die salzige Flut und ließ sich von ihr stundenlang treiben.

Als er neun Jahre alt geworden war, durfte er den Vater, welcher als Steuermann ein Schiff jenseits des Ozeans führte, begleiten.

Erich wurde in kurzer Zeit der tüchtigste Schiffsjunge, welcher besonders im Klettern alle, selbst die erprobtesten Matrosen übertraf. Keiner konnte so flink eine Raa ersteigen und schwindelfrei zwischen dem Tauwerk hängen, wie er. Dabei gehorchte er auf das pünktlichste den Befehlen des Kapitäns und versäumte niemals seine Pflicht, so daß er bald der Liebling desselben wurde.

Nachdem er drei Jahre lang auf dem Schiffe gedient hatte, wurde sein Vater Ober-Steuermann auf einer Brigg, welche nach Westindien und den Großen Antillen, der Inselgruppe zwischen Nord- und Südamerika, segelte. Das Ziel der Reise war Port au Prince, die Hauptstadt der Negerrepublik Hayti.

Dort lud das Schiff seine Fracht aus und trat die Fahrt nach Nordamerika an. Unter den Reisenden, die es an Bord nahm, befand sich ein reicher Kaufherr aus New-York. Er wollte in Begleitung seiner Tochter, eines sechsjährigen Mädchens, dorthin zurückkehren.

Nachdem das Schiff durch die Winward-Passage in den Atlantischen Ozean gesteuert war, trat das schönste Wetter ein und lockte alles an Bord. Auch der Amerikaner mit seinem Töchterlein und deren Erzieherin erschien auf Deck.

Während die Herren sich an dem herrlichen Naturbilde, das sich vor ihren Augen entrollte, an dem azurblauen Himmel, den goldig leuchtenden Meereswogen und den grünen Inseln, welche hier und dort auftauchten, ergötzten, lief das kleine Mädchen lachend und singend auf dem Deck hin und her.

Es stand keinen Augenblick still, beguckte nach Kindesart alles und von allen Seiten und kroch in jeden Winkel.

Die Erzieherin, ein ältliches Fräulein, konnte dem Kinde, welches flink wie ein Eichkätzchen bald auf Bänke kletterte und bald wieder an die Brüstung rannte, nicht folgen, und ließ es für einige Zeit aus den Augen.

Die Kleine lehnte sich über das eiserne Geländer und sah in die Tiefe, wo Welle auf Welle an das Schiff anbrandeten und schäumend zerflossen. Da dieses Spiel der Wogen sie sehr vergnügte, beugte sie Kopf und Oberkörper zu weit über die Brüstung hinaus, verlor den Halt und stürzte nach vorn, in die Luft hinaus und ins Meer.

Der Matrose im Mastkorbe, welcher alles, was auf dem Schiffe geschah, scharf beobachtete, rief sofort:

„Ein Kind über Bord!"

Die Reisenden rannten zur Stelle, wo das Mädchen gesessen hatte und starrten ratlos in das Meer. Der Vater aber zerwühlte seine Haare, gebärdete sich wie ein Wahnsinniger und schrie:

„Rettet mein Kind. Rettet es um Gotteswillen!"

In demselben Augenblicke war schon der Vater des Schiffsjungen Erich in das Meer gesprungen und tauchte fast gleichzeitig mit dem Kinde aus dem Wasser auf.

Ein paar kräftige Stöße brachten ihn rasch nahe. Er erfaßte es an den Kleidern, ehe es zum zweiten Male versank und schwamm, es auf seine Schultern bettend, zum Schiff zurück.

Da tauchte ein riesiger Haifisch aus der Flut auf und schoß mit weit aufgesperrtem Rachen dem Steuermann nach.

Ein Schrei des Entsetzens gellte durch die Lüfte und alles an Bord rief: „Ein Haifisch! Der Steuermann und das Mädchen sind verloren!"

Die Matrosen suchten durch Schüsse die Bestie zu verscheuchen, die aber unbekümmert um Lärm und Kugeln ihrer Beute nachjagte und nur noch wenige Meter von ihr entfernt war.

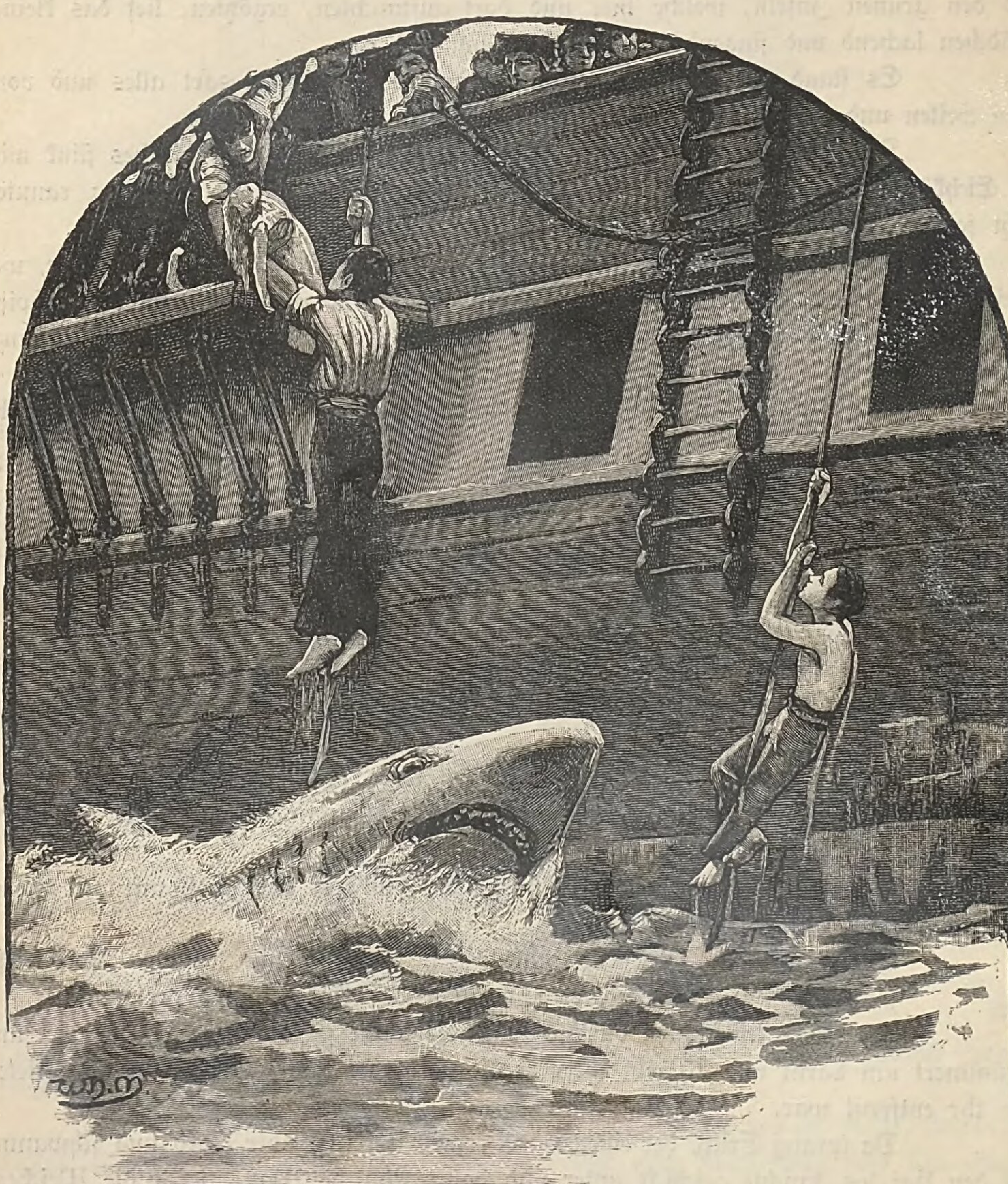
Da sprang Erich, der einen Säbel ergriffen hatte, über Bord und schwamm auf den Hai los, tauchte geschickt unter und bohrte ihm die Waffe tief in die Weichen.

Die „Hyäne des Meeres" peitschte vor Schmerz die Wogen, machte eine Wendung und stürzte sich auf den Schiffsjungen.

Es war ein heißer, tollkühner Kampf, den Matrosen und Passagiere mit brennenden Blicken verfolgten. Keiner wagte mehr einen Schuß abzugeben, um nicht den Knaben zu treffen. Das Meereswasser färbte sich rot mit Blut.

Glücklich waren die Schwimmer jetzt beim Schiffe angelangt. Die Zu-

schauer warteten mit atemloser Spannung und warfen Taue ins Meer. Beide, der Vater mit dem geretteten Kinde und sein wackerer Sohn, packten je eins, zahlreiche, kräftige Hände zogen sie jubelnd in die Höhe, und jauchzten: „Sie sind gerettet!“



Der Haifisch schnappte nach ihm

Nein! Der tapfere Schiffsjunge war leider verloren.

In dem Augenblicke, wo er hängend zwischen See und Luft emporschwebte, schnellte sich der schwer verwundete Haifisch hoch über das Wasser, schnappte nach ihm und zerriß ihn in Stücke.

Während ein Teil des jugendlichen Leibes auf das Deck gezogen wurde, glitt der andere ins Wasser und wurde von der „Hyäne des Meeres" gierig verschlungen.

Von all den Träumen, die der Knabe einst am fernen Heimatufer spann, ging keiner in Erfüllung. Der Himmel hatte ihn zu Größerem bestimmt. Erich starb den Tod eines Helden. Er hat freudig sein Leben geopfert, um das seines Vaters zu retten!

Das Blockhaus.

Im nordamerikanischen Freistaate Delaware liegt ein einsames Thal, welches sich am Fuße des Packone-Gebirges hinzieht; es ist ringsum von Bergen eingeschlossen und bietet das Bild der größten Einöde. Dort hatte sich zu Beginn dieses Jahrhunderts ein Deutscher, welcher mit seiner Familie ausgewandert war, ein Blockhaus gebaut.

Es steht heute noch, halbverschüttet, und wird von allen, die das Thal besuchen, mit einer gewissen Scheu betreten und betrachtet, denn es war der Schauplatz eines blutigen Ereignisses, wie sie in den Kämpfen der Rothäute mit den eingewanderten Europäern sich abspielten. Der Deutsche, welcher sich im wilden und einsamen Thal zuerst niederließ, hieß Hans Larner, und kam von Bruder, Frau und ihren Kindern begleitet hierher, wo er das Land rodete, Felder bebaute und das Blockhaus errichtete.

Die Farmer, welche außerhalb des Thales wohnten, wunderten sich, das Larner sich gerade hier, wo der Boden minder fruchtbar war und viele wilde Tiere, auch Wölfe und Panther, hausten, eine Niederlassung gründete; später aber fanden sie eine Erklärung dafür, denn grade diese Wälder, welche das Thal einschlossen, mit ihren weiten Jagdgebieten, dem Überfluß von Hirschen, Rehen und großem wie kleinem Wilde, hatten Larner, der ein leidenschaftlicher Jäger war, angezogen. Hier konnte er nach Herzenslust pürschen.

Die Familie lebte bereits zehn Jahre im Thale und hatte rings um das Blockhaus Äcker und Fruchtfelder angelegt, welche in schönster Blüte standen.

Es war ihr gelungen mit den Indianern, welche alle Weißen haßten, in guter Nachbarschaft zu bleiben, denn diese unternahmen weder einen Angriff auf das Haus, noch belästigten sie den Farmer oder dessen Bruder, wenn sie ihnen auf der Jagd begegneten.

Eines Tages erschienen zwei Rothäute am Blockhause und sagten:

„Fliehet sofort, wenn ihr am Leben bleiben wollt!“ „Was ist geschehen?“ rief Larner.

„Die Algonkin sind gekommen,“ erwiderte einer der Besucher.

Diese Algonkin waren ein gefürchteter Indianerstamm, welcher im Gegen-

satz zu den Sioux und Delawares keine Niederlassungen gründete, sondern auf der beständigen Wanderung zwischen dem Mississippistrom und dem Atlantischen Ozean, bald hier und bald dort die Wigwams aufschlugen.

Jetzt hatten sie plötzlich die Wälder des Packone-Gebirges aufgesucht, um Raubzüge nach den Farmen der Weißen zu unternehmen.

Larner glaubte den beiden Boten wenig, und achtete darum auch nicht auf ihre Warnung.

Drei Tage nach diesem Besuche kehrte sein Bruder von der Jagd heim und erzählte, daß er beim Abstiege vom Berggipfel eine Schar Rothäute erblickt habe, die zahlreicher, als jemals aufgetaucht seien.

„Ich habe den Wald durchsucht und, auf Bäume steigend, die Gegend ringsum durchspürt, um den Rauch ihrer Lagerfeuer zu sehen," so schloß er, „konnte aber nirgends eine Spur davon entdecken. Auch hörte ich keinen Schuß fallen."

Larner erschrack und rief:

„Die Rothäute, welche solche Heimlichkeiten treiben, führen Böses im Schilde. Die Warnung der beiden Indianer war gut gemeint und wert, daß wir auf sie achteten."

Nach diesen Worten ging er in die Stube, wo die Waffen aufbewahrt wurden; es waren nur drei Flinten vorhanden, von denen er eine für sich behielt, während er die anderen dem Bruder und seinem ältesten Sohn, einem Jüngling von neunzehn Jahren, gab.

„Wir müssen uns auf das Ärgste gefaßt machen und gute Wache halten," fuhr er fort, „damit die Rothäute uns nicht überraschen."

Er befahl seiner Frau, das Feuer im Herde auszulöschen und kein Licht anzuzünden.

„Sie sollen glauben, daß das Blockhaus unbewohnt sei," sagte er. „Morgen werden sie, wie ich hoffe, das Thal wieder verlassen haben.

Sobald die Nacht gekommen, mußte einer der drei Männer Wache halten und wurde nach zwei Stunden von einem andern abgelöst.

Nach Mitternacht traf die Reihe des Wachens Larner selbst; und er stellte sich an ein Fenster der Vorderseite des Hauses, von dem er die Wiesen und Felder, sowie einen Teil des Waldes überschauen konnte.

Plötzlich zuckte in einem Ackerfelde eine Flamme auf, die größer, immer größer wurde nnd wie ein glühender Streifen sich gegen das Blockhaus hin zog. An der Spitze dieses Feuers kam zwischen den Halmen und dürrem Gras zuweilen ein Teil einer Indianergestalt zum Vorschein, die offenbar die Ursache der Feuererscheinung war. Larner verfolgte gespannt den Gang der Flammen und sah, wie der Indianer eine Schwenkung nach der Rückseite des Hauses machte.

Jetzt war ein Augenblick der ernstesten Überlegung gekommen. „Wenn ich schieße," sagte er bei sich, „so rufe ich nur die Rothäute herbei. Sie werden den Tod ihres Gefährten blutig rächen. Hindere ich ihn aber nicht am Brandlegen so steht in kurzer Zeit das Blockhaus in Flammen, denn der Wind weht kräftig gegen die Rückseite unsrer Wohnung. In jedem Falle sind wir verloren!"

Er hob das Gewehr an die Wange, zielte und schoß. Ehe noch das Echo

des Schusses verhallt war, machte der Indianer einen Satz und stürzte, einen weithin gellenden Todesschrei ausstoßend, zu Boden.

Die Familie des Larner erwachte aus dem Schlafe und eilte an seine Seite. Er teilte ihnen das soeben Erlebte rasch mit, und jeder war sich der großen Gefahr bewußt, in der sie schwebten.

„Es ist ungewiß, ob die Rothäute uns noch während der Nacht, oder erst am Tage angreifen. Der sofortige Angriff würde für uns günstiger sein, denn wir könnten uns vielleicht unbeobachtet in den Wald flüchten."

Doch es geschah anders, als Larner wünschte; die ganze Nacht verstrich in banger, vergeblicher Erwartung; erst als die Sonne hoch am Himmel stand, erschienen die Indianer.

Sie eröffneten ein regelmäßiges Feuer gegen die Fensteröffnungen, ohne daß sie damit etwas erreichten. Nur eine Kugel verwundete zuletzt einen Knaben des Larner, welcher im Hintergrunde der Stube stand und glaubte: „Hier bin ich geborgen!"

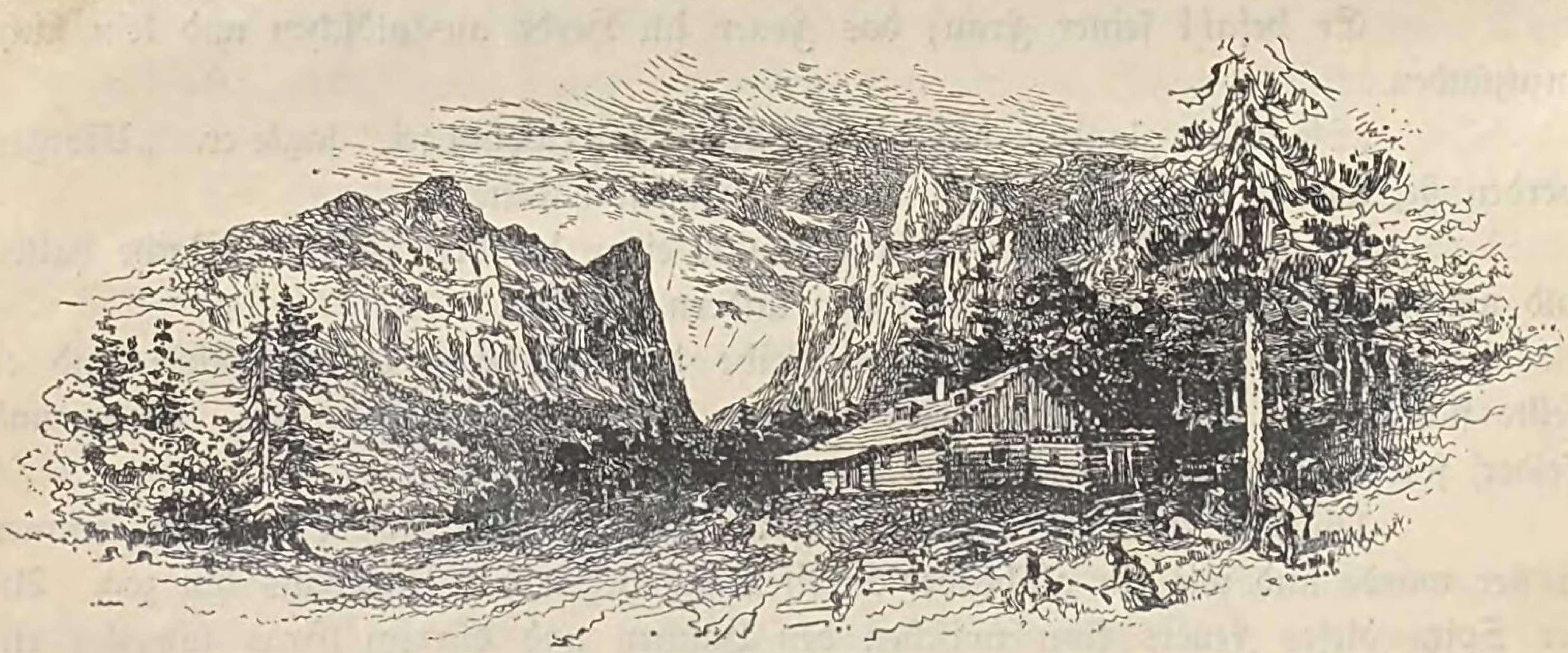
Während die Frau sich mit dem Sterbenden beschäftigte, feuerten die drei Männer ihre Gewehre ab und jeder Schuß streckte einen Gegner nieder.

Diese stießen ein Wutgeschrei aus und waren wie vom Erdboden verschwunden.

„Wir haben gesiegt!" rief der älteste Sohn aus. „Sie fliehen!"

„Laß dich nicht täuschen!" unterbrach ihn der Vater. „Die Flucht ist nur eine List, um uns desto gewisser zu vernichten! . . . Sie werden uns von der andern Seite angreifen und der Angriff ist viel gefährlicher."

Er eilte in den Dachraum und schlug mit einer Axt eine Lucke in die Hinterseite, groß genug, um ein Gewehr hindurch zu schieben. Sein Bruder that das gleiche.



Das Blockhaus.

Nach wenigen Minuten, welche den Bewohnern des Blockhauses endlos, wie eine Ewigkeit dauerten, wurden Gestalten sichtbar, die sich vom Walde gegen die Rückseite des Hauses schlichen. Da sich dort keine Fenster befanden, so glaubten die Rothäute ungestört und nicht belästigt von den Schüssen der Weißen die Wand durchbrechen und sich einen Eingang verschaffen zu können.

Zwei Schüsse krachten und zwei Indianerhäuptlinge sanken tot in das Gras, während etwa zwanzig Rothäute sich erhoben und pfeilschnell bis zur Wand des Hauses rannten. Hier waren sie sicher vor den Schüssen der Weißen.

Was konnte deren Tapferkeit und Mut gegen solche Überzahl ausrichten. Bald mußte der Vorrat an Kugeln und Pulver zu Ende gehen und noch immer tauchten neue Angreifer auf. Schon dröhnten die Axthiebe an der Unterwand des Hauses.

Carner rief seiner Frau zu:

„Fliehe mit den Kindern in den Wald! Wir drei werden die Rothäute so beschäftigen, daß sie euer Entweichen nicht gleich bemerken, und euch dann folgen."

Während er, der Bruder und sein ältester Sohn auf der Rückseite des Hauses den Kampf fortsetzten, verließ es die Frau mit den kleinen Knaben durch die Thüre, welche an der Vorderseite lag und von keinem Feinde bedroht wurde.



Es krachte der Schuß . . .

In dem Augenblicke aber, wo die Flüchtlinge den Saum des Waldes erreichten, wurden sie von den Rothäuten erspäht und verfolgt.

Die Frau und ein Mädchen retteten sich vor den Schüssen in das Dickicht, die Knaben stürzten tötlich getroffen zu Boden.

Ein gleiches Schicksal erlitten Carner und sein Bruder, welche, in Sorge um die noch lebenden Ihrigen, den verlorenen Posten nicht länger verteidigten. Sie wurden erschossen, sobald sie ins Freie traten.

Nur der älteste Sohn entkam, indem er statt in den Wald zu laufen, in ein Kornfeld flüchtete.

Ein Indianer verfolgte ihn. Keiner von beiden nahm sich Zeit, stehen zu bleiben und auf den andern zu zielen; da fühlte der junge Weiße, daß die Wunde an seinem Fuße ihm verderblich werden mußte. Er vermochte nicht mehr so rasch, wie bisher, vorwärts zu kommen und griff deshalb zu einer List. Noch krachten Schüsse, einer konnte ihn getroffen haben und mit einem Aufschrei warf er sich zu Boden. Der mißtrauische Indianer that sofort das gleiche, und sowie er sich vorsichtig erhob um zu spähen, krachte der Schuß des jungen Larner, der nur hierauf gewartet hatte, und durchbohrte die Kugel ihm den Kopf.

Unverfolgt entkam der Jüngling in den Wald und hinter dichtbelaubten Zweigen verborgen, sah er, daß Rothäute in das Blockhaus eindrangen und es ausplünderten, während andere seinen Vater, und zwei Brüder skalpierten (ihnen Haut und Haare von der Hirnschale zogen).

Zwei Tage und zwei Nächte irrte er in der Wildnis umher, bis er an eine Niederlassung kam, wo er gastliche Aufnahme und Freunde fand, welche gut bewaffnet ihn zum Blockhause begleiteten.

Als sie dort anlangten, fanden sie die Leichen der Seinigen und von neun Indianern; nur die seiner Mutter und Schwester fehlten.

Er und seine Begleiter blieben eine Woche lang im Blockhaus, und warteten, daß die Frauen, welche sich, wie sie glaubten, im Walde versteckt hatten, zurück kehrten; sie kamen aber nicht wieder.

Seit jener blutigen Nacht stand das Blockhaus viele Jahre lang verlassen, und die Farmer wie die Fremden, welche das Thal besuchten, zogen mit einer bangen Scheu vorüber.

Nach zehn Jahren erschien der junge Larner wieder und brachte seine Ehefrau mit, um von jetzt an im Blockhause zu wohnen.

Er hatte die Gebeine seines Vaters und der Brüder in einem Grabe, das in der Nähe lag, bestattet und ein Kreuz darüber errichtet.

Das Schicksal aber, welches seine Mutter und Schwester ereilt, blieb ihm lange ein Geheimnis, bis er erfuhr, daß der Indianerstamm, welcher das Blockhaus überfallen, sich am Ciaaga See, niedergelassen hätte.

Obwohl er keine Hoffnung mehr hegte, daß er Mutter und Schwester jemals wiedersehen werde, so dachte er doch beständig an sie.

Eines Tages hörte er, daß einige Nachbarn in die Gegend des Ciaaga Sees ziehen würden, um mit den Rothäuten Tauschhandel zu treiben.

Er eilte zu ihnen und beschwor sie: „Forschet, wenn ihr in den Wigwams der Indianer, welche meine Eltern getötet haben, weilet, nach dem Schicksal von Mutter und Schwester."

Die Farmer versprachen es und fanden, nachdem sie längere Zeit unter den Algonkin gewohnt, ein paar Greise, welche den Zug ihrer Stammesgenossen nach dem Packone-Gebirge mitgemacht hatten und durch Geschenke und Bitten sich bewegen ließen von ihren Abenteuern zu erzählen.

„Nachdem wir den Farmer, welcher viele der unsrigen niedergeschossen und einen anderen Mann getötet hatten, verfolgten wir die Fährte der beiden Frauen.

Wir mußten zwei Tage lang umherstreifen, bis wir sie im Dickicht fanden und fesselten; dann setzten wir den Weg fort.

Aber die Frauen waren widerspänstig, sie wollten uns nicht schnell und willig folgen, und daher beschlossen wir, daß sie, der Sitte gemäß zum Tomahawk verurteilt seien. In einer Höhle des Moosgebirges warfen wir nach ihnen mit den Tomahawks, dort liegen ihre Leichen!"

Als die Farmer nach ihrer Heimkehr dem Carner das Schicksal von Mutter und Schwester mitgeteilt hatten, verließ er das Blockhaus und suchte die Höhle auf.

Er entdeckte dort zwei Gerippe, an welchen noch Reste von Kleidern hingen, und erkannte aus denselben, daß er vor den Leichen der schmerzlich Betrauerten stand.

Sie wurden in das Thal am Fuße des Packone-Gebirges getragen und dort in dasselbe Grab gelegt, welches die Ruhestätte des Vaters und der Knaben war, in der Nähe des Blockhauses, bei dessen Verteidigung diese getötet wurden, und das jetzt, nach Wegzug des Sohnes, dem der Aufenthalt zwischen den Gräbern aller seiner Lieben unerträglich wurde, einsam und verwittert in dem verlassenen Thale steht.

Rache aus Bruderliebe.

Es war an einem schönen Sommerabend auf Jamaika. Die niederen Fenster eines Pflanzerhauses standen weit geöffnet, um die kühlere Nachtluft hineinzulassen. Helles Licht flutete aus ihnen auf die Veranda heraus. Der Lärm, das Klirren der Gläser, und dann und wann ein weithin schallender Gesang verrieten, das Herr Scott, der Besitzer des Hauses, mit seinen Freunden ein fröhliches Gelage hielt.

Herrn Scott gehörten die Plantagen so weit das Auge reichen konnte.

Die meisten Besitzer von Pflanzungen sind gefühllose, grausame Menschen, die das Loos der unglücklichen Sklaven, die in ihre Gewalt gegeben sind, zu einem unerträglich harten machen. Nicht so Herr Scott.

Er war ein strenger, aber gerechter Herr, der jeden Ungehorsam unbarmherzig bestrafte, aber ein mitleidiges Herz für seine Sklaven hatte, wenn Alter oder Krankheit sie heimsuchte. Es waren nur wenige Weiße und eine Unzahl Schwarze auf der Insel, die nur durch strengste Bestrafung jeder Widersetzlichkeit im Zaume zu halten waren. Wehe den Weißen, wenn die Neger jemals die Furcht vor ihnen ablegen würden; dann war die winzige Schaar Herren unrettbar verloren.

Auf der Veranda selbst war es dunkel. Dort im Schatten eines Pfeilers zwischen den üppig blühenden Ranken und unter Blüten versteckt, kauerte die Gestalt eines Mannes — eines Negers. Er kroch auf allen vieren näher und blickte in das Innere des Zimmers, während er sich sorgfältig hütete, in den Lichtkreis zu treten.

An der Stelle, wo er sich befand, hörte er jedes Wort, das drinnen gesprochen wurde; das freie Wesen der Trinker und ihre lauten Reden bewiesen, daß sie gar nicht an die Möglichkeit dachten, man könne sie belauschen.

Der Neger sah sowohl die vom Weintrinken geröteten Gesichter einiger Gäste, als auch alles, was die, welche ihm den Rücken zu wandten, thaten, ihre Bewegungen und wie sie sich verneigten und mit den Gläsern anstießen.

Plötzlich wurden an einem Ende des Tisches die Stimmen lauter und der

kniende Lauscher sah einen Herrn, dessen Antlitz von Zorn gerötet war und der aufhörte im Gelage mitzusingen.

Der Neger, der verborgene Zeuge, beugte sich weiter vorwärts und strengte sein Gehör an.

„Du sagtest es."

„Nein, das ist nicht wahr."

„Ich habe es ja mit meinen eigenen Ohren deutlich gehört."

„Und ich sage, daß du lügst."

Ein Stuhl wurde umgeworfen, die Gläser klirrten und die Gesellschaft sprang auf, um zwei Kämpfende zu trennen.



Auf der Veranda kniete ein Neger.

Der Mann auf der Veranda verlor seine Vorsicht und blickte dreist durch das Fenster.

Er sah den Gastgeber Herrn Scott und dessen Freund Wilson. Die Stirn des erstern trug auf der linken Schläfe eine Wunde, aus der das Blut rann.

Ein Glas war ihm von seinem Gegner an den Kopf geworfen worden. Die Freunde waren beide vom Weine berauscht gewesen, aber diese letzte Minute hatte sie ernüchtert.

Herr Scott preßte das Taschentuch an sein Gesicht und sagte:

„Du wirst mir Genugthuung geben!"

„Das soll geschehen," erwiderte Wilson trotzig.

„In dieser Nacht noch!" schrie Scott.

„In dieser Minute, wenn du willst!" gab der Freund zur Antwort.

„Haltet ein, haltet ein, meine Freunde!" unterbrach sie einer der Gäste.

„Wenn ihr wegen einer Geringfügigkeit euch töten wollt, so verschiebt das auf den morgigen Tag." . . . „Ich bin überzeugt," fuhr er zu den anderen Gästen gewendet fort, „daß sie sich morgen ihres Streites schämen werden."

„Du glaubst wohl, daß ich betrunken bin!" unterbrach ihn Wilson zornig.

„Nein, nein," erwiderte der vernünftige Freund rasch. „Ich halte dich aber für sehr aufgeregt . . . Habe ich denn nicht Grund dazu, wenn ich sehe, daß zwei Männer, die bis zur Stunde die besten Freunde gewesen sind, plötzlich wie zwei Wilde auf einander losgehen und jetzt gar sich töten wollen. Das ist unerhört. Überlaßt es mir, den Streit zu schlichten."

„Ich will nicht, daß sich ein dritter in unsere Angelegenheit mengt. Wir wollen sie noch heute Nacht selber ordnen" rief Scott wütend.

„Auch ich fordere das," unterbrach ihn Wilson. „In einer halben Stunde wird uns der Mond genügend Licht geben, daß wir keine Fehlschüsse thun."

„Lieber Chambers" sagte Scott zu dem Gaste, der den Vorschlag zum Aufschub gemacht hatte . „Ich bitte dich mein Sekundant zu sein."

Dieser verbeugte sich und sagte; „Es soll geschehen." Wilson wählte sich Herrn Rayner zum Sekundanten.

Es wurde bestimmt, daß der Zweikampf auf einer Wiese, die vor der Veranda lag und auf welche der Mond mit vollem Glanze leuchtete, stattfinden sollte. Als Waffen sollten zwei Jagdflinten dienen.

Äußerst erregt sprach in der Gesellschaft alles durcheinander. Da gab Chambers seinem Freunde Rayner einen Wink und flüsterte ihm zu:

„Ich muß mit dir allein sprechen. Folge mir." Sie gingen in einen entfernten Winkel, und er fuhr fort:

„Ich habe das Amt eines Sekundanten, eines Beistandes beim Duell angenommen, obgleich ich jeden Zweikampf für verwerflich halte, um so verwerflicher, wenn er so nichtiger Ursache wegen ausgefochten werden soll. Wie könnten wir mit unsern Gewissen es —"

Er endigte nicht . . denn er sah, daß aus dem Schatten des Pfeilers eine Gestalt auftauchte und blitzschnell ins Freie eilte.

„Hollah" rief er. „Wir werden belauscht!"

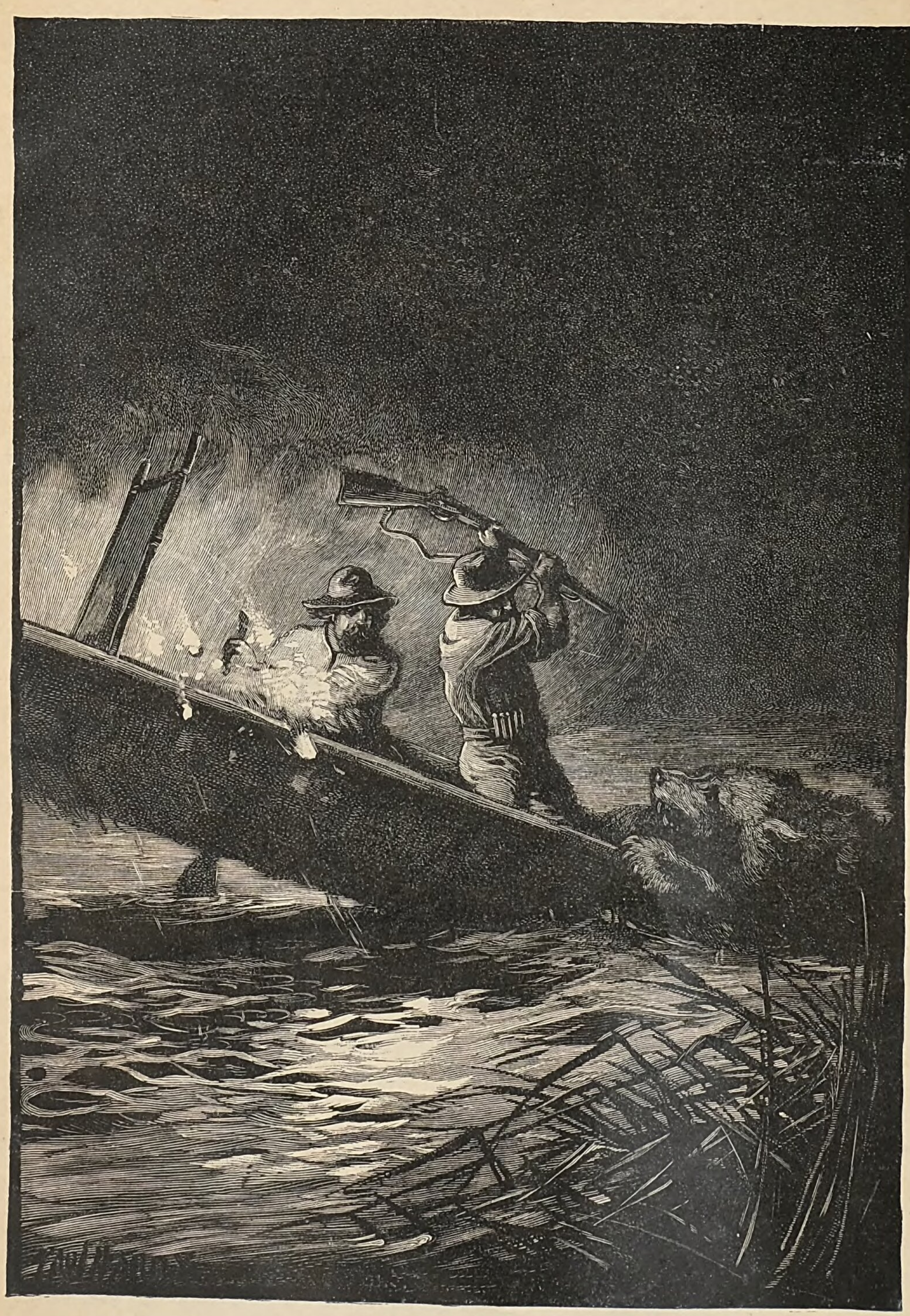
„Beruhige dich" unterbrach ihn Rayner. „Es war nur ein Diener, den das Geräusch der Streitenden und der Lärm herbeilockte. Unser Anblick hat ihn verjagt..."

„Was ist der Anlaß zu dem Zwiste gewesen, der Scott und Wilson entzweite, daß sie sich jetzt töten wollen?" fragte Chambers, als die schwarze Gestalt in den Büschen verschwunden blieb.

„Sie waren bis zu dem Augenblicke, wo der reichlich genossene Wein ihre Köpfe verwirrte, die besten Freunde. Es wäre doch jammerschade, wenn eine kleine Meinungsverschiedenheit einen oder beide dieser tüchtigen Männer in die Grube bringen sollte."

„Aber es ist zu spät, um eine Versöhnung zu versuchen" rief Rayner „Zu spät?" unterbrach ihn Chambers. „Das glaube ich nicht. Im Gegenteil. Es liegt in unserer Hand, dem Zweikampf einen unblutigen Ausgang zu geben."

„Ich verstehe dich nicht, sprich deutlicher," fiel ihm Rayner in die Rede . . .



Er schlug nach dem Bären.

„Es wäre eine Sünde, die ich mir niemals verzeihen könnte" fuhr Chambers fort, „wenn wir es zuließen, daß sich die Freunde Kugeln in den Leib schießen . . . Wir wollen deren Gewehre — blindladen."

„Das wird bald entdeckt werden," unterbrach ihn Rayner erregt . . .

„Zwei Drittteile der Gäste," sagte Chambers gelassen, „sind berauscht und werden darum glauben, daß die beiden Schützen ihre Kugeln ins Blaue geschossen haben.

Wenn unser Streich, den wir ihnen aus Liebe gespielt, morgen bekannt wird, so wette ich, daß alle, alle uns herzlich dafür danken . . . Wir zwei aber können heute Nacht ruhig schlafen."

Rayner erwiderte: „Jetzt, nachdem du mir die Vortrefflichkeit deines Vorschlags bewiesen hast, stimme ich aus frohem Herzen zu. Ich kann dir gar nicht sagen, wie wohl und leicht ich mich fühle, daß du auf diesen klugen Ausweg gekommen bist."

Sie kehrten zur Gesellschaft zurück, und nach einer Viertelstunde standen beide Gegner, von denen jeder eine geladene Jagdflinte aus den Händen seines Sekundanten erhielt, schußbereit auf der Wiese. Der Mond leuchtete klar am wolkenlosen Himmel und seine Strahlen glitzerten auf den blanken Läufen der erhobenen Gewehre.

Chambers und Rayner befanden sich in ihrer Nähe, und der erstere rief plötzlich:

„Feuer!"

Die Schüsse krachten. Bevor noch der Pulverdampf verweht war, wankte Wilson, ging ein paar Schritte vorwärts und sank dann, einen weithin gellenden Schrei ausstoßend, zu Boden.

„Wunderbar!" sagte Chambers lachend. „Der Schreck hat meinen Freund zu Boden gestreckt. Dann rief er laut:

„Wilson ist ohnmächtig geworden."

„Rayner aber, der sich über denselben gebeugt und in sein Gesicht gestarrt hatte, schrie entsetzt auf:

„Nein. Er ist — tot!"

In diesem Augenblicke sprang Scott, dessen Antlitz geisterhaft bleich war, und der an allen Gliedern zitterte, herbei und rief:

„Ich habe Wilson nicht getötet. Um Gottes Willen, sage mir einer, daß ich nicht sein Mörder bin!"

Chambers faßte seine Hand und sagte im herzlichen Tone: „Beruhige dich, mein Freund. Wilson ist nur ohnmächtig."

„Er ist tot!" wiederholte Rayner, der an der Seite des Leblosen kniete.

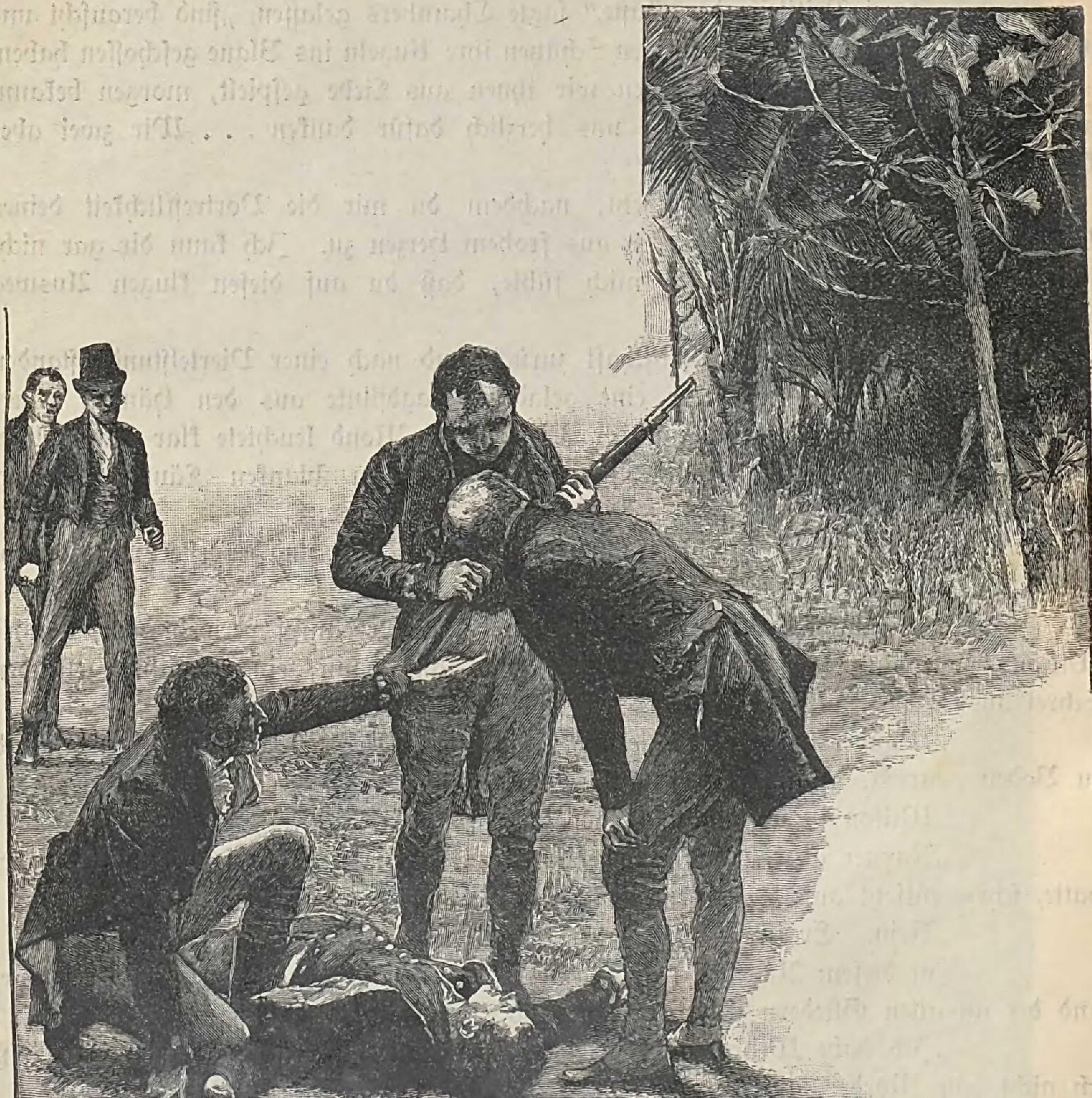
„Ich wiederhole," unterbrach ihn Chambers. „Unser Freund ist ohnmächtig . . . Ich habe euere Flinten nur mit Pulver geladen und die Kugeln eingesteckt."

Bei diesen Worten zog er zwei Geschosse aus der Tasche und zeigte sie den Gästen, die sich an ihn drängten.

„Seht her," rief Rayner. „Der Körper ist voll Blut." Er legte mit Hilfe der Freunde die Leiche auf das Antlitz . .

„Wilson ist in den Rücken getroffen worden!" fuhr er fort. Hier ist die Wunde."

Alle starrten entsetzt auf die kleine Öffnung, durch welche eine Kugel in den Rücken des Unglücklichen gedrungen war, und es herrschte eine Zeit lang tiefe Stille im Kreise.



„Nein. Er ist tot!"

„Eine andere Hand, als die des Scott hat unsern Freund erschossen!" schrie Chambers. „Durchsuchet die Büsche und Umgegend: Dort hat sich der Mörder verborgen."

Sofort zerstreuten sich die Gäste nach allen Seiten und waren kaum in

das Dickicht, das die Wiese umzäunte, eingedrungen, als eine Gestalt in das vom Mondlichte beleuchtete nahe Feld kroch.

„Der Mörder ist entdeckt! Greift ihn!" schrien alle.

Es war der Neger, welcher, im Hintergrunde der Veranda verborgen, Zeuge des Streites gewesen war. Er hielt ein Gewehr in der Hand und leistete keinen Widerstand, als sie ihn zur Leiche schleppten.

Dort kniete Scott vor Schmerz aufgelöst und starrte mit verzweifelten Blicken auf den toten Gegner.

Der Neger sah ihn an und wankte wie vom Blitz getroffen:

„Ihr, Ihr!" schrie er. „Ich glaubte, daß ich euch getötet . . ."

Er verstummte plötzlich und starrte Scott an, als ob ein Gespenst der Gruft entstiegen wäre und auf ihn zuschritte.

Als er endlich sich überzeugte, daß der Pflanzer noch lebte, stammelte er: „Und wer ist der, den meine Kugel traf?"

„Wilson, ein Mann, der euch Schwarze mehr liebte, als ihr es verdient," rief Rayner aus.

„Armer, armer Herr," jammerte der Neger. Dann blickte er wild um sich und rief:

„Bindet mich und hängt mich an den Galgen. Ich habe es verdient, weil ich Böses that, wo ich Gutes thun mußte. Ich habe unsern Wohlthäter erschossen, und vor seiner und meiner Kugel unsern Henker, den da, bewahrt."

Er wies bei diesen Worten auf Scott.

„Der Bursche ist verrückt geworden!" sagte dieser und erhob sich. „Was habe ich dir zu leid gethan, daß du mich umbringen wolltest? Ich kenne dich nicht und sah niemals dein Gesicht."

„Das ist wahr," erwiderte der Neger trotzig. „Du hast mich noch nicht gesehen. Ich aber kenne dich, und deine Züge sind mir unvergeßlich eingeprägt."

„Erinnerst du dich an den Ritt, welchen du am Dienstag nach der Stadt Kingsstown machtest?"

„Gewiß," erwiderte Scott kurz.

„Dein Weg führte dich an einem Baume vorbei, an dessen stärkstem Aste ein toter Mann hing. Du wolltest vorübersprengen, als du den Armen zwischen den Ästen baumeln sahst. Dann besannst du dich, stiegst vom Roße, gingst zur Leiche und sprachst: „Dir ist Recht geschehen. Du warst mir ein treuer Diener, aber du hast meuchlings die Hand gegen meinen Aufseher erhoben und hast ihn verwundet. Dein Los ist ein verdientes und soll jeden Neger treffen, der wie du, ein Verbrecher ist."

Dieser Neger ein Verbrecher? Bis aufs Blut war er von dem Aufseher gepeinigt worden, der ihn haßte. Um sich vor den unerhörtesten Mißhandlungen zu schützen, hatte er die Hand erhoben und ein unglücklicher Zufall verwundete, ohne daß der Neger das wollte, den Aufseher.

Ihm schrieb ich den grausamen und ungerechten Tod des Negers zu. Jetzt wußte ich es besser. Unser Herr, Herr Scott, hatte ihn ermorden lassen.

Und wißt Ihr, weiße Männer, wer der arme Tote war, der an dem Baume hing? Es war mein Bruder!

Ich wachte hinter dem Baume verborgen, daß ihm kein Leid zugefügt werde, und betete für die Seele meines einzigen Bruders. Das Gebet erstarb mir auf den Lippen. „Teurer Bruder, ich werde dich rächen," schwur ich und schlich dir nach. In dieser Nacht wollte ich dich töten und versteckte mich auf der Veranda, wo du mit den Freunden gezecht hast. Ich war Zeuge deines Streites und lief in meine Hütte, um die Flinte zu holen.

Der Himmel meint es gut mit dir, jubelte ich mir zu. Du tötest deinen Feind und niemand ahnt, daß du es warst; ungestraft kannst du deine Rache kühlen.

In dem Augenblicke, wo ihr einander gegenüber standet und losdrücken wolltet, erschien ich wieder, zielte mit vor Aufregung zitternder Hand auf deine Brust, und erschoß deinen Freund, statt dich . . .

Nun hängt mich. Aber ich sage dir; das einzige, was mich schmerzt und quält, ist, daß du deinen Lohn für deine Schandthat nicht von mir erhieltest; geschenkt ist er dir nicht, denn unsre schwarzen Brüder werden uns und dich nie vergessen."

„Warum," erwiderte Scott finster, „hast du mir oder Wilson, dem warmen Freunde aller Neger, kein Wort von den Mißhandlungen des Aufsehers gesagt? Warum schwieg dein Bruder verstockt, als ich ihn fragte? Noch nie verhallte ungehört eine gerechte Klage in meinen Ohren; wenn ihr redetet, lebte dein Bruder heute noch und mein armer, lieber Freund Wilson. Du sannest aber nur auf Rache und mußt nun als Mörder sterben. „Die Rache ist mein," sagt der Herr, unser Gott."

Im ewigen Eis.

Im Jahre 1843 verließ der Rheder Jeremias Okladmkof die im russischen Gouvernement Archangel liegende Stadt Mesen und segelte durch das weiße Meer nordwärts. Sein Schiff hatte eine Besatzung von 14 Mann und die Bestimmung bis nach Spitzbergen im Nördlichen Eismeere zu segeln; dort wollte er Robben und Walfische jagen.

Die Fahrt war so günstig, daß das Schiff tief in das Eismeer vordrang, und bald das westliche Spitzbergen erreichte.

Als es aber, diese wüste Inselgruppe in Sicht, kreuzte, änderte sich das Wetter, und der Wind trieb es statt nach der Westseite, wo gewöhnlich die Walfischjäger landeten, ostwärts.

Von allen Seiten schwammen jetzt Eisschollen, welche die Größe von mächtigen Blöcken hatten, und turmhohe Eisberge heran und bedeckten das Wasser, sodaß eine Durchfahrt unmöglich schien. Das Schiff kam in Gefahr von diesen Eisbergen zerpreßt und zertrümmert zu werden, und darum nahm es eine andere Richtung, um in ein eisfreies Fahrwasser zu gelangen.

Es trieb aber nun an die Ostküste Spitzbergens, und so wie es dieser sich näherte, mehrten sich die Eisblöcke nur noch und bildeten einen undurchdringlichen Wall.

Das Schiff blieb im Angesichte der Inseln stecken und konnte weder vor- noch rückwärts segeln.

In dieser Bedrängnis hielt Jeremias Okladmkof mit seinen Gefährten Rat und fragte jeden:

„Was ist zu thun?“

Einer der Matrosen, Alexis Himkof, sagte: „Ich habe früher einmal gehört, daß Walfischjäger, deren Schiff in das Eis geriet, die Insel besuchten, um zu überwintern. Es soll dort eine Hütte stehen, die mit dem Notwendigsten eingerichtet ist.“

Diese Worte gaben den Bedrängten neuen Mut, und sie beschlossen, daß vier von ihnen auf die Insel gehen und sie durchforschen sollten.

„Wenn die Hütte noch steht, so kehret schnell zurück," sagte Jeremias Okladmkof zu ihnen. „Wir dürfen nicht länger auf dem Schiffe bleiben, das im nächsten Augenblicke schon von den schwimmenden Eisbergen zertrümmert werden kann. Ich will lieber auf dieser Insel leben, als im Meere elend umkommen!"



Eine Durchfahrt war unmöglich.

Da die Insel, wie sie wußten, gänzlich unbewohnt und wüst war, so versorgten sie sich mit Mundvorräten und Waffen und kletterten über Eisschollen und Schneefelder, die auf dem Wasser schwammen, bis sie das Ufer der Insel erreichten.

Dieser Gang, welcher vier Stunden in Anspruch nahm, war sehr beschwerlich und brachte sie oft in Lebensgefahr, denn sie mußten bald breite Spalten überspringen, bald zwischen Eisblöcken sich durchwinden, welche von den Wellen hin und her getrieben wurden.

Als sie endlich die Insel betraten, erblickten sie ein etwas zerfallenes Blockhaus, das einige Minuten vom Strande entfernt lag. Die vier Männer eilten hin und fanden, daß es gegen sechs Meter hoch wie breit, und zwölf Meter lang war; es bestand aus einem Vorraume, in welchem ein russischer Ofen stand, und einer Stube.

Obwohl das Gebäude von Wetter und Alter arg mitgenommen war, so freuten sie sich doch, ein Obdach für die Nacht gefunden zu haben und schleppten ihre Vorräte hinein.

Die Klugheit hatte ihnen geboten, sich bei ihrem Ausfluge nur mit dem unentbehrlichsten zu belasten, damit sie beim Klettern und Springen von Eisfeld zu Eisfeld nicht gehindert wären. Ihre ganze Ausrüstung bildeten darum eine Muskete, mit 12 Ladungen und ebenso vielen Kugeln, eine Axt, ein Sack, der fast 20 Pfund

Mehl enthielt, ein kleiner Kessel, ein Messer, ein Beutel mit Zündern und Tabak und jeder hatte seine kleine Holzpfeife.

Nachdem sie aus Mänteln ein Lager bereitet hatten, begaben sie sich zur Ruhe und Alexis Himkof, der ihr Anführer war, sagte:

„Morgen, sobald die Sonne aufgeht, gehen wir nach dem Schiffe zurück und melden den unserigen, daß wir auf der Insel überwintern können. Wer zuerst aufwacht, weckt die andern."

Welche Überraschung und Verzweiflung erfaßte sie aber, als sie am andern Morgen, an der Landungsstelle angelangt, das Meer frei von Eis und als offene See erblickten!

Während der Nacht hatte ein plötzlich losgebrochener Orkan die schwimmenden Eisberge in Bewegung gesetzt und weit, weit in die Ferne getrieben. Mit den Eisschollen verschwand auch ihr zwischen ihnen eingekeiltes Schiff und — sie blieben verlassen und hilflos auf der unwirtlichen Insel zurück!

Welches Schicksal hatte ihre Gefährten ereilt?

Das war eine Frage, die ihnen viele Sorge bereitete.

„Das Schiff ist von den Eisbergen gepackt und mit ihnen in die ewigen Eisfelder getrieben worden," rief Feodor Weregin.

„Ich glaube, daß es von dem Eise zerdrückt wurde, als es vorwärts segeln wollte," unterbrach ihn Alexis Himkof.

„Die unserigen sind zermalmt und wir müssen hier vor Hunger und Kälte umkommen."

Die vier Unglücklichen, welche wenig Hoffnung hatten, daß sie jemals die Insel verlassen würden, kehrten in die Hütte zurück und pflegten Rat:

„Unsere erste Aufgabe muß es sein," sagte Alexis Himkof, „das zerfallene Haus so herzustellen, daß wir hier gegen Kälte und wilde Tiere geschützt sind."

„Ich habe am Strande die Trümmer eines Bootes, welches die Wellen auswarfen, gesehen," rief Iwan Scharanpov . . „Sie werden uns gute Dienste leisten."

Er verließ sogleich mit Michaël Rupof das Haus und schleppte nach einiger Zeit mehrere Bretter, in welchen lange, eiserne Nägel steckten, herein.

Während das gefundene Holzwerk dazu verwendet wurde, die Ritzen in Dach und Wänden zu verkleiden, warfen sie die Nägel achtlos bei Seite.

Sie konnten sie später noch sehr gut gebrauchen!

Dann beschlossen sie ihren Vorrat an Mehl aufzuheben und nach Renntieren zu jagen, welche zahlreich auf der Insel lebten.

Dadurch kamen sie in den Besitz von Fleisch und Fellen, die ein paar Monate ausreichten: dann aber war ihr Bedarf an Schießpulver zu Ende und das Renntier ein unerreichbares Wild.

Kein Baum, kein Strauch kann in diesen kalten, unwirtlichen Gegenden gedeihen und der Mensch wäre unrettbar verloren ohne das Meer. Dieses bringt aus glücklicheren, wärmeren Gegenden Holzteile, ja ganze Bäume, kostbare Funde, die unsre Matrosen sorglich sammelten und hüteten.

Auf ihren täglichen Wanderungen entdeckten sie ein Stück einer Föhre,

deren gekrümmte Wurzeln in ihnen den Gedanken anregten: Einen Bogen aus ihr zu schnitzen. — Die Not ist die beste Lehrmeisterin.

Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihnen, doch fehlten Sehne und Pfeile.

Da kam ihnen ein glücklicher Fund zu Hilfe. Unter den Trümmern des Bootes steckte auch ein langer Eisenhaken, der an seinem oberen Ende durchlöchert war; mit Hilfe eines Nagels erweiterten sie diese Öffnung und steckten eine lange Stange hinein.

So schufen sie sich einen Hammer, ein großer Stein diente als Ambos, die größten Nägel wurden nun zu Lanzenspitzen umgewandelt, und mit diesen Lanzen gingen sie dem ersten Eisbären, der ihnen begegnete, zu Leibe.

Während Alexis Himkof dem Raubtiere, das hochaufgerichtet sie anfiel,



Sie gingen dem Eisbären zu Leibe.

den Spieß in die Brust stieß, schlugen seine Gefährten mit der Axt und dem Gewehrkolben auf den Bären los, bis er nach langem Kampfe tötlich getroffen in den Schnee sank und verendete.

Das Fleisch kochten sie im Ofen, und die Sehnen zerschnitten sie zu dünnen Fäden, welche sie über den Bogen spannten. Nachdem sie aus Ästen einer Fichte starke Stäbe geschnitzt und in deren obere Spitze die gefundenen Nägel gesteckt hatten,

waren sie auch im Besitze von Pfeilen. Mit dieser Waffe begaben sie sich auf die Jagd und erlegten Renntiere und blaue Füchse: das Fell der Füchse lieferte ihnen die Pelze, aus denen schließlich ihre ganze Kleidung bestand.

Nur den ersten Eisbär hatten sie angegriffen; seitdem sie wußten, was für ein starkes und wildes Tier ein Eisbär ist, hüteten sie sich sorgfältig vor ihnen. Aber den Kämpfen konnten sie trotzdem nicht ausweichen, da diese Bestien aus Hunger von Zeit zu Zeit in ihre Hütte einbrachen. Stets blieben sie Sieger, zehn Eisbären erlagen ihren Hieben, aber die Todesangst verließ sie weder bei Tage noch bei Nacht. Ein Kampf mit einem Eisbären ist für die mit den besten Feuergewehren ausgerüsteten Jäger ein großes Wagnis, und unsere armen Schiffbrüchigen hatten nur elende, zerbrechliche Waffen.

Zu ihrem Unglücke reichte das Holz, welches sie am Ufer der Insel sammelten, meist nur gerade aus, um den Ofen zu heizen und sich zu erwärmen; das Kochen aber, welches eine offene Feuerstätte forderte, mußten sie bei Holzmangel aufgeben. Sie begnügten sich anfangs mit dem rohen Fleische, später als sie vor seinem Genusse Ekel empfanden, trockneten sie welches an der Sonne und Luft, und hingen es im Kamin auf, um es zu räuchern. Dieses getrocknete Fleisch diente ihnen gleichsam als Brod zu ihrem rohen Fleische. Wasser fanden sie im Sommer in klaren Bächen, im Winter schmolzen sie Schnee oder Eis.

Eine der gefürchtesten Krankheiten der Seefahrer, welche die Besucher des Eismeeres, je ärger befällt, je mehr sie sich dem Pole nähern, ist der Skorbut, welcher von inneren Verblutungen begleitet, tötlich wirkt.

Als sie auch die vier Männer, welche bereits zwei Jahre im ewigen Eise lebten, heimsuchte, riet Iwan Alexis Himkof, der schon oft das Polarmeer besucht hatte, seinen Gefährten:

„Es giebt nur wenige Mittel, die uns vor dieser entsetzlichen Krankheit bewahren können. Das Blut eines frisch getöteten Renntiers, warm getrunken, dazu Brocken gefrorenes, rohes Fleisch, Scharbocksheil (Cochlearia), was ich an einzelnen Stellen auch hier wachsen sah, und viel Bewegung.

Und die Erfahrung bewies, daß sein Rat ein guter war, denn die drei Männer, welche häufig das Blut eines soeben erlegten Renntiers schlürften und den Tag über im Freien weilten blieben verschont, während Weregin ihr Opfer wurde. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Renntierblute, liebte das Umhergehen nicht, und mußte darum sechs Jahre lang am Skorbut leiden. An allen Gliedern gelähmt, war er hilflos wie ein neugeborenes Kind und wurde von seinen Gefährten genährt, die ihm jeden Bissen in den Mund schieben mußten.

Da die Einsiedler auf der wüsten Insel fürchteten, daß eines Tages das Feuer ihres Ofens erlöschen würde, und sie keinen Zunder mehr besaßen, faßten sie den Gedanken eine immer brennende Lampe anzufertigen. Sie formten aus Lehmerde, welche sie unter der Eisschicht des Ufers fanden, ein Gefäß, trockneten es am Feuer und füllten es mit dem Fette der getöteten Tiere; als Docht dienten ihnen einige Fasern ihrer Hemden.

So erleuchteten sie die Dunkelheit, welche während einiger Monate Tag und Nacht herrschte, und waren glücklich über diese Erfindung, denn nichts übt auf

Geist und Gemüt einen bedrückenderen Einfluß, als der Mangel an Licht. Der Stoff aber, aus dem ihre Lampe bestand, war so undicht, daß das Fett statt zu verbrennen ausfloß und das Licht zu erlöschen drohte.

Sie bereiteten daher aus dem Mehl, welches sie jahrelang aufbewahrt hatten, eine Art Kleister, mit dem sie die Lampe überzogen und dicht machten.

So gelang es ihnen sich ein ewiges Licht zu verschaffen, welches bis zum letzten Tage ihres Aufenthaltes auf der Insel brannte.

Bald litten sie auch Mangel an Schuhen; auch diese stellten sie aus den Fellen der Renntiere her, indem sie dieselben tagelang ins Wasser legten und dann von den Haaren reinigten. Auf diese Weise gewannen sie ein geschmeidiges Leder mit dem sie ihre Füße bekleideten.

Als Nadel und Faden zum Anfertigen der Pelzröcke dienten ihnen die Nägel, welche sie erhitzten und mit einen Öhr versahen, und die Sehnen der Füchse

So lebten sie viele Jahre in dieser trostlosen Einsamkeit und dankten täglich den lieben Gott, daß er sie Nahrung und das finden ließ, was sie zur Erhaltung des Lebens brauchten.

Die Sehnsucht aber, wieder unter Menschen und in die Heimat zurückzukehren, verließ sie keinen Augenblick; dazu kam die Sorge um ihre Zukunft.

„Wir werden nicht immer beisammen bleiben," sagten sie zu einander. „Einer nach dem andern muß sterben, und die Überlebenden sind dann noch verlassener. Eines Tages wird der Holzvorrat zu Ende sein, das Feuer erlöschen, und der letzte von uns als Opfer der Eisbären fallen!"

Von diesen Gedanken geplagt, hatten sie keine frohe Stunde und litten unbeschreiblich.

„Wir werden im ewigen Eis unser Grab finden!" riefen sie und fingen an, sich auf das Sterben vorzubereiten.

Der erste, welcher aus dem Leben schied, war Feodor Weregin; er wurde in eine tiefe Schneegrube gesenkt und darüber ein Hügel aus Eisblöcken gewölbt, welchen ein Holzkreuz zierte.

Von der Pflege des kranken Genossen waren sie nun befreit, und doch wünschte wehmütig jeder von ihnen, daß er der nächste sein möge, der ihm ins kalte Grab folgte.

Da, am 15. August des Jahres 1849 erblickte Alexis Himkof, der zufällig am Strande entlang ging, ein Schiff, das die russische Flagge aufgehißt hatte.

Er stürzte in die Hütte und rang lange nach Atem und Fassung, denn die Überraschung hatte ihm beides geraubt.

Das plötzlich aufgetauchte Schiff gehörte, wie die drei Einsiedler später erfuhren, einem Rheder aus Archangel, welcher von widrigen Winden statt nach der Westseite Spitzbergens, in dieses Gewässer getrieben worden war.

Sie schleppten brennende Scheite ins Freie und zündeten einen Scheiterhaufen an, in welchen sie alles warfen, was ihnen brennbar erschien, und vergaßen in ihrer Hast, daß sie sich des letzten Holzvorrates beraubten.

Dann ergriff Iwan Scharanpov die Lanze, welche ihnen als Waffe gegen die Eisbären diente und befestigte an ihr oberes Ende das Fell eines Renntieres.

So ausgerüstet rannte er mit Alexis Himkof an das Ufer und schwang diese Fahne in die Lüfte.



Er schwang diese Fahne in die Lüfte.

Sie wurde vom Schiffe aus gesehen und der Steuermann lenkte es so nahe ans Ufer, daß die Männer auf der Insel und jene im Fahrzeuge einander genau sehen und ihre gegenseitig gesprochenen Worte verstehen konnten.

Bald stieß ein Boot ab, welches auf der Insel landete und die drei Männer aufnahm.

Ehe sie von dem Eilande schieden, sammelten sie alle Werkzeuge und Kleider, die sie sich während der sechs und ein viertel Jahre ihres Einsiedlerlebens angefertigt hatten und trugen sie mit sich in das Schiff.

„Wir wollen uns nicht davon trennen," sagten sie zu ihren russischen Landsleuten, „sondern sie als Erinnerung an unsern Aufenthalt im ewigen Eise aufbewahren."

Im Wigwam.[1]

John Glover hatte, trotzdem er erst 25 Jahre alt war, seltsame Schicksale erfahren. Sein Leben glich einer Kette von Abenteuern, von welchen das letzte und grausamste erzählt werden soll.

Die Eltern des John Glover lebten als vermögende Farmer[2]) im östlichen Teile des Nordamerikanischen Staates Virginien und hingen mit heißer Zärtlichkeit an ihrem Knaben, dessen liebstes Vergnügen darin bestand, sich zu Roß in Wald und Prärie[3]) umherzutreiben.

Dies wurde aber für ihn verhängnißvoll, denn eines Tages geriet er in die Hände der Rothäute, der Miamees Indianer, welche den Achtjährigen in ihre Niederlassung am Ohiostrom schleppten.

Der Gram über den Verlust ihres John, den sie monatelang vergebens suchten, betrübte die Eltern so sehr, daß sie krank wurden und bald starben.

Der Knabe blieb sechs Jahre lang bei den Rothäuten und lernte ihre Sitten, Sprache und Gebräuche kennen. Später verkauften ihn seine Räuber an den Stamm der Delaware als Sklave, und er mußte mit diesen umherziehen, bis er nach einem Kampfe derselben mit den Shavanees Indianern in die Gefangenschaft der letzteren geriet.

Als dieser Stamm mit der Regierung von Virginien Frieden schließen wollte, wurde John Glover, welcher vortrefflich englisch sprach, nach dem Fort Pitt gesandt.

Er sollte für die Rothäute günstige Bedingungen und vor allem freies Jagdgebiet verlangen.

Der Vertreter der amerikanischen Regierung staunte, als ihm ein Mann entgegentrat, welcher zwar die Kleidung eines Indianers trug, aber weder in Gestalt und Gesichtbildung noch in Farbe die Rothaut verriet.

---

[1]) Wigwam = eine Hütte der Indianer.

[2]) Farmer = Pächter oder Besitzer eines Landgutes oder einer Meierei.

[3]) Prärie = große Grasebene in Amerika.

Er sagte, ehe er die Friedensverhandlung begann, zum Ankömmling, der sich „Mannucothee“ nannte:

„Ich wette, daß du kein Indianer bist.“

Nach einigem Zögern gestand dieser, daß er von amerikanischen Eltern stamme, und erzählte, welche Schicksale ihn unter die Rothäute geführt hatten.

Der Vertreter der Regierung reichte ihm die Hand und rief: „Stelle dich unter meinen Schutz und bleibe hier. Es wäre Schande und Unrecht, wenn du wieder zu den Wilden zurückkehren würdest.“

Mannucothee ließ sich überreden, warf die Indianertracht ab und nannte sich wieder John Glover.

Seitdem stand er im Dienste der amerikanischen Regierung und leistete ihr, obwohl er erst 25 Jahre zählte, Vortreffliches, denn blutige Kämpfe waren mit den Rothäuten entbrannt.

Es wurde beschlossen, sie aus den Landschaften zu jagen, um ihren ewigen Überfällen und Räubereien ein Ziel zu setzen. Niemand aber kannte die Schliche und Pfade derselben besser, als John Glover, der sich vortrefflich als Späher verwenden ließ und in Indianertracht ihnen nachschlich.

Wenn er ab und zu überrascht wurde, zog er sich stets aus der Schlinge, denn er gebärdete sich in Sprache und Auftreten als echte Rothaut und täuschte so seine Feinde.

Im Frühjahr hatten die Indianer, welche westlich vom Ohiostrome wohnten, mehrere Niederlassungen der amerikanischen Staatsbürger überfallen und, nachdem sie alle Männer niedergemetzelt, Frauen, Kinder, Pferde und Vieh geraubt.

Jetzt beschloß die Regierung, alle Indianer dafür zur Verantwortung zu ziehen und einen Schlag zu führen, durch welchen diese für immer vernichtet würden.

Oberst William Crawford sammelte ein kleines Heer in der am Eriesee gelegenen Stadt Sandusky und hielt mit seinen Offizieren Kriegsrat.

„Wir werden gegen die Rothäute, welche plötzlich auftauchen, uns aus dem Hinterhalt angreifen und ebenso schnell wieder verschwinden, nichts ausrichten, wenn wir nicht einen verläßlichen Kundschafter anwerben,“ sagte einer der Offiziere.

„Kennen sie einen solchen Mann?“ unterbrach ihn Oberst Crawford.

„Ja. Es ist John Glover, welcher fast 18 Jahre lang unter den Indianern gelebt hat. Er will unser Heer begleiten!“

Dieser Vorschlag gefiel den anderen sowohl als auch ihrem Führer, und nach wenigen Tagen erschien John Glover im Lager, welches die Bundestruppen vor der Stadt Sandusky bezogen hatten.

Leider aber wurde schon sein erster Rat, das Lager durch Verhaue und Schanzen zu befestigen, nicht befolgt.

„Die Rothäute werden keinen Angriff wagen,“ rief der Oberst aus. „Ich habe rings um das Lager Wachen gestellt. Das genügt!“

In der Nacht, welche diesem Kriegsrate folgte, schlichen sich die Rothäute geräuschlos in die Nähe der Wachen und krochen wie Schlangen heran.

Ehe der Soldat, der ahnungslos auf und nieder ging, seinen Gegner erblickt hatte, schwirrte ein Pfeil oder Speer durch die Luft und traf ihn tötlich.

So gelang es ihnen die Kette der Vorposten zu durchbrechen, und sie erschienen plötzlich vor den Zelten. Ihr wüstes Geschrei, die Dunkelheit und das Hilferufen der Überfallenen verwirrte die Soldaten so sehr, daß sie unangekleidet und viele ohne Waffen ins Freie liefen.

Die meisten wurden von den Rothäuten niedergestoßen und nur wenige, unter denen sich Oberst Crawford, seine Begleiter und John Glover befanden, retteten sich, bestiegen ihre Pferde und sprengten in den Wald.

Die folgenden Erlebnisse hat John Glover selbst erzählt: .

„In der Verwirrung der Flucht gerieten unsere Fußtruppen", so begann er, „unter die Reiter und jetzt kämpfte Freund gegen Freund, während die Rothäute die Zelte plünderten und die Verwundeten grausam verstümmelten, indem sie dieselben skalpierten.[1])

Ich befand mich beim Nachtrabe und hielt so viel es in der herrschenden Finsternis geschehen konnte, die Verfolger durch Revolverschüsse ab, während der Oberst und seine Begleiter durch eine Lichtung des Waldes hinjagten. Sie entschwanden bald meinen Blicken und nahmen, wie ich zu spät bemerkte, eine Richtung, in welcher sie den Rothäuten in die Hände liefen.

Die Reiter, welche mir zur Seite geblieben waren und tüchtig schossen, lenkten ihre Pferde tiefer in den Wald hinein und ich folgte ihnen.

Plötzlich dehnte sich eine Wiese vor uns aus, deren Graswuchs, wenn es Tag gewesen wäre, unseren Verdacht erregt hätte, er schimmerte dunkelbraun und hier und dort erhoben sich schwarze Hügel.

Die Pferde sanken bis zu den Knieen ein.

Wir waren in einen Sumpf geraten, aus dem wir uns nur unter großer Anstrengung retten konnten; die Pferde mußten wir ihrem Schicksal überlassen.

In der Ferne hörten wir aber das Geheul der Rothäute, welche unsere Fährte verfolgten, und darum durften wir nicht länger am Sumpfe verweilen.

Wir selbst sanken, als wir in den Wald zurückkehrten, tief in den Schlamm ein und einige meiner Begleiter verloren ihre Gewehre.

Was sollte jetzt geschehen?

„Die Rothäute werden sicher die Spur des Obersten verfolgen, da seine Gefangennehmung den größten Wert für sie hatte und darum," so sagte ich zu meinen Waffengefährten, „müssen wir die entgegengesetzte Richtung einschlagen."

„Der Weg führt nach Detroit," rief einer aus. „Dort stehen Bundestruppen, welche uns zu Hilfe kommen werden."

Diese Worte erschreckten mich, denn ich wußte, daß in den Wildnissen, welche sich zwischen uns und dieser Stadt ausdehnten, die Niederlassungen der Shavanees Indianer lagen. Es waren dies dieselben Rothäute, in deren Gefangenschaft ich einst geraten war, und welche ich als ihr Friedensbote verlassen hatte.

Wenn du in ihre Hände fällst, sagte ich mir, so bist du verloren!

---

[1]) Skalpieren: das Abziehen der Kopfhaut von der Hirnschale, welches die Nordamerikanischen Indianer an den lebenden Feinden vornehmen. Skalp, Kopfhaut und Schopf gilt als Siegeszeichen.

Ich überredete meine Gefährten, statt nach Detroit zu reiten, im Walde ein Versteck zu suchen.

„Unsere Feinde werden heute oder bestimmt morgen, den Spuren des fliehenden Heeres folgend, die Gegend verlassen, und dann droht uns keine Gefahr mehr," rief ich aus.

Mein Rat wurde nur von zwei Reitern befolgt, während die anderen ihre Flucht fortsetzten und in die Wildnis eindrangen.

Wir versteckten uns in einem dichten Gebüsche und waren froh, daß uns außer den Waffen eine Ledertasche mit Brod und Fleisch geblieben war. Einer hielt beständig Wache, während wir unter Ranken verborgen lagen und kaum eine Bewegung zu machen wagten, um unsern Schlupfwinkel nicht zu verrathen.

Mit jedem neuen Augenblicke konnten unsere Verfolger auftauchen und darum waren wir stets zur Flucht gerüstet.

Es verging der Tag, und am späten Abend erst öffneten wir den Ledersack, um uns zu stärken, dann schliefen wir bis zum Morgen.

Wir hatten kaum die Augen aufgeschlagen, so erblickten wir zweihundert Schritte von unserem Verstecke entfernt eine Schar Rothäute, welche ein Feuer anzündeten und rasteten.

Ich hörte ihre lauten Ausrufe und Reden und zitterte, denn es waren Shavanees, meine erbittertsten Feinde.

Jetzt konnte ich nicht mehr an Rettung denken und ergab mich in mein Schicksal.

Da ich ihre Sprache verstand, so erfuhr ich, daß sie unsere Fährte gefunden und die im Sumpfe zurückgelassenen Pferde geraubt hatten.

Wir waren umzingelt und der Weg nach Detroit von ihnen besetzt, so daß meine Gefährten, welche ihn gestern eingeschlagen hatten, ihrem sicheren Untergange entgegen gingen.

Auf einmal ertönte wildes Freudengeschrei, die Indianer hatten uns bemerkt.

Ehe wir unsere Gewehre schußbereit gemacht, sprangen sie von allen Seiten heran, und wir hatten kaum Zeit die Stämme der Bäume, unter denen wir gelagert, zu erklettern.

Ein Regen von Pfeilen ergoß sich über uns: plötzlich kam eine riesige Rothaut ganz nahe, und sagte zu mir: „Ergib dich, es wird dir kein Leid geschehen."

Statt meine Flinte abzuschießen, zögerte ich und ließ mich von dem Gedanken, die Zahl deiner Feinde ist zu groß, abhalten, den Mann zu töten.

Später bereute ich dies, denn er versuchte bei meinen Gefährten dasselbe Spiel, indem er ihnen Schonung gelobte, wenn sie vom Baume steigen und ihre Waffen abliefern würden.

Aber kaum hatten sie den Boden erreicht, so stürzte der Indianer auf sie los und bohrte ihnen seinen Speer in den Leib.

Eine andere Rothaut rief, nachdem ich den Baum verlassen hatte:

„Du bist Mannucothee!"

Ich war also erkannt und bald von allen, die sein Ruf herbeilockte, umringt. Sie rissen mir die Kleider vom Leibe, fesselten meine Hände, schlangen ein

Seil um meinen Hals und schleppten mich zu den Pferden, welche sie aus dem Sumpfe gezogen hatten.

Während ich zu Fuß wanderte, ritten meine Feinde, und so zogen wir drei Tage lang, an welchen meine Nahrung nur aus Früchten bestand . . .

Die erste Niederlassung, welche wir erreichten, war klein und von wenigen Rothäuten bewohnt; diese stürzten, sobald sie gehört hatten: „Unser ehemaliger Stammesgenosse Mannucothee ist da!“ mit geschwungenem Tomahawk[1]) auf mich los und wollten mir den Schädel spalten. Meine Begleiter schützten mich, und so wurde ich nur durch Stöße und Steinwürfe mißhandelt.

In diesem Augenblicke schleppte eine Schar Rothäute, welche aus der entgegengesetzten Richtung in die Niederlassung ritten, einen Amerikaner herbei. Es war ein Begleiter des Oberst Crawford und auf der Flucht gefangen worden.

Sie rissen auch ihm die Kleider vom Körper und gossen einige Eimer schwarzen Wassers über ihn.

Er fragte mich: „Was bedeutet das?“

„Du wirst verbrannt werden,“ wollte ich erwidern. „Das Wasser ist durch Kohlen schwarzgefärbt worden. Bereite dich aufs Sterben vor.“

Da sprangen die Rothäute, welche seine Frage gehört hatten, dazwischen und schrieen mir zu:

„Schweige und wage kein Wort mehr mit dem Manne zu reden!“

Sie wandten sich dann zum Gefangenen und sagten in englischer Sprache, welche sie bei ihren häufigen Besuchen der Städte gelernt hatten:



Sie hetzten ihn im Kreise umher.

[1]) Tomahawk = die Streitaxt der Indianer Nordamerikas.

„Fürchte dich nicht. Wir werden dir nichts zu leide thun!"

Während sie ihn den Bewohnern der Niederlassung übergaben, von denen er, wie ich später erfuhr, lebendig verbrannt wurde, zogen die Rothäute, welche mich gefangen hielten, weiter.

Am Abend kamen wir in ein großes Dorf, dessen Einwohner uns heulend und ihre Waffen schwingend entgegen eilten und ihre Freude äußerten, daß ein Amerikaner ihnen zum Abschlachten zugeführt worden sei.

Sie sperrten mich in das Wigwam, in welchem die Häuptlinge ihre Beratungen abhielten, und ließen mich allein. Durch eine Lücke, welche in die Wand des Wigwams gehöhlt war, konnte ich auf den freien Platz schauen.

So wurde ich Zeuge der Grausamkeiten, welche die Rothäute, Männer, Frauen und Kinder, an einem nackten Gefangenen, der vor mir eingetroffen war, verübten.

Sie hetzten ihn im Kreise umher und jeder, der ihn erreichte, schlug ihn mit der Streitaxt oder stach ihn mit Pfeil und Speer.

So war der Unglückliche bald zerfleischt und so entstellt, daß er kaum noch einem Menschen glich.

Er sank vor der Thür des Beratungshauses zu Boden und bat um sein Leben.

Die Wüteriche aber hatten kein Erbarmen. Einige riefen:

„Wenn es dir gelingt, in das Wigwam zu entkommen, so bist du frei!"

Diese in englischer Sprache gerufenen Worte gaben ihm neue Kraft und er drängte sich gegen die Thür; in dem Augenblicke, wo sie sich öffnete, riefen ihn seine Peiniger zurück und bohrten Löcher in seinen Leib, welche sie mit Pulver füllten. Sie hatten es im Lager der Bundestruppen nebst vielen Hunderten von Säbeln und Gewehren erbeutet.

Nachdem sie das Pulver angezündet, sprangen sie zur Seite und stießen ein Freudengeheul aus, als ihr Opfer in Stücke zerrissen wurde.

Endlich spaltete ihm der Häuptling mit dem Tomahawk den Schädel und erlöste ihn von unbeschreiblichen Qualen.

Die Frauen schnitten den Kopf von der Leiche und trugen ihn, nachdem sie ihn auf eine lange Stange gesteckt hatten, im Dorfe umher.

Nach einigen Stunden sah ich noch drei Gefangene vorbeiführen und erkannte in dem jüngsten, zu meinem Schrecken, den Sohn des Oberst Crawford, der seinen Vater auf dem Rachezuge begleitet hatte.

Auch diese wurden zu Tode gehetzt und erschlagen.

Plötzlich traten zwei Häuptlinge in das Wigwam. Einer öffnete ein Bündel, in welchem Soldatenröcke steckten und fragte, sie mir vorhaltend:

„Kennst du diese Kleider?"

„Ja," erwiderte ich. „Es sind die, welche Oberst Crawford trug."

„Du hast recht," schrie der Häuptling. Wir haben ihn auf der Flucht überfallen und getötet. Das gleiche Schicksal erfuhren sein Sohn und die beiden Kapitäne der Bundessoldaten!"

Es war die Nacht gekommen und beim Scheine der Fackeln erblickte ich die Leichen der drei Gefangenen auf der Straße liegend; bald krochen Hunde von allen Seiten herbei und fraßen sie auf, so daß nur die Gebeine übrig blieben.

Dann schlief ich vor Ermüdung ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Lärm erschallte durch das ganze Dorf, und das Erscheinen von 150 Männern, welche in vollem Kriegsschmuck auftraten, verriet mir, daß eine große Versammlung abgehalten wurde.

Sie fand in dem Wigwam statt, welches mein Gefängnis war.

Einige Tierhäute wurden im Hintergrunde wie eine Art Vorhang ausgespannt und sollten mir als Aufenthalt während der Beratung dienen. Ich kroch hinein und hörte alles, was während des Kriegsrates gesprochen und beschlossen wurde.

Ein Häuptling berichtete, daß das ganze Heer des Oberst Crawford aufgerieben sei und zeigte mit Stolz auf die Skalpe, die er an seiner Seite trug. Sie bildeten seine Siegeszeichen.

Ein anderer erzählte, daß noch dreißig Gefangene am Leben seien.

„Sie sollen alle verbrannt werden!" schrieen die Krieger.

Dann wurde ein neuer Überfall, die Vernichtung aller Bewohner der Stadt Detroit, beschlossen.

Nach dem Kriegsrate begannen die Häuptlinge und ihre Begleiter den Kriegstanz, bei dem sie sich wie Wahnsinnige betrugen und ein ohrenzerreißendes Geheul ausstießen.

Am Schlusse desselben trat der vornehmste Häuptling, welcher die meisten Skalpe im Gürtel trug und deshalb am meisten geehrt wurde, hinter den Vorhang und rief:

„Folge mir!"

Ich erhob mich und ging in den Vorderraum. Dort warf mir ein Krieger einen Strick um den Hals und band meine Hände, während ein anderer mein Gesicht mit schwarzgefärbtem Wasser benetzte.

„Jetzt wirst du erleiden, was du längst verdient hast!" schrie er und zerrte mich ins Freie.

Dort ragte in der Mitte der Wiese ein Pfeiler aus Holz auf, an den sie mich festbanden, und das Seil, welches um meinen Hals geschlungen war, wurde an das obere Ende des Holzblockes befestigt.

Ich stand so festgebunden, daß ich kein Glied rühren konnte und sah, daß sie brennende Wergbündel herbeischleppten und rings um den Pfeiler aufschichteten.

Bald stieg ein dichter Qualm auf, der mir das Atmen schwer machte, und von allen Seiten zuckten Flammen empor, welche den Pfeiler in Brand steckten. An den Füßen spürte ich bereits eine unerträgliche Hitze.

Meine letzte Stunde war gekommen.

Ich verzagte aber nicht, sondern empfahl meine Seele der Gnade Gottes, indem ich laut betete: „Herr, dein Wille geschehe!"

Der Himmel war wolkenlos und die Luft rein, so daß ich glaubte, es sei das schönste Wetter.

Plötzlich wurde es finster, der Sturmwind sauste heran, schwarze Wolken zogen durch die Lüfte, Blitze zuckten und eine Regenflut rauschte nieder, welche in wenigen Minuten das Feuer auslöschte. Solche rasche Witterungsumschläge, wie sie

so häufig und grell nur in Nordamerika vorkommen, hatten mich oft schon empört. Mit dankbarem Herzen betrachtete ich jetzt diese Eigentümlichkeit des Klimas.

Das Ungewitter dauerte eine Stunde und die Wasserfluten hatten die Erde so durchnäßt, daß die Rothäute sagten:

„Wir werden den Mann erst morgen verbrennen und dafür sorgen, daß er einen recht langsamen Feuertod stirbt.“

Sie zogen sich in ein Wigwam zurück, nachdem sie meine Arme vor dem Eingang desselben, am unteren Teile eines Balkens festgebunden hatten. Die Stricke, welche meine Hände fesselten, wurden stärker angezogen, so daß sie tief in das Fleisch einschnitten.

Drei Rothäute hielten Wache und ergötzten sich, indem sie mich ab und zu mit ihrem Tomahawk blutig schlugen oder riefen:

„Wie wird dir morgen das Feuer schmecken? Nun wirst du keine Indianer mehr töten!“

Ich sank zu Boden und stellte mich schlafend, denn ich hoffte, daß dann auch meine Peiniger sich zur Ruhe legen würden.

Das geschah, aber erst in der zweiten Morgenstunde. Zuerst legten sich zwei nieder, während der dritte seine Pfeife rauchte; dann aber folgte auch er ihrem Beispiele.

Ich ging augenblicklich ans Werk meiner Befreiung und Flucht.

In meiner Nähe lag eine scharfe Axt. Ich streckte mich so lang aus, daß ich mit der Fußspitze sie erreichen und nach vielen vorsichtigen Versuchen sie bis zu dem Balken, an den ich gefesselt war, schieben konnte. Nun klemmte ich die Axt fest zwischen die Kniee, preßte die beiden gefesselten Hände so kräftig als möglich gegen die Schneide und rieb die Stricke so lange an ihr, bis sie zerfaserten und sich lösten.

In diesem Augenblicke erwachte einer der Wächter und richtete sich auf.

Alles ist verloren! dachte ich und blieb regungslos liegen.

Er aber kümmerte sich nicht um mich, sondern schürte, da ein kalter Wind wehte, das Feuer aufs neue an.

Ich faßte wieder Hoffnung und versuchte den Kopf aus der Schlinge des Seiles zu ziehen.

Es gelang mir nicht, denn das Seil, aus Büffelhaut gefertigt, war dick wie ein Speerschaft und hart wie Eisen.

Nach vielen Versuchen gab ich es auf, den Knoten der Schlinge zu lösen.

Die ersten Strahlen der Sonne zuckten am Himmel auf, und der Tag meiner — Hinrichtung brach an.

Wenn ich jetzt nicht entfloh, so war, da jeden Augenblick die Rothäute erwachen konnten, mein Leben verloren!

In meiner Verzweiflung schob ich den Finger zwischen das Seil und meinen Hals und zog in meiner Todesangst heftig an dem Seile. Die Schlinge löste sich langsam und weitete sich, sodaß ich meinen Kopf herausziehen konnte.

Ich stieg über die schlafenden Wächter und rannte in die Kornfelder, die ganz in der Nähe grünten. Geborgen unter den hohen Halmen wanderte ich eine Strecke weit, bis ich in ein Gehölz gelangte, an dessen Saum gesattelte Pferde weideten.

Ich schlich mich leise näher, faßte die Zügel des einen und schwang mich auf dessen Rücken.

Während ich es zu eiligem Laufe antrieb, bemerkte ich, daß das Tier amerikanisches Saumzeug und Geschirr trug; es war eins derjenigen, welche die Rothäute im Lager des Oberst Crawford erbeutet hatten.

Die Satteldecke mußte mir als Hülle dienen, mit der ich meine Blöße bedeckte.

So sprengte ich den Tag hindurch über Prärien und durch Wildnisse, bis ich am sinkenden Abend den Skiotofluß erreichte und ihn an einer Furt durchschwamm.

Während der Nacht rastete ich und setzte erst am Morgen meine Flucht fort. Der scharfe Ritt hatte mein Pferd so ermüdet, daß es plötzlich lahmte und nicht weiter konnte. Ich stieg ab und ging zu Fuß; um mich den Blicken der in dieser Gegend wohnenden Rothäute zu entziehen, suchte ich das Dickicht auf.

Während dieser Wanderung litt ich entsetzliche Qualen; denn die Dornen zerfleischten meine nackten Füße, und die Moskitos ließen mir weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe; mein Körper war bald von Beulen entstellt, und die Stiche dieser giftigen Fliegen schmerzten mich bis zum Rasendwerden.

Meine einzige Nahrung bildeten Beeren und Wurzeln.

So gelangte ich in die Nähe von Wheeling, der Hauptstadt Westvirginiens, wo ich einen Fischer an der anderen Seite des Flusses sah.

Ich bat ihn: „Führe mich über den Ohiostrom. Ich bin ein Soldat aus Crawfords Heere."

Er aber erwiderte:

„Von den Soldaten des Oberst Crawford ist kein einziger dem Tomahawk der Rothäute entronnen. Du willst mich täuschen. Geh' weiter und suche einen, der dein Märchen glaubt."

Ich ließ mich aber nicht abweisen, denn ich wußte, daß ich erst dann mich für gerettet betrachten durfte, wenn ich jenseits des Ohio gelangt war . . Nach vielen Bitten und Berichten, welche ihm nur einer geben konnte, der den Zug gegen die Rothäute mitgemacht hatte, gelang es mir, ihn zu überzeugen.

Er führte mich über den Strom, und ich rief, als ich das jenseitige Ufer betrat, aus voller, jubelnder Seele:

„Gerettet!"

Eine Nacht unter Wölfen.

Es ist schon eine geraume Zeit her, daß ich mit Frau und Kindern aus Deutschland fortging, nach dem Nordamerikanischen Freistaate Wisconsin auswanderte und mich in einer Waldschlucht niederließ. Das nächste Dorf war zehn, und die nächste Farm fünf Meilen von unserem Blockhause entfernt; ringsum lagen tiefe und fast undurchdringliche Wälder. Es war eine grüne Einöde, in welche ich mich vergrub, sodaß meine Heimatgenossen, die sich in den östlichen, stark bevölkerten Staaten ansäßig gemacht hatten, sagten: „Wir werden Werner Berg und die Seinigen nicht mehr wiedersehen!"

Ich hatte aber, obwohl unsere Niederlassung von Rothäuten und wilden Tieren umschwärmt wurde, keine so düstere Ansicht über unseren Aufenthalt; und zu dieser guten Stimmung trug viel meine Frau bei, welche tapfer und kühn wie ein Jäger ist.

Im Anfang wurden wir durch den schrecklichen Lärm und das Geheul der wilden Tiere während der Nacht viel gestört. Unsere drei Kinder, von denen das älteste jetzt zehn Jahre zählt, zitterten vor Angst, wenn das Brummen der Bären und heisere Brüllen der Panter, die zur Nachtzeit das Haus umkreisten, uns nicht schlafen ließen, und oft glaubte auch ich: „Jetzt sind sie eingedrungen!" So laut tönte ihr Lärm.

Als aber das Dickicht rings um das Haus ausgerodet und an dessen Stelle Acker und Wiesen sich vor und hinter demselben ausbreiteten, blieben die wilden Tiere fern.

An einem bitterkalten Morgen, der Schnee war so fest gefroren, daß der Fuß keine Spur in demselben zurückließ, sagte meine Frau Elisa zu mir;

„Ich werde heute in das nächste Dorf reiten, um einige Einkäufe zu besorgen."

„Thue das," erwiderte ich. „Kehre aber noch vor Anbruch der Nacht heim. Ein nächtlicher Ritt durch die Wälder, in denen alle Arten wilder Tiere noch immer hausen, wäre für den kühnsten Mann ein Wagnis. Eine Frau aber würde unfehlbar verloren sein."

Sie versprach meinen Rat zu befolgen und rechtzeitig zurückzukehren.

Nachdem sie zur Reise das Pferd bestiegen hatte, hüllte ich sie noch in einen großen, weitfaltigen Mantel aus Büffelleder, um sie noch mehr gegen die Kälte zu schützen.

Ich und die Kinder gaben ihr ein paar hundert Schritte weit das Geleite und kehrten dann in das Haus zurück, denn der Aufenthalt im Freien bot wegen der grimmigen Kälte nichts Angenehmes.

Meine Stimmung war während des ganzen Tages eine gedrückte, und ich hatte die Ahnung, daß uns heute noch ein Unglück zustoßen werde. Ich konnte nicht lange stillsitzen, verspürte keinen Hunger und wanderte von einem Gelasse ins andere, ohne Ruhe zu finden.

Fast in jeder Stunde trat ich an das Fenster, von dem ich den Weg, welchen meine Frau geritten war, überschauen konnte. Es kam der Nachmittag und die Zeit, wo ich Elisa bestimmt erwartete. Trotz allen Horchens vernahm ich weder einen Hufschlag, noch das Geräusch eines nahenden Reiters.

Als die ersten Nebel der Dämmerung sich über den Wald breiteten, trieb mich die Sorge um meine Frau ins Freie. Ich steckte zwei Pistolen, Schießvorrat und das Jagdmesser in den Ledergurt, der meine Hüften umschloß, und hing meine Büchse um die Schultern, nahm Abschied von meinen Kindern und ermahnte sie eindringlich: „Öffnet um keinen Preis Fenster und Hausthüre. Waget euch nicht ins Freie.“ Sie versprachen mir, gehorsam zu sein, und ich hörte, als ich mein Pferd bestieg, daß mein ältestes Mädchen den Schlüssel im Schlosse der Hausthüre umdrehte und die Riegel vorschob.

Ich sprengte auf dem Reitwege, den meine Frau kommen mußte, und spähte bei jeder Biegung, ob sie sich nicht zeigte?

Nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken, obwohl ich bereits neun Meilen[1]) zurückgelegt hatte. Es war schon dunkel geworden, und ich mußte deshalb langsamer reiten. Noch immer zeigten sich nicht die Lichter des Dorfes, dem ich ganz nahe zu sein glaubte.

Plötzlich drangen Hufschläge an mein Ohr und zu meiner unbeschreiblichen Freude tauchte aus dem Schatten das Pferd auf, welches meine Frau trug.

„Ich bin sehr wider Willen aufgehalten worden!“, sagte sie, „und konnte erst beim Anbruche des Abends fortreiten.“ Ich war so glücklich, daß sich meine trübe Ahnung eines Unfalles nicht erfüllt hatte, daß kein Wort des Tadels über den späten Aufbruch über meine Lippen kam.

Jetzt drückten wir unseren Pferden die Sporen in die Weichen und sprengten der Heimat zu; wir konnten rasch reiten, denn der Mond leuchtete voll vom wolkenlosen Himmel und schien auf unseren Weg, der zwischen schneebekränzten Tannen hinzog. Sie säumten zu beiden Seiten wie riesige Marmorpfeiler die Straße.

Nachdem wir fünf Meilen im guten Trabe geritten waren, zügelte meine Frau plötzlich ihr Pferd und rief:

---

[1]) Die amerikanische oder englische Meile beträgt nur etwas über $1\frac{1}{2}$ Kilometer, die deutsche Meile genau $7\frac{1}{2}$ Kilometer.

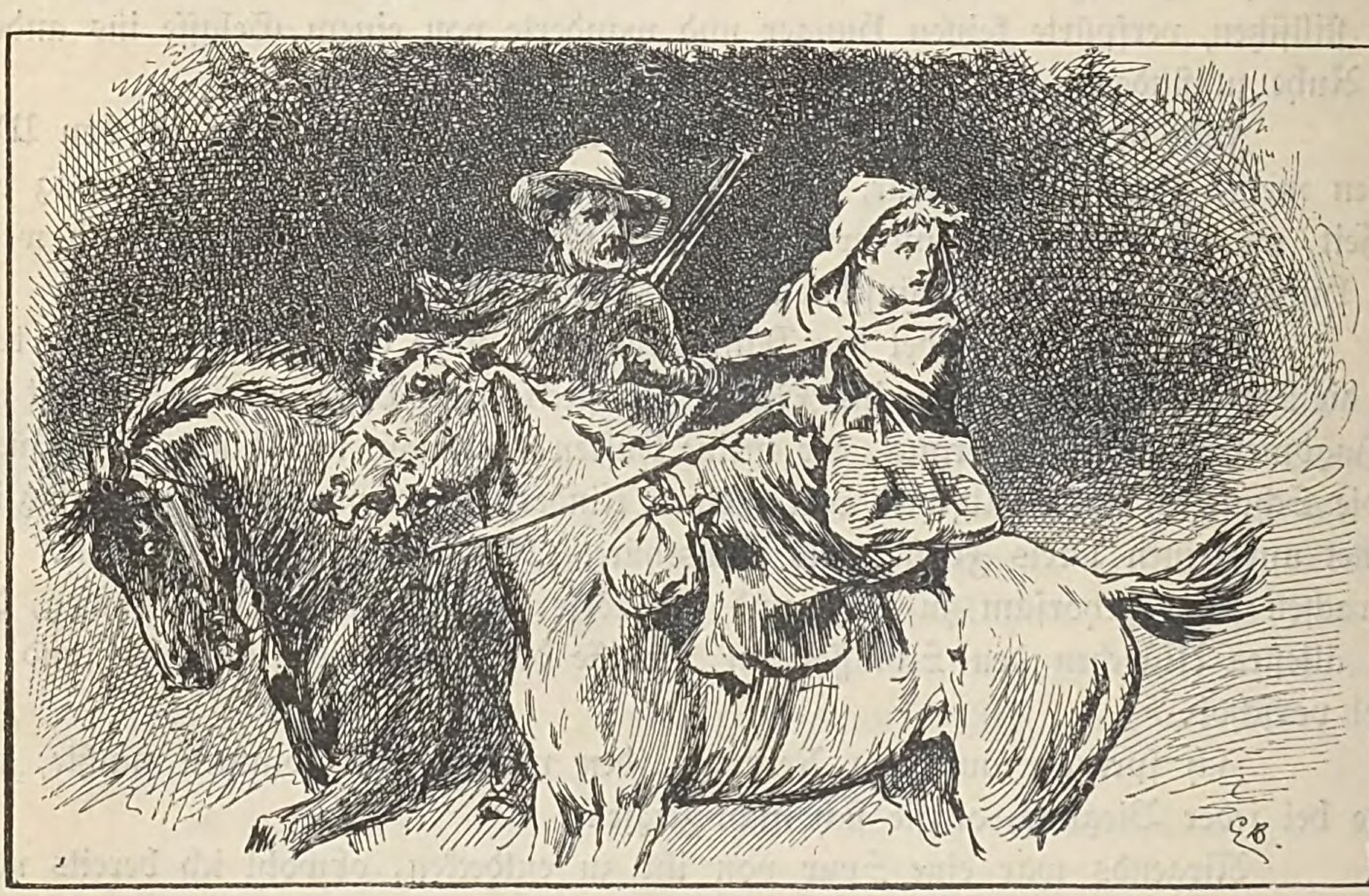
„Horch, horch!“

Wir hielten still und lauschten.

Ein tiefes, langgezogenes Geheul drang von links her an unser Ohr. Wenige Minuten später ließ sich derselbe Lärm auf der rechten Seite hören.

Wir wußten beide, was das bedeutete.

Es waren — Wölfe! Sie näherten sich, eine Beute witternd, von verschiedenen Seiten, und schienen sich gegenseitig die Richtung, in der wir uns befanden, durch ihr Geheul kundzugeben.



Wir hielten still und lauschten.

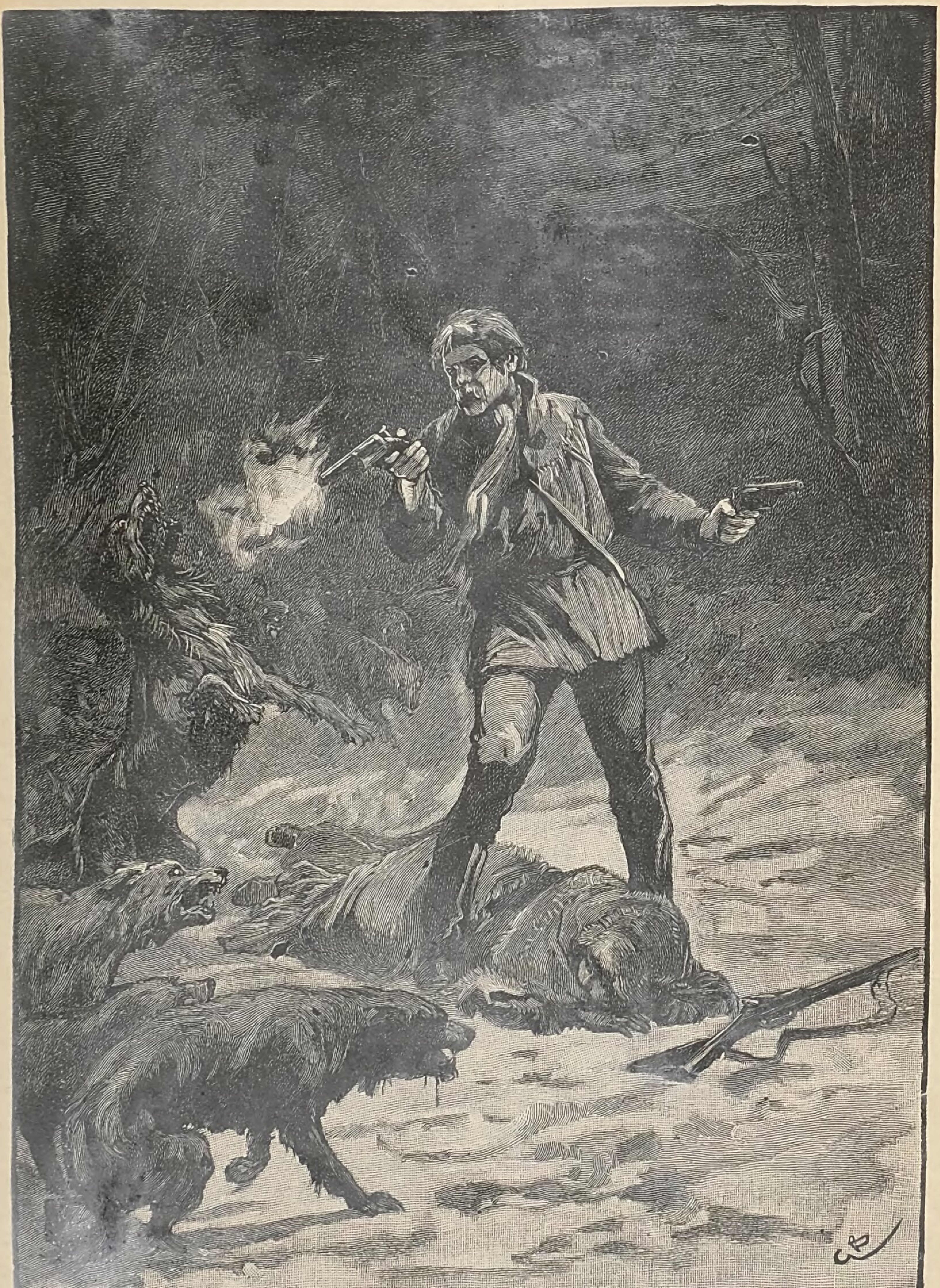
Die Wölfe in den Wäldern von Wisconsin waren wegen ihrer Größe, Stärke und Wildheit bekannt, und die Bewohner erzählten viele Fälle, wo sie in Rudeln Menschen und Pferde überfallen hatten, während, dies einzeln zu wagen, der Wolf ein zu feiges Tier ist.

Wir trieben unsere Pferde zu noch schnellerem Laufe an, denn das Geheul kam immer näher.

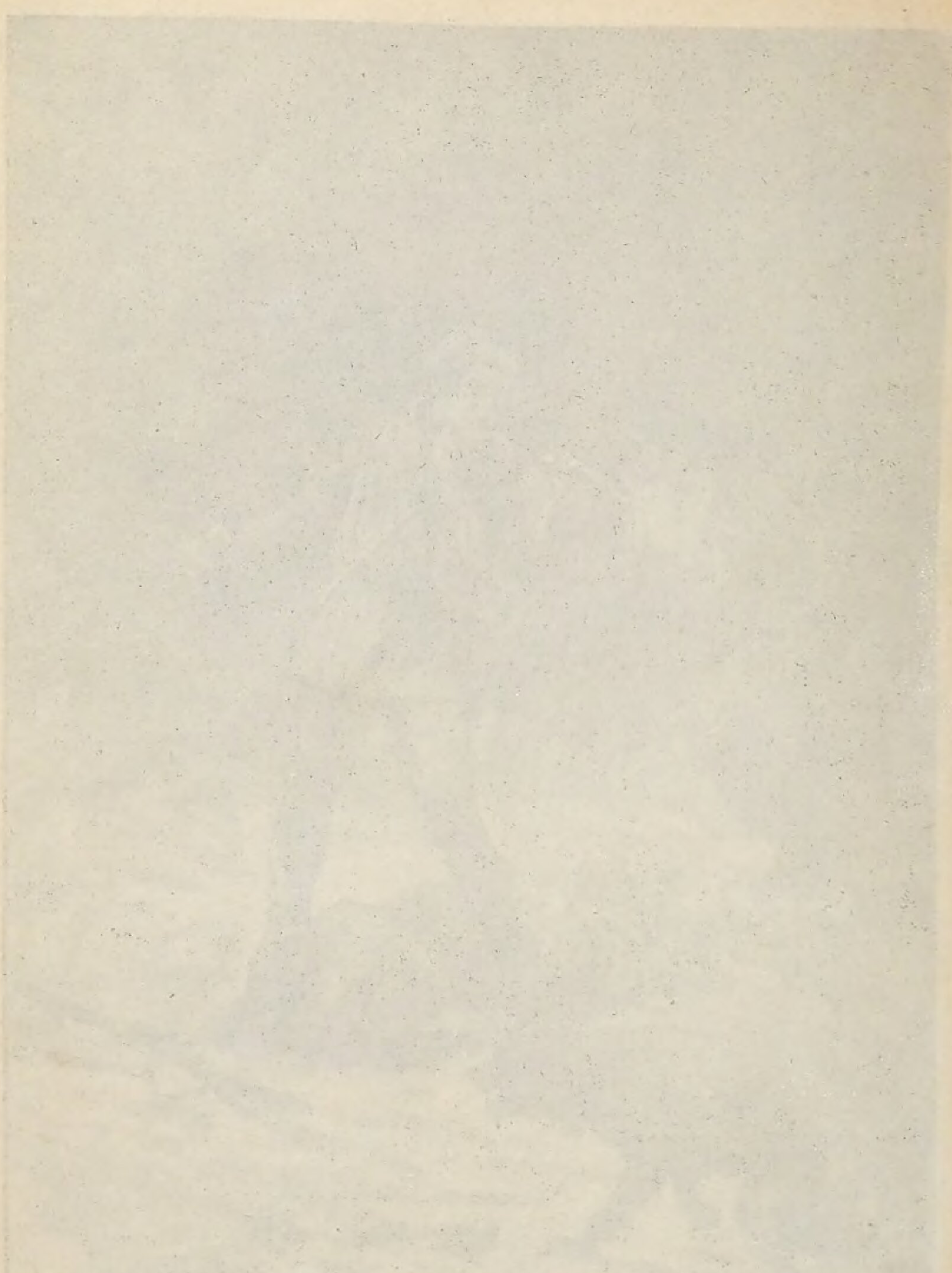
Der Wald wurde jetzt düsterer; der Weg ging zwischen hoch ragenden Stämmen und niedrigem Gehölze, das den Schlupfwinkel der wilden Tiere bildet. Nach kurzer Zeit raschelte und knisterte es in den Zweigen und Sträuchen und sechs bis acht große Wölfe sprangen, das Gestrüppe durchbrechend, auf den Reitweg.

Das geschah so plötzlich, daß das Pferd, welches meine Frau ritt, scheu wurde, sich bäumte und nach rückwärts ausschlagend sie aus dem Sattel warf.

Sie fiel mitten unter die Wölfe, während das Pferd das Weite suchte und bald unseren Blicken entschwand. Der Sturz meiner Frau erschreckte die Bestien für einen Augenblick so, daß sie scheu einige Schritte zurückwichen.



Jeder Schuß traf.



Ehe sie wiederkehrten, hatte meine Frau die Geistesgegenwart, den Mantel aus dickem Büffelleder dicht um sich zu ziehen, um sich vor den Zähnen der Wölfe zu schützen.

Nur einen Augenblick hatten wir Ruhe. Gleich wieder griffen sie an. Ihr fürchterliches Geheul ängstigte auch mein Pferd, das trotz Zügel und Sporen sich aufbäumte und meine ganze Kraftanstrengung in Anspruch nahm; es wollte entfliehen, und ich hatte vollauf zu thun, um fest im Sattel zu bleiben, und es zu bändigen. Unmöglich war mir's, eine Hand frei zu bekommen, mit welcher ich eine Pistole aus dem Gürtel ziehen konnte.

Das war ein schrecklicher Zustand. Ich konnte trotz aller Mühe nicht Herr meines wütend um sich schlagenden Pferdes werden; ich sprang deshalb, so wie ich die Füße von den Steigbügeln befreit hatte, mit einem Schrei ab. Zugleich glitt die Jagdflinte von meinen Schultern, fiel in den hart gefrorenen Schnee und entlud sich. Der Knall und Lärm erschreckte sowohl die Wölfe, als auch mein Pferd, welches jetzt seinem Gefährten im gestreckten Galopp folgte.

Wenigstens meine Pistolen konnte ich nun gebrauchen. Ich wußte kaum, was ich that, nur das wußte ich, daß meine Frau unter drei oder vier heißhungrigen Bestien am Boden lag, die mit weit geöffneten Rachen und, wie glühende Kohlen funkelnden Augen sie zerfleischen wollten.

Ohne langes Besinnen sprang ich, in jeder Hand eine Pistole auf die Wölfe zu, richtete sie auf die Tiere, welche mit ihren Zähnen den Mantel meiner Frau gepackt hatten und feuerte. Jeder Schuß traf und zwei Wölfe wälzten sich im Schnee.

Sogleich fielen die anderen über sie her und rissen sie in Stücke Während sie gierig fraßen, lud ich mit vor fieberhafter Aufregung zitternden Händen meine Pistolen.

Es bot sich mir ein entsetzlicher Anblick. Die Bestien verzehrten in wenigen Minuten die getöteten Wölfe Glied für Glied, und das geschah über dem Körper meiner regungslos liegenden Frau.

Ich rief ihren Namen:

„Elisa!"

Sie erwiderte:

„Ich bin Gott sei Dank unverletzt!"

„Bleib still liegen," beschwor ich sie. „Rühre dich nicht im geringsten."

Ich hatte auch meine Jagdflinte geladen und erwartete einen neuen Angriff der Wölfe. Ich beherrschte mich und schoß nicht sofort, das hob ich für ernstere Augenblicke, für die drohendste Todesgefahr auf.

Zu meinem Staunen stürzten sich die, welche sich an den Leichen der von mir Erlegten sattgefressen hatten, nicht auf mich, sondern schlichen sich in das Dickicht des Waldes.

Dagegen tauchte ein neues Rudel auf und umkreiste mich mit großen Sprüngen.

Ich zog den Mantel aus Büffelleder so dicht um meine Frau, daß sie wie in einem Sack steckte, und nur ein kleiner Spalt offen zum Atmen blieb. Dann stellte ich mich über sie, die Pistolen in den Händen, als acht oder zehn Wölfe erschienen.

Es war eine kurze Pause in der sie mich anstierten, mit ihren funkelnden, glühenden Augen. Dann mit einem Geheule, daß das Blut in den Adern mir erstarrte, begannen sie, um uns herum zu jagen.

Immer näher und näher umkreisten sie uns in wilder Jagd. Endlich machte einer, hungriger oder kühner, als die andern, einen wilden Satz durch die Luft auf mich zu. Ein Schuß, und mit einem zweiten Sprunge und einem Schrei fiel er tot auf den Rücken. Die Kugel war mitten zwischen die Augen gedrungen.

Es wiederholte sich dasselbe Schauspiel; ein Teil der Wölfe stürzte sich auf den getöteten Gefährten und fraßen ihn auf.

Doch ich hatte weder Zeit, mir Glück zu wünschen, noch zum Laden, denn ein fürchterlicher Schmerz, den ich plötzlich im Beine fühlte, entpreßte mir einen Schrei; ein Wolf, welcher sich von rückwärts herangeschlichen, hatte seine scharfen Zähne in meine Waden gebohrt und mir eine Wunde gerißen.

Meine Frau, welche den Schrei gehört, stieß einen Angstruf aus, denn sie glaubte, daß ich verloren sei.

Bisher hatte sie trotz aller Schrecken auch nicht eine Silbe geäußert. Sie erhob sich im Nu, um mir zu helfen.

Ich aber rief ihr zu:

„Bleib liegen! Um Gottes willen. Bleib liegen! Ich bin nur leicht verletzt."

In demselben Augenblicke zerschmetterte ich mit dem Griff meiner Pistole dem Wolfe, welcher mich gebissen hatte, den Schädel.

Elisa hatte sich indessen wieder zu Boden geworfen. Der tote Wolf fiel auf sie und Ströme Blut flossen über sie hin. Mir blieb noch meine Jagdflinte; ich ergriff sie und schoß unter die Wölfe.

Wie viele ich traf, weiß ich nicht, aber in wenigen Sekunden war der Platz um uns frei und wir allein.

Jetzt erst konnte ich an meine Wunde denken. Nachdem ich die hohen Schaftstiefel vom Bein entfernt hatte, fand ich, daß der Biß nicht tief in das Fleisch eingedrungen war, so sehr er auch schmerzte. Ich sagte dies Elisa, die sich aus ihrem Mantel gewickelt und aufgestanden war.

Die Rettung vor den Wölfen erschien uns als ein wahres Wunder, und wir säumten nicht, unsere Kniee zu beugen und Gott aus tiefstem Herzen dafür zu danken!

Ich lud Pistolen und Flinte und überlegte, aber meine Frau drängte: „Wir wollen so rasch wie möglich nach Hause eilen! Der Mond wird unseren Weg beleuchten. Komm! Die Kinder dürfen nicht länger auf ihr Abendbrot warten."

Ich war starr vor Staunen. Meine Frau war mit genauer Not der größten Todesgefahr entgangen und ihr erster Gedanke war das Abendbrot der Kinder.

„Die werden sich auch einmal zu behelfen wissen, ohne daß du ihnen die Butterbrote zurecht machst."

„Glaubst du denn nur, daß die Wölfe nicht wiederkehren?"

„Von denen sind wir befreit!" rief sie aus und machte einige Schritte im Schnee vorwärts.

Ich hielt sie zurück: „So lange es Nacht ist, müssen wir immer auf einen

neuen Angriff uns gefaßt machen. Und offen gestanden, wäre ein solcher unser Verderben."

„Du hast den Mut verloren!" unterbrach mich Elisa.

„Nein. An Mut fehlt es mir nicht," gab ich zur Antwort. „Aber an Kugeln und Pulver. Es befinden sich nur noch zwei Schüsse in den Läufen meiner Waffen . . ."

„Was wollen wir dann anders thun, als fliehen!" rief meine Frau. „In zwei Stunden werden wir unser Blockhaus erreichen, wenn . . ."

„Wenn uns nicht früher die Wölfe auffressen!" unterbrach ich sie heftig. „Wir müssen einen sicheren Ort ausfindig machen, an dem wir den Anbruch des Tages erwarten können."

Ich spähte umher. Ein Ahorn schien mir günstig. „Komm," rief ich ihr zu, „den wollen wir erklettern . . ."

Ich endigte nicht, denn Frau Elisa berührte hastig meinen Arm und schrie entsetzt: „Horch! Die Wölfe kommen "

Aus den Büschen tauchten wieder diese Bestien auf, welche sich blitzschnell der Stelle näherten, wo wir standen.

Sie fielen zunächst über die Leichname der durch meine Schüsse erlegten Gefährten her, und so gelang es uns in Hast den Baum zu erklettern, dessen breite, wagrecht stehenden Äste uns bequeme Sitze boten; sie waren so hoch über dem Boden, daß sie die Wölfe trotz ihrer mächtigen Sprünge nicht erreichen konnten.

„Wir werden erfrieren," sagte Elisa und hüllte sich in ihren Mantel.

„Du bist gegen die Kälte geschützt, und ich will Arme und Füße in beständiger Bewegung halten," erwiderte ich.

Die Wölfe umkreisten stundenlang den Baum und versuchten ungezählt oft, sich hochaufrichtend nach unseren Beinen, welche frei in der Luft hingen, zu schnappen. Ihre Augen leuchteten in einem grünlich schimmernden Glanze, die langen weißen Zähne funkelten im Mondlichte wie Dolchspitzen und ihr heißeres Bellen tönte beständig durch die Stille der Nacht.

Wir saßen regungslos zwischen den schneebedeckten Zweigen und rührten uns nicht aus Furcht, daß einer brechen und wir in die Tiefe stürzen könnten; bei starkem Froste brechen Äste ja leicht ab. Meinen Plan, mich durch Bewegung zu erwärmen, hatte ich längst als unausführbar aufgegeben.

Die Stunden vergingen endlos langsam, die Müdigkeit wollte mich oft überwältigen, und ich fror.

Meine Frau litt weniger durch die schneidende Kälte, denn ihr Mantel hielt sie warm; ich aber war bis zur Empfindungslosigkeit erstarrt und schwankte auf meinem luftigem Sitze hin und her. Da ich nicht mehr die Fähigkeit hatte, meine Finger zu krümmen und die Füße zu bewegen, so wäre ich unfehlbar vom Baume gestürzt, wenn mich nicht meine tapfere Frau festgehalten hätte. Sie umklammerte mich und rief mir zu:

„Halte aus, halte aus und rette dein Leben! Denke an die Kinder und an ihr Los, wenn sie dich verlieren würden!"

Dieser Zuspruch stärkte mich wundersam, und ich hielt trotz der rasenden Schmerzen und trotz der alle Kräfte lähmenden Müdigkeit bis zum Morgengrauen aus.

Mit welch lautem Jubel begrüßten wir die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Sowie es im Walde licht wurde, verschwanden die Wölfe und krochen in das Dickicht zurück, und die Zeit war gekommen, wo wir wieder gefahrlos unsern Weg fortsetzen konnten.

Sobald der letzte Wolf verschwunden war, kletterte ich vom Baume herab und lief wie ein Besessener auf und ab. Diese rasche und rastlose Bewegung brachte mein Blut in Wallung und löste die Erstarrung meiner Glieder.

Nachdem ich wieder fest auf den Füßen stand und meine Arme kräftig schwingen konnte, half ich meiner Frau beim Abstieg, und wir gingen so schnell, als wir vermochten nach Hause, welches wir nach zwei Stunden unbelästigt von den Wölfen erreichten. Die Kinder hatten sich die ganze Nacht über geängstigt und waren seelig vor Entzücken, als sie uns wiedersahen.

Ein Samariter.

Erik Dahlberg wurde im Jahre 1625 zu Stockholm geboren und kam als dreizehnjähriger Knabe nach Hamburg, um als Kaufmann zu lernen. Ein abenteuerlicher Sinn, der sein ganzes Leben beherrschte, trieb ihn aber an, statt Kaufmann zu bleiben, Soldat zu werden. Er diente in der schwedischen Armee und zeichnete sich besonders als Ingenieur-Offizier bei Kriegsbauten aus.

Seine vornehme Verwandtschaft, er selbst war, obgleich er sich dem Kaufmannstande widmen wollte, Sohn eines Grafen, und seine Talente beförderten ihn rasch zu höheren Stellungen. Sogar wichtige diplomatische Sendungen wurden ihm übertragen.

Als aber ruhigere Zeiten zu kommen schienen, behagte ihm der Soldatenstand auch nicht mehr. Er dankte ab und durchzog die Welt die Kreuz und Quer, lebte lange in Rom und pilgerte zweimal nach Jerusalem; auf der Rückfahrt aus dem heiligen Land geriet er in die Gefangenschaft der Seeräuber. Durch List und Kühnheit gelang es ihm zu entfliehen. Kaum frei, kehrte er auf die Nachricht, daß König Karl X. im Bunde mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg Krieg gegen die Polen führte, nach Stockholm zurück und machte den Feldzug mit. Er nahm an der Schlacht von Warschau 1656 teil und belagerte die von den Polen besetzten Festungen im östlichen Preußen.

Über seine Erlebnisse in diesem Lande schrieb er in seinem Tagebuche vieles, das auch heute noch nicht ohne Interesse für den Leser ist. Z. B. die Schilderung der Pest, welche damals Ostpreußen heimsuchte, und von der auch er befallen wurde.

„Ich war durch viele Landstriche gezogen, wo die Pest wütete, und wurde, als ich von Frauenburg nach Elbing ritt, von einer großen Traurigkeit befallen. Der Kopf brannte mir, daß ich fast wahnsinnig wurde, und alle Glieder schmerzten, als wären sie zerschlagen. Meine Kräfte schwanden rasch; die Pest hatte mich gepackt.

Sofort sandte ich meinen Diener mit meiner Habe nach Frauenburg zurück, damit er nicht durch mich angesteckt würde, bestieg mein Pferd, band einen Beutel mit 360 Thalern an den Sattel und ritt in den dichten Wald, der sich rings um die Stadt Elbing ausdehnt. An die Thore der Stadt hatte ich vergeblich geklopft, sie

waren mir verschlossen, da kein verdächtiger Fremder die Stadt betreten durfte. Darum mußte ich Tage und Nächte im Walde umherirren. Oft schlief ich vor Schwäche im Sattel sitzend ein und erwachte erst, wenn mein Kopf in den niederhängenden Zweigen eines Baumes stecken blieb und ich in Gefahr kam, vom Pferde gerissen zu werden.

Die Krankheit wurde immer schlimmer; die dürftige Nahrung, denn ich lebte nur von Beeren und Wasser, schwächte meinen Körper immer mehr und die Ruhelosigkeit trübte meinen Verstand. Nachts, wenn ich mich zum Schlafe ins Gras legte, kam mir nicht der Gedanke, mein Pferd an einen Baum zu binden; nein, krampfhaft hielt ich den Zügel in der Hand. Es riß sich öfters los, und dann mußte ich es lange suchen. Eines Tages hatte ich nicht mehr die Kräfte, ihm nachzugehen und blieb regungslos im Dickicht liegen.



Ich erwachte erst, wenn mein Kopf in den Zweigen stecken blieb.

Gottes Hand beschützte mich; ich erholte mich wieder und suchte ein Wirtshaus zu erreichen. Endlich am Ufer des Frischen Haff, zwischen Elbing und Frauenburg, sah ich ein Haus freundlich durch die Bäume schimmern. Ich taumelte in die Stube und sank nieder.

Der Wirt hielt mich für betrunken. Als ich mich etwas kräftiger fühlte, setzte ich mich zu dem einzigen Gaste. Es war ein Fischer, der nach Elbing gehen wollte.

Ich bat ihn, noch länger bei mir zu bleiben. Ich war so lange allein mit der Pest gewesen, daß ich mich sehnte, wieder mit Menschen zu verkehren.

Die wohlthuende Freundlichkeit des Fischers, der schärfer sah, als der Wirt, seine Aufmerksamkeit und das warme mitfühlende Herz, das er dem kranken Fremden zeigte, machten, daß ich ihn in kurzer Zeit sehr lieb gewann. Aus seinen

Gesprächen erfuhr ich, daß er sehr arm war, und seine Frau wie Kinder zärtlich liebte. Alles an ihm rührte mich, und ich schenkte ihm, als wir uns trennten, zehn Thaler.

Er dankte mir mit einem Segenswunsche und ging froh seines Weges.

Der Wirt, in dessen Stube ich die Nacht zubrachte, war argwöhnisch geworden, weil ich mich unaufhörlich vor Schmerzen im Bette herumwälzte. Er blickte mir am Morgen scharf ins Gesicht und erkannte sofort, daß ich der Pest verfallen war. Da dachte er nur daran, ein Unglück von seinem Hause abzuwenden.

Er nahm mich in der Angst, daß ich alle Gäste verscheuchen würde, in seine Arme und trug mich in das Röhricht, wo er mich zwischen Binsen hinlegte.



Jetzt erschien mein Samariter.

Dort blieb ich vom Fieber gerüttelt den ganzen Tag und die Nacht. Am nächsten Tage kam der Fischer, den ich beschenkt hatte, um seine Netze auszuwerfen und entdeckte mich im Schilfe. Er war entrüstet über den Wirt, daß er mich aus dem Hause geworfen hatte. „Du hast nicht christlich gehandelt!" rief er ihm zu, „du durftest den unglücklichen Kranken nicht den herumstreichenden Wölfen oder dem Gesindel, das die Gegend unsicher macht, preisgeben."

„Es ist schimpflich, des eigenen Vorteils halber, einen Mitmenschen hülflos ins Elend zu stoßen. Wehe dir, wenn das der König hört!"

Noch in derselben Stunde nahm der mitleidige Fischer, dessen Name Ramdohr war, mich mit sich und pflegte mich wie ein Bruder.

Meine Kräfte waren gänzlich erschöpft, und ich verlor die Sprache; da er mich bei Todesstrafe nicht nach Elbing, wo er wohnte, bringen durfte, füllte er ein Boot mit Stroh und Heu, bereitete ein weiches Lager und trug mich hinein; dann ergriff er das Ruder und steuerte an der Küste entlang. Sobald er einen verborgenen Ort erreicht, band er das Boot dort fest, bedeckte mich sorglich mit einem Segel und ging in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen.

Da ich fühlte, daß meine letzte Stunde gekommen sei, übergab ich dem braven Manne meinen mit Goldstücken gefüllten Sack und bat ihn, meine Leiche unter einem Eichbaume, der auf einem Hügel einsam grünte, zu begraben. Der Fischer wollte mir leichte, bequeme Kleider geben. Ich litt es aber nicht: Ich wollte in der Rüstung sterben, in der ich so oft schon dem Tode ins Antlitz geschaut hatte.

So lag ich denn in voller Rüstung, den Degen umgeschnallt und die bespornten Stiefel an den Füßen, 21 Tage lang im Boote. Jeden Tag erschien der Fischer und labte mich mit dem, was er an Speise und Trank aus der Stadt mitbrachte. Ich aß sehr wenig und lebte fast nur von Bier.

Wenn ich heftiges Fieber hatte, mußte der vierzehnjährige Sohn des Fischers bei mir, oft Tag und Nacht, im Boote bleiben und mich pflegen.

Es bildeten sich Pestbeulen an meinem Leibe, die immer größer wurden und mir viele Schmerzen brachten; ich verlor das Bewußtsein und lag viele Tage wie eine Leiche da, während der tapfere Junge keinen Augenblick von meiner Seite wich.

Ich starb aber nicht, wie ich geglaubt hatte, sondern genas langsam. Jetzt erschien mein Samariter und trug mich mit Hilfe einiger Männer in seine Hütte, die vor den Thoren von Elbing lag. Alle Vorsicht und menschliche Klugheit hatte nicht hindern können, daß die schreckliche Krankheit auch in die Stadt ihren Einzug hielt. Jetzt standen die Thore Elbings weit offen, aber niemand ging mehr durch sie in die Stadt, sondern wer konnte, floh.

In allen Häusern wütete der Schwarze Tod, nur in einem nicht. Die Hütte des Fischers blieb wunderbarer Weise verschont, trotzdem ich, ein Pestkranker, in ihr dort lag. Weder mein Samariter, noch dessen Frau und Kinder verfielen der Ansteckung.

Das Röcheln der Sterbenden und Klagen der Erkrankten tönten aus Fenstern und Thüren der Nachbarhäuser, und hier und dort lagen Leichen auf der Straße.

Kein Angehöriger legte sie in Särge, kein Totengräber begrub sie, denn die letzteren waren alle krank oder tot, und so verpesteten die Leichen die Luft und gaben der fürchterlichen Geißel neue Kraft.

Endlich war ich gesund und fühlte mich kräftig zur Weiterreise. Ich nahm dankbar Abschied von dem barmherzigen Samariter Ramdohr und seiner Familie, sie und mich hatte Gott sichtlich beschützt in der schrecklichen Gefahr.

Dahlberg kehrte genesen an das Hoflager des König Karl X. zurück und wurde von ihm mit großer Huld und Freude empfangen. Dieser und alle in Stockholm hatten fest geglaubt, daß der tapfere Soldat längst ein Opfer der Pest geworden sei. Gott hatte es aber anders beschlossen, und Erik Dahlberg noch für Thaten aufgehoben, die seinem Namen einen bleibenden Ruhm in Schwedens Geschichte sicherten.

Die Belagerung von Brezsc.

In dem Kriege, zu Ende des 17. Jahrhunderts, den König Karl X. von Schweden und der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm gegen die Polen führten, zeichnete sich Erik Dahlberg durch persönliche Tapferkeit, durch geschicktes Erfassen der augenblicklichen Lage und rasches Benutzen einer günstigen Gelegenheit, um dem Feinde zu schaden, aus. Sein Tagebuch enthält hierüber eine Fülle von Berichten, aus denen wir den über die Belagerung von Brezsc auswählten.

Am 11. Mai 1656 lagerte sich die Armee der Schweden vor dieser Festung und beschoß sie. Die Polen blieben die donnernde Antwort nicht schuldig und erwiderten die mutigen Angriffe auf die Festung mit ebenso mutigen Ausfällen. Für gar manchen Krieger schlug das letzte Stündlein und der unbegrabenen Toten lag schließlich eine so große Anzahl im Felde, daß die Luft für Belagerer und Belagerte gleichmäßig verpestet wurde. Der Befehlshaber der Festung machte den Schweden deshalb den Vorschlag, gegenseitig Offiziere abzusenden, welche wegen eines Waffenstillstandes unterhandeln sollten. Dahlberg bot sich an, als schwedischer Offizier in die Festung zu gehen; eine Bitte, die der König genehmigte.

Ohne Einnahme von Brezsc war eine glückliche Fortsetzung des Feldzuges nicht möglich; deshalb belagerten die Preußen und Schweden sie so hartnäckig. Die empfindlichsten Verluste erlitten sie wegen ihrer völligen Unkenntnis vom Bau der Festung. Sie wußten nicht, wo die Mauern stark und gut besetzt, wo die schwachen Punkte waren. Dies alles wollte nun Dahlberg erforschen, und darum ging er als Unterhändler mit.

Er ließ nichts unbeachtet, und prüfte die Stärke der inneren Mauern ebenso, wie die der Besatzung. Wenn die Verhandlungen sich zerschlagen sollten, wollte er das mitbringen, was ihnen vor allem fehlte: genaue Kenntnis der Festung für eine spätere Erstürmung.

Als er ins Lager zurückgekehrt war, bezeichnete er dem Könige zu dessen Erstaunen genau die Stellen, wo Schanzen zum Angriff und zur Verteidigung gebaut



Sie ritten zum Thore der Festung.

werden mußten. Dahlberg sagte ihm, wie er seine Zeit in der Festung benutzt hatte, und froh genehmigte der König alle Vorschläge.

Rastlos wurde an den Schanzen und Laufgräben Tag und Nacht gearbeitet. Der König besichtigte oft die Arbeiten und verlor eines Tages beim Bücken seinen Federhut, der in den Graben fiel. Sofort gab Dahlberg ihm den seinigen und hob den nassen Hut auf.

Ein neuer Plan schoß ihm durch den Kopf, sowie er die Kopfbedeckung des Königs in der Hand hielt.

Im Innern der Festung wußte Dahlberg durch seinen Ritt als Unterhändler zwar leidlich Bescheid, die Hauptsache aber, die Tiefe der Gräben, und die Stärke der Außenmauern und ihrer Besatzung waren ihm gänzlich unbekannt. Hier mußte er um jeden Preis sich Aufklärung verschaffen, und dazu sollte ihm der Hut helfen.

Sobald der König ihn verlassen hatte, ritt er zum Fluß, dessen Wellen nahe den Festungsmauern vorbeiströmten und setzte auf das andere Ufer über, den Hut des Königs auf dem Haupte.

Er hoffte, daß die Feinde ihn für den König halten und seine Annäherung dulden würden. Er täuschte sich aber! Die Polen feuerten auf ihn und die zwölf Reiter, welche ihn begleiteten: zwei sanken tot nieder.

Als König Karl schießen hörte, fragte er, was dies bedeute? Man erzählte ihm, was Dahlberg unternommen hatte.

Sofort sandte er mehrere Reiter, unter ihnen einen Trompeter ab, um den tollkühnen Dahlberg zurückzurufen. Als dieser den Trompeter erblickte, hoffte er sofort, daß ihm sein Plan nun dennoch glücken müßte.

Er befahl dem Trompeter an seiner Seite zu bleiben und zu blasen, damit die Feinde glauben sollten, es sei ein neuer Unterhändler erschienen.

Sobald die Trompetenstöße verklungen waren, ritten sie zum Thore der Festung und forderten die Wache auf dem Walle auf, zu melden, daß der König von Schweden wegen eines neuen Waffenstillstandes unterhandeln wolle.

Ein polnischer Offizier schrie Dahlberg zu: „Es ist nicht erlaubt, so nahe an das Festungsthor heranzureiten!"

Dahlberg aber ritt, statt aller Antwort, noch näher, sodaß er sowohl die Höhe als auch die Breite des Thores und der Ringmauern genau prüfen konnte. Er gab sich den Anschein, als ob er sein Pferd nicht mehr zügeln könne, sprengte in raschem Gallopp an der Festungsmauer entlang und lugte mit scharfem Blick, wie sie verteidigt war. Die Polen feuerten Schüsse auf den kühnen Reiter ab, der zum Thore zurückjagte und rief: „Ich bin nicht König Karl, aber mein Herr, der König von Schweden, dem 80,000 Ungarn zu Hilfe kommen, wird die Beleidigung, die ihr seinem Abgesandten angethan habt, blutig rächen!"

Diese Worte übten eine große Wirkung auf die Polen; es fiel kein Schuß mehr aus der Festung, und Dahlberg hatte Zeit, seine Beobachtungen fortzusetzen und seine Kenntnisse zu vervollständigen, während er dem Kommandanten den Vorschlag machte, die Festung zu übergeben, da sie doch nicht mehr zu halten wäre, dagegen freien Abzug mit allen Waffen und Gepäck zusicherte.

Entrüstet wies der Kommandant das Ansinnen zurück, aber Dahlberg wußte nun alles, was er erforschen wollte und gab nach seiner Rückkehr dem Könige und dessen Kriegsrat eine so genaue Beschreibung der Festung Brezsc, daß sofort Beschießung und Sturm beschlossen wurde.

Der erste Angriff sollte auf die Wälle gerichtet werden, welche Dahlberg als die schwächsten und am wenigsten verteidigten bezeichnet hatte.

Als alles zum Sturme bereit war, zeigte sich, daß die Worte Dahlbergs einen mächtigeren Eindruck gemacht hatten, als die Kanonen und das ganze Heer König Karls. Die Drohungen mit dem Anzuge der Hilfstruppen aus Ungarn hatten den Befehlshaber so erschreckt, daß er, als die Beschießung begann, sogleich einen Unterhändler ins Lager der Schweden sandte und Frieden erbat.

Noch an demselben Abend wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, und die Festung Brezsc den Schweden übergeben.

Was einer monatelangen, mühsamen und blutigen Belagerung nicht gelungen war, hatte das mutige und kluge Eingreifen eines Einzelnen erreicht. Der wichtigste Platz der Feinde gehörte jetzt den Schweden und Brandenburgern.

Eine Jagd mit der Brandfackel.

„Vetter Werner, was denkst du über unsere Jagden?"

Diese Worte sprach an einem Sonntage der Vertreter des deutschen Handelshauses Marberg, Fritz Alten, zu einem jungen Manne, der ihm im buschumgrünten Vorbau eines Hauses zu Santa Fé gegenüber saß.

Beide stammten, wie dies ihr Äußeres, die weiße Gesichtsfarbe und blonden Haare verrieten, aus Deutschland.

Fritz Alten lebte schon seit acht Jahren in Santa Fé, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates der Republik Argentinien, und hatte während dieser Zeit Land und Bewohner Südamerika's ebenso, wie deren Sitten und Gebräuche kennen gelernt. Sein Gefährte dagegen, Werner Knorr weilte erst seit ein paar Wochen in Santa Fé.

Eines Tages war ein Brief dort angelangt, in welchem er Fritz Alten schrieb:

„Lieber Vetter! Mein Vater hat mir Erlaubnis und Geld zu einer Reise über das Meer gegeben. Ich werde nach Santa Fé kommen, denn deine Schilderungen, daß in den umliegenden Wäldern die wildreichsten Jagdgründe liegen, haben die Sehnsucht in mir geweckt, in ihnen nach Herzenslust zu pürschen. Ich bin nach wie vor ein leidenschaftlicher Jäger! Mit der Bitte um eine gastliche Aufnahme grüßt dich dein Vetter Werner Knorr."

Zwei Monate nach diesem Briefe erschien Werner in Santa Fé und wohnte seitdem in dem behaglich eingerichteten Hause seines Vetters, der zu den angesehensten Fremden der Stadt gehörte.

Beide waren fast täglich in die umliegenden Wälder hinaus gezogen, um dort und an den Ufern des Parouastromes zu jagen. Heute saßen sie auf der Veranda, umrankt von süß duftenden, üppigen Blumen, beim Kaffee. Behaglich den Duft seiner Havannah-Cigarre schlürfend, fragte der Wirt seinen Gast: „Nun was denkst du eigentlich von unseren Jagden."

Nach kurzem Zögern erwiderte Werner:

„Der Reichtum an Wild muß das Entzücken eines jeden Jägers sein, nur" —

„Sage mir alles ungescheut, was du auf dem Herzen hast," unterbrach ihn Fritz Alten. „Du kannst dich doch nicht beklagen, daß dir hier keine Gelegenheit zu jagen geboten wird?"

„Nein, nein!“ rief Werner aus. „Du bist auch in dieser Beziehung der liebenswürdigste Gastfreund, aber . . .“

„Welches aber?“ unterbrach ihn dieser.

„Aber meine Phantasie hatte sich das Jagdvergnügen in Südamerika noch ganz anders geträumt, viel abenteuerlicher, absonderlicher.“

„Vortrefflich!“ rief Fritz, während ein Lächeln über sein Antlitz flog:

„Da würdest du demnach bereit sein, mit mir eine Fackeljagd zu unternehmen? Ich meine nicht die gewöhnliche, bei der mit Fackeln durch den Wald gezogen wird, sondern mit der Brandfackel in einem Boote.“

Werner sprang von seinem Sitze auf, faßte die Hand des Vetters und rief mit blitzenden Augen:

„Wann wirst du mich auf diese Jagd führen?“

„In der nächsten Nacht!“ erwiderte dieser. „Ich werde den heutigen Nachmittag dazu benutzen, um alle Vorbereitungen zu treffen. Du aber setze deine Jagdgeräte in stand und bewahre unseren nächtlichen Ausflug als Geheimnis, damit wir, wenn er mißlingt., nicht zum Gespötte unserer Bekannten werden.“

Bei anbrechender Dunkelheit bestiegen sie das Boot, ein aus dem Holz des Gummibaumes gezimmertes Kanoe und ruderten stromabwärts, bis sie in den dichten Wald gelangten, der zu beiden Seiten des Stromes grünte.

Fritz schüttete Harz in die eiserne Pfanne und zündete es an; der grelle Schein desselben beleuchtete jede Stelle, auf welche er fiel, taghell.

Die Fahrt dauerte eine halbe Stunde lang, während welcher keiner ein Wort sprach.

Plötzlich wies Fritz mit der Hand nach dem rechten Ufer.

Werner blickte hin und sah hinter den Zweigen eines Baumes den Schatten eines Tieres und zwei große, runde Punkte, in denen sich das Licht der Brandfackel spiegelte.

Er legte leise das Ruder weg, hob die Flinte und schoß. Dem weithin tönenden Knalle folgte ein dumpfes Geräusch, Aufsprühen des Wassers und Aufwogen der Fluten, welche verrieten, daß ein Tier in dieselben gestürzt sei.

Fritz lenkte das Kanoe rasch und holte das Wild, das auf der Oberfläche schwamm nach ein paar Ruderschlägen ein. Es war ein großer Rehbock, den die Kugel tödlich getroffen hatte.

Sie ruderten mit ihrer Beute weiter. Bald funkelte es überall im Gebüsche auf beiden Seiten des Stromes, lauter solche leuchtende Punkte, wie des Rehbocks Augen im Scheine der Brandfackel, ehe er dem tödlichen Blei erlag.

Die meisten Tiere, welche sich den Tag über versteckt halten, suchen während der Nacht das Wasser auf. Sie durchschwimmen es, baden sich in demselben, oder kommen zur Tränke. Das ist die beste Gelegenheit, sie zu jagen. Das Licht lockt das Wild an, und verführt es, ihm zu folgen.

Wie aufregend ist eine solche Jagd in der Tropennacht! Bedauernd bemerkten die Freunde, denen die Stunden verflogen waren als wären es Minuten, daß das Schwinden des Vorrats an Holz und Harz zur Rückkehr mahnte.

Da traf das Rauschen und Brausen eines Wasserfalls ihr Ohr.

„Wir müssen sofort umkehren!“ schrie Fritz. Der Schein der Brandfackel zeigte ihnen, daß ein paar hundert Meter von der Stelle entfernt, wo das Kanoe schwamm, mächtige Felsen aufragten. Dort stauten sich die Wasser. Die Klippen verengten das Strombett und ließen nur eine schmale Rinne frei, durch welche dann die schäumenden Wellen in die Tiefe stürzten.

„Wehe uns!“ rief Fritz, „wenn unser Boot in die Strömung gerät und in den Wasserfall gerissen wird!“

Er stieß das Ruder gegen das Ufer und stemmte sich dagegen, um das Boot zu drehen und in eine andere Richtung zu bringen. Werner that das gleiche.

Während beide sich mit dem Umwenden ihres Fahrzeuges abmühten, achteten sie wenig auf ein starkes Knistern, das in dem Buschwerke des Ufers sich hören ließ, an dem sie hart vorbeiruderten. Es wurden dort Tritte laut, und ein riesiges Tier schien sich, Dickicht und Gehölze durchbrechend, dem Strome zu nähern.

Werner schaute jetzt hin und sah, daß die Hirsche und anderes Wild, die angelockt vom Scheine der Brandfackel am Ufer bisher in sie gestarrt hatten, jetzt plötzlich davonjagten.

Das riesige Tier, vor dem alles floh, und das ihn mit blitzenden Augen musterte, weckte trotzdem in Werner die Jagdlust. Er griff nach dem Gewehr, und that das so heftig, daß sein Ruder ins Wasser fiel. Alten rief:

„Schieße nicht. Du wirst dein Ziel verfehlen, denn unser Boot schwankt hin und her!“

Die Warnung kam zu spät. Der Schuß krachte, und ehe Werner erfahren konnte, ob die Kugel getroffen hatte, machte das Tier einen Satz vorwärts und sprang in das Wasser.

Es war ein Grieselbär, welcher verwundet und dadurch in Wut versetzt worden war. Jeder Jäger scheut dann vor einem Zusammentreffen mit dieser wilden Bestie zurück, denn er hat wenig Hoffnung, seinen Tatzen zu entrinnen.

„Gott im Himmel!“ schrie Fritz und ruderte aus Leibeskräften in die Mitte des Stromes, damit der Bär ihr Boot nicht erreichen konnte; dieser aber war ein prächtiger Schwimmer und so flink, daß er es bald einholte und mit seiner Nase den Kiel berührte.

In der Hast, mit welcher Alten ruderte, achtete er weniger auf das Wasser als auf das Tier, und sie gerieten in eine Strömung, die so stark war, daß das Boot sich umwendete, und ehe der Ruderer es verhindern konnte, stromabwärts trieb.

Jetzt steckte Werner in einem Abenteuer, wie er es sich gewünscht hatte, das aber gefährlicher war, als er dachte. Vor ihnen rauschte der Wasserfall. Wenn es ihnen nicht gelang, das Boot in den schmalen Wasserpfad zu lenken, so mußte es von der starken Strömung gegen die Klippen geworfen werden und zerschellen! Blieb es im rechten Fahrwasser, dann schien es für einen einzigen Ruderer fast unmöglich den Sturz in die Tiefe zu verhindern, welche jenseits der Felsen gähnte.

Und im Rücken saß ein anderer Feind, welcher nach ihrem Blute lechzte: Der Bär.

Werner Knorr war ratlos. Fritz, der mit Schrecken das langsame Verlöschen der Brandfackel sah, rief ihm zu:

„Wehre den Bären durch Kolbenschläge ab, während ich mit aller Kraft ans Ufer rudere und eine Landung versuche. Sobald wir festen Boden unter unseren Füßen haben, steht uns als einziges Mittel der Rettung, die Flucht in Aussicht.“

Während er mit aller Anstrengung das Boot wendete und den Vorderteil in die Richtung des linken Ufers brachte, schlug Werner aus Leibeskräften mit dem Kolben auf den Bären. Ein wuchtiger Hieb folgte dem andern, und jeder traf.

In diesem Augenblicke ließ ein leichtes Krachen sich hören, und Fritz schrie laut auf. Das einzige Ruder, das ihnen geblieben, war zerbrochen und der breite, schaufelartige Teil schwamm in der Flut. Jetzt mußten sie die Hoffnung, das Ufer zu erreichen, aufgeben.

„Wir sind verloren!“ sagte Fritz und suchte in der Todesangst mit dem Schaft seines zerbrochenen Ruders das Boot gegen das Land zu steuern.

Das Fahrzeug geriet wieder in die Strömung und glitt pfeilschnell gegen den Wasserfall!



Der grelle Schein leuchtete taghell.

Während beide sich an die Seitenwände des Kanoe anklammerten, um bei dem Schwanken nicht über Bord zu fallen, hatte der Bär es erreicht, und packte es mit seinen Vordertatzen. Die Schläge, welche er von Werner auf den Kopf erhielt, hatten ihre Wirkung bereits wieder verloren.

Die schwere Last des Bären, drückte das Boot so tief in den Strom, daß es mit Wasser sich füllte, bei der plötzlichen Erschütterung floß ein Teil des brennenden Harzes aus der eisernen Pfanne und bedeckte den Boden, während die Funken nach allen Seiten sprühten.

Die Gefahr der beiden Freunde wurde immer größer, ein drittes und viertes Unglück drohte: Das Boot wird unter der Last des Bären sinken, sich mit Wasser füllen, oder durch das flammende Pech, das den Vorderteil bereits mit einer feurigen Flut bedeckte, in Brand gesteckt werden!

Da verlöschte plötzlich die Fackel, das einströmende Wasser bewahrte das Boot vor dem Verbrennen; dagegen näherte es sich immer mehr den Klippen und dem Wasserfalle.

Als es zur Stelle gelangt war, wo sich das Bett des Stromes verengte und zu beiden Seiten hohe Felsen aufragten, rief Fritz:

„Nehmen wir von einander Abschied. Der nächste Augenblick wird der letzte unseres Lebens sein!"

Werner erwiderte nichts, als:

„Gott schütze uns!"

Sie klammerten sich fest an das Boot an, und dieses schoß, von den schäumenden Wogen getragen, durch die Wasserrinne, an deren Ende die Tiefe lag.

Plötzlich bemerkten sie, daß der hintere Teil des Fahrzeuges sich hob, und das Brummen des Bären, der sich daran festhielt, verstummte.

Ein Ruck, und er war in den Wellen verschwunden.

Wer hatte sie von diesem gefährlichen Feinde befreit?

Ein Felsblock, welcher in die Wasserstraße hineinragte! Der Bär war daran hängen geblieben. Der Stoß gegen das Gestein mußte ihn verletzt haben, denn sein Geheul übertönte das Rauschen und Tosen der niederstürzenden Wogen.

Die beiden hatten aber nicht Zeit, sich länger mit dem Schicksale des Bären zu beschäftigen, denn ihr Kanoe tanzte, von einem Strudel erfaßt, auf der Oberfläche und wurde beständig im Kreise gedreht.

Dann flog es in die Tiefe.

Ein Knistern und Krachen verriet, daß es über Felsblöcke rutschte und bald hier und bald dort an eine Klippe stieß.

Es tauchte unter, und eine riesige Woge strömte darüber. In dem nächsten Augenblicke aber wurde es von derselben Welle wieder auf die Oberfläche gehoben und seitwärts geworfen.

Das geschah an einer Stelle, wo die Wasser ruhiger flossen und keine Wirbel bildeten.

Diesen kurzen, nur ein paar Sekunden dauernden Aufenthalt benutzte Fritz, um den überhängenden Ast eines Baumes zu fassen, und so ans Ufer zu springen. Werner folgte, und sie waren gerettet, während ihr Boot aufs neue von den Wellen entführt und in die Tiefe gerissen wurde.

Wo war der Bär geblieben?

Beide blickten nach allen Seiten und entdeckten endlich, daß er durch alle Strudel, von Klippe zu Klippe schwimmend, an das Ufer gelangt war. Zum Glück

war es das jenseitige, und der Sturz in den Strom, die Kolbenschläge und am meisten die blitzschnelle Fahrt über den Wasserfall, schienen seine Feindschaft und Wut soweit abgekühlt zu haben, daß er sich scheute, den Strom zu kreuzen.

Nach einer viele Stunden langen Wanderung durch Wildnis und Gestrüppe stromaufwärts, erreichten die beiden Jäger die ersten Häuser von Santa Fé beim Morgengrauen, geistig und körperlich aufs äußerste erschöpft.

Werner Knorr verlangte nach keinem weiteren Abenteuer.

Die Jagd mit der Brandfackel hatte ihm die Lust zu ähnlichen gründlich genommen.

Das Totenschiff.

Es war Mitte August 1775, als ich, der Kapitän des Walfischfängers „Unermüdlich" ein Abenteuer erlebte, das zwar unglaubwürdig erscheint, aber auf Seemannswort durchaus wahr ist!

Wir hatten schon lange Zeit Walfische gesucht, aber noch keine entdeckt. Jetzt segelten wir unterm 77. Breitengrade im höchsten Norden. Das offene Wasser wurde immer kleiner und die vom Schiffer so gefürchteten Eisberge kamen immer näher. Meilenweit erstreckte sich das Eis, aus dem mächtige Gipfel hervorragten, so hoch, daß von ihrer Spitze betrachtet, unser Schiff nicht größer wie eine winzige Maus erscheinen mußte.

Die Kälte war arg und alles in leichten Dunst gehüllt. Es war ein unbeschreiblich herrliches Bild; der Himmel leuchtete im tiefen Rot, während die Eisberge bald einen weißgrünen Schimmer zeigten und bald wieder rosig aufflammten. Allmälig verblaßte das Rot am Himmel und verwandelte sich in ein durchsichtiges Blau.

So recht von Herzen konnte ich mich aber nicht über die wunderschöne Eislandschaft freuen, da mich die Sorge um die Zukunft quälte.

Weh uns, wenn Windstille eintrat, dreimal weh, wenn ein Sturm losbrach!

Rasch änderte sich das Wetter. Der Dunst verdichtete sich; ein dichter Nebel hüllte die ganze Gegend ein. Jetzt fing ein Schneegestöber an, das stetig zunahm. Der Sturm packte Segel und Masten und tobte im Meere, und das schlimmste war: Das Krachen des Eises wurde immer vernehmlicher. Wir kamen also den Eisbergen näher, und wenn wir zwischen sie gerieten, dann waren wir verloren. Die gewaltigen Massen konnten in einer Sekunde unser Schiff völlig zerdrücken.

Sehen konnten wir wegen Nebel und Schnee die Eisberge nicht, aber wir hörten, wie sie sich bewegten, ununterbrochen erscholl dumpfes Donnern rings um. Dazu gesellte sich die Angst. Fuhren wir noch im offenen Wasser oder eingeschlossen zwischen Treibeis, ohne Aussicht, uns frei machen zu können und den mächtigen Gebilden zu entfliehen?

So verbrachten wir in Sorge die ganze Nacht. Am Morgen war meine erste Arbeit, den „Unermüdlich" zu untersuchen, und ich entdeckte zu meiner Freude, daß er keinen Schaden gelitten hatte, trotz der Eisschollen, mit denen wir, wie wir gehört und gefühlt hatten, zusammengestoßen waren.

Die Eisberge, welche am Abend noch wie ein undurchdringlicher Wall aufragten, waren geborsten und vom Meere auseinander getrieben worden. Dadurch hatte sich eine breite Rinne gebildet, durch welche wir die offene See hoffentlich erreichen konnten.

Wir steuerten bei klarem Himmel und im glitzernden Sonnenschein südwärts und fuhren in dem Kanal zwischen den hohen Eisbergen, bis wir an eine Biegung gelangten.

Wie eine Gebirgskette türmten sich hier hinter den ersten Eisbergen andere auf, hinter den zweiten zeigte sich eine dritte Reihe und so fort, soweit das Auge sehen konnte.

Der Steuermann sagte leise zu mir: „Helfe uns der Himmel! Ich fürchte, daß die Rinne jetzt aufhört und der Ausgang nach dem offenen Meer uns verschlossen ist."

Ich packte ihn statt hierauf zu antworten am Arm: „Was ist das dort unten? Sieh hin, das sieht ja fast so aus wie die äußersten Spitzen von Masten eines Schiffes. Sollte hierher ein Schiff gekommen sein? Jetzt bewegen sich die Spitzen."



Wir fuhren zwischen Eisbergen.

„Es steuert vorwärts."

Wir blickten starr nach den Punkten, die wie Nadelspitzen aussahen, und die wir für die Masten des fremden Schiffes hielten. Ich befahl, daß ein paar Matrosen den Fockmast besteigen sollten.

Der erste, der ihn erkletterte, schrie:

„Es ist eine Brigg, die vor uns in die See steuert!"

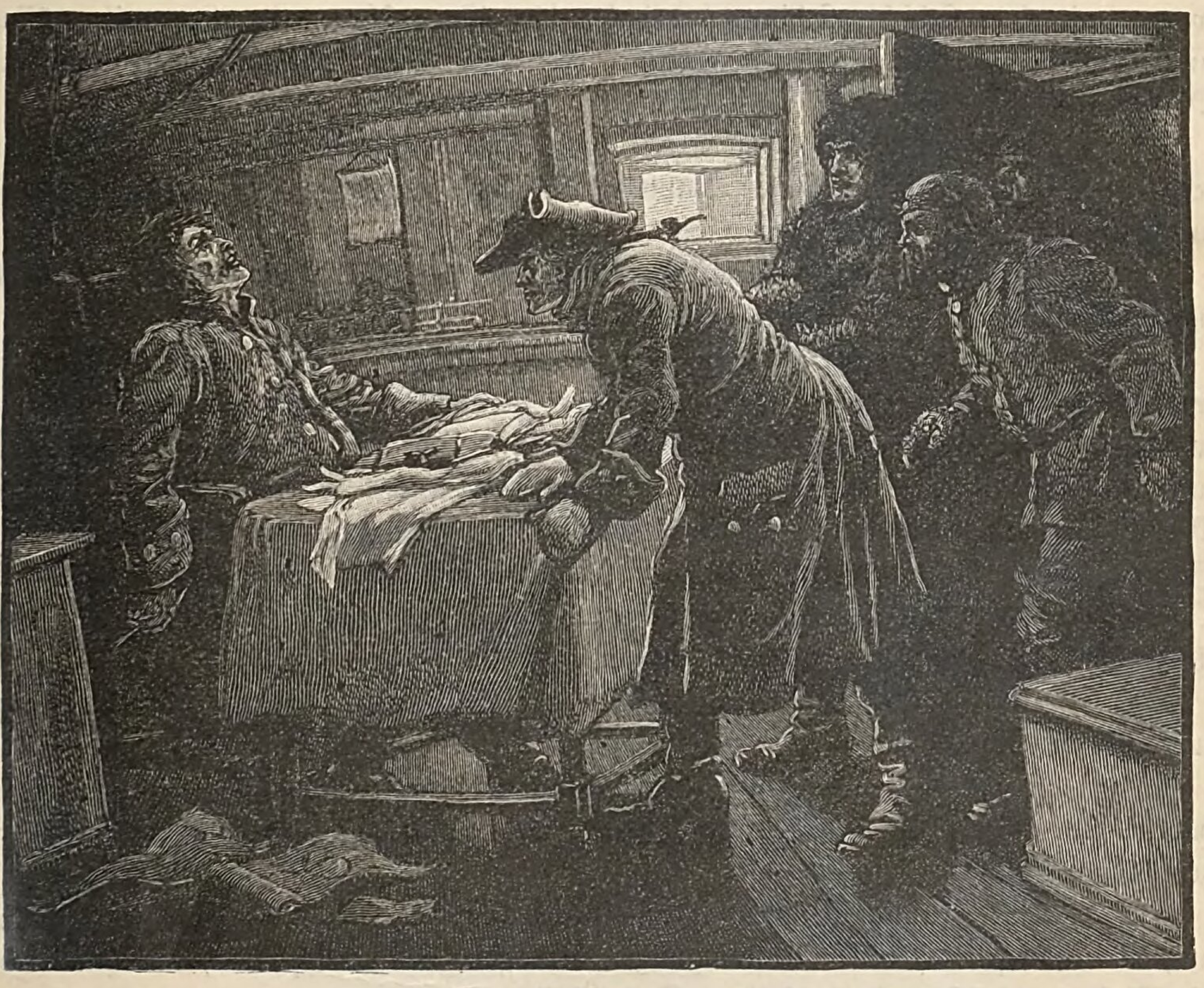
Wie in aller Welt kam die Brigg hierher, wo gestern noch an derselben Stelle festes, undurchdringliches Eis gewesen war? Ich konnte nicht begreifen,

warum wir das Schiff nicht früher gesehen hatten, und wie es möglich war, daß es an uns vorbei früher in den Kanal segelte.

Wir spannten alle Kräfte an, um die Brigg einzuholen, was uns rascher gelang, als wir erwartet hatten. Sie fuhr nur sehr langsam, und schließlich blieb sie auf einer Eisbank fest sitzen. Auch an Bord des Schiffes schien nicht alles in Ordnung zu sein, denn das Takelwerk war zerrissen, die Segel flatterten lose, und jeder Windstoß machte die Brigg schwanken. Augenscheinlich wurde sie nicht gesteuert!

Ich ließ ein Boot aussetzen, bestieg es mit sechs Männern und ruderte auf das Schiff zu.

Ich staunte. Es war kein Schiff mehr, sondern ein Wrack, aber ein solches Wrack hatte ich noch niemals gesehen! Eine dicke Eiskruste hatte sich rings um sie gebildet, auf dem Deck lagen Schneehaufen, und die Raaen und Masten waren stark vereist.



Ich stand vor einer Leiche.

Ich schrie: „Ahoi, Ahoi, Glorianne!"

So war der Name der Brigg, den ich in halbvereisten Buchstaben am Hinterteil gelesen hatte.

Niemand antwortete. Ich rief wieder und wieder; es kam keine Antwort. „Da ist keine lebende Seele mehr an Bord," sagten meine Matrosen, und

ich war auch ihrer Meinung, sah aber doch durch die Luke in die Kapitäns-Kajüte und fuhr überrascht zurück.

In der Kajüte saß ein Mann vor einem Tisch, auf dem Papiere, Seekarten und Schreibzeug waren; er lehnte in seinem Stuhl, als dächte er nach. Auf mein lautes: „Ahoi!" erwiderte er nichts. Seine Gedanken waren ihm also wichtiger, als die sonst im hohen Norden stets freudig begrüßte Begegnung mit Menschen.

Mein Erstaunen wuchs. Ich stieg auf das Deck und watete, von meiner Begleitung gefolgt durch den fußhohen Schnee bis zur Kajütenthüre. Ein dumpfer, modriger Geruch wehte uns entgegen, und ein Schauder durchzuckte mich, als ich die Thüre aufriß.

Der Mann im Lehnstuhl hatte seine Stellung nicht verändert. Ich schritt auf ihn zu, begrüßte ihn höflich als Kapitän und bot ihm meine Hülfe an. Keine Antwort. Nun sah ich ihm scharf ins Gesicht.

Ich stand vor einer — Leiche! Seine gefrorenen Wangen und Stirn waren mit einer Schichte Schimmel bedeckt, die eisigen Augen starrten weit geöffnet und seine Hand, die schlaff herabhing, hielt eine Feder, welche angefroren war. Vor ihm lag ein Logbuch.

Ich neigte mich darüber und las: „Am 11. November 1762. Wir stecken seit 17 Tagen im Eis. Unser Kapitän versuchte vergebens das verlöschte Feuer anzuzünden. Meine Frau starb . . ."

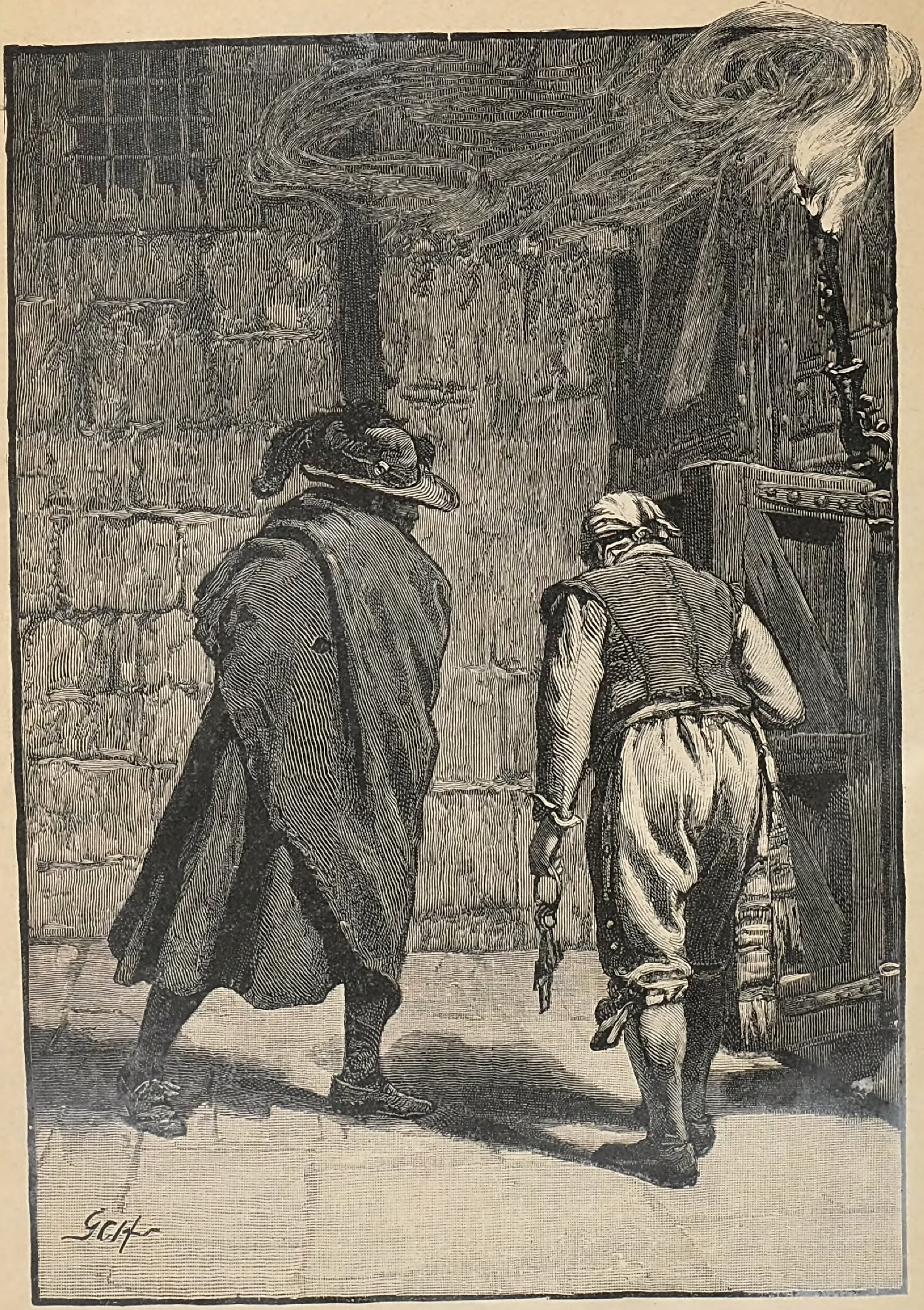
Hier brach der Bericht ab. Vielleicht war die Dinte gefroren, vielleicht hatte die eisige Kälte den Schreiber gelähmt.

Ich nahm das Buch mit, um es den Besitzern des Schiffes zu bringen, und wir stürzten aus der Kajüte. In dem Raume gegenüber lag der Leichnam einer Frau in einem Bette, und auf dem Fußboden saß ein Mann, der in seinen Händen Stahl und Feuerstein hielt und sich darüber neigte, als wollte er eben Funken schlagen. Der Zunder lag neben ihm. Er selbst war zu Eis erstarrt und hielt nun seit dreizehn Jahren den Stahl zum Schlage auf den Feuerstein erhoben. Wir eilten weiter. Im Vorderteil lagen sechs Matrosen tot in ihren Kojen, den wandschrankähnlichen Schlafstellen und unter der Treppe ein Schiffsjunge.

Überall die eisige Ruhe des Todes! Auch wir verließen ohne ein Wort zu sagen die Brigg.

So würde unser Schiff nach wenigen qualvoll verlebten Wochen ausgesehen haben, wenn wir vom Treibeis festgehalten und dann von den Eisbergen verschont geblieben wären.

Das grausige Bild wich uns nicht aus der Seele, und wir atmeten erst auf, als endlich nach vielen Anstrengungen die offene See erreicht war, und hinter uns die Eisberge verschwanden mit dem Totenschiffe „Glorianne".



Der Pförtner öffnete das Thor.

Ein waghalsiger Ritt.

Im größten der fünf Hauptmeere der Erde, dem Großen Ozean, dieser Wasserfläche von 160 Millionen Quadratkilometern, mehr als einem Drittel der Oberfläche unserer Erde, liegt die Gruppe der Sandwichs-Inseln. Sie wurden von ihrem Entdecker, im Jahre 1778, dem Seefahrer James Cook, zu Ehren des englischen Admirals Sandwich, so genannt.

Die größte dieser Inseln, Hawai oder Owaiti, ist von mächtigen, oft 4000 Meter hohen Bergen durchzogen und an den Küsten ragen Klippen auf, über welche die aus dem Innern der Insel strömenden Wasser in gewaltigen Fällen niederrauschen. Hawai ist nicht allein mit üppigem Pflanzenwachstum gesegnet, sondern auch reich an Wasser, das in Gestalt von zahllosen Flüssen, Wildbächen und kleinen Seen auftritt.

Wenn diese Gewässer durch Regengüsse angeschwollen sind und, in reißende Sturzbäche verwandelt nach der Meeresküste rinnen, dann überschwemmen sie das ganze Land und unterbrechen jeden Verkehr der Hafenstadt mit dem Innern der Insel.

Noch gefährlicher aber wird das Reisen in Hawai, wenn ein Orkan die Meeresfluten aufwühlt und gegen die Klippen treibt; dann begegnen sich in den Buchten zwei gewaltige Strömungen und branden an einander, die Wogen des Großen Ozeans und die zahlreichen Wildbäche, welche aus dem Innern der Insel niedertosen. Das Meer ist stets mächtiger und drängt das süße Gewässer in sein Bett bis tief in das Land zurück; und dort stauen sich Wogen und Sturzbäche und schäumen übers Festland, welches sie in einen einzigen See verwandeln.

Wehe dem Reisenden, welcher, im Innern der Insel weilend, vom Unwetter überrascht wird und den Ritt nach der Küste zurück eher unternimmt, als die Fluten verronnen und das Meer an der Küste wieder „still" geworden ist!

Eine Weltreisende, welche das Festland Australien und den Hawaischen Archipel besucht und dort Land und Leute kennen gelernt hat, schilderte einen solchen waghalsigen Ritt in umgekehrter Richtung, wie folgt.

„Ich hatte in der Hafenstadt von Hawai eine Eingeborene in meine Dienste genommen, welche Deborah hieß. Sie war eine jugendliche malaische Schönheit.

Die Hautfarbe schimmerte braun wie reife Kastanien, das grobe Haar schwarz wie Ebenholz und ihre Augen waren weit geschlitzt; körperliche Eigenschaften, welche die Verwandtschaft ihrer Rasse mit den Mongolen beweisen.

Das auffallendste an ihrer Haut war, daß sie bald dunkel bald heller gefärbt, wie schattiert erschien und außerdem mit allerlei Figuren verziert, tätowiert[1]) war.

Während die Indianer Nordamerika's nur einige Glieder des Körpers, besonders die Oberarme und Beine, tätowieren, sah ich, daß die Bewohner des „Insellandes" Polynesiens sich mit Vorliebe, Gesicht, Brust und Schultern verzierten.

Eines Morgens erschien Deborah und bat mich inständig, sie auf ein paar Tage zu ihrem Gatten im Innern der Insel reisen zu lassen, mit dem sie kurz vor ihrem Eintritt in meinen Dienst sich verheiratet hatte.

„Ich sehne mich so nach ihm."

„Wer wird dich begleiten?" fragte ich.

„Kaluna!" erwiderte sie.

„Und das ist?"

„Ein Nachbar in unserem Dorfe, welchen die Mutter nach mir gesandt hat," gab sie zur Antwort. „Ich werde nur ein paar Tage weg bleiben."

Mir blitzte der Gedanke durch den Kopf: „Jetzt hast du die beste Gelegenheit, das Innere von Hawai kennen zu lernen. Zwei Eingeborene werden dich begleiten und die Mutter Deborahs kann dich aufnehmen."

„Ich werde dich begleiten!" sagte ich zu ihr; „Kaluna soll für uns ein paar tüchtige Pferde bereit halten."

Deborah sprang und gebärdete sich wie ein Kind, dem ein ersehntes Spielzeug bescheert wird.

Mit den Reisevorbereitungen war ich bald fertig. „Kaluna erwartet uns unterwegs," meldete mir Deborah, und so ritten wir in bester Stimmung vorwärts.

Wir hatten kaum die Stadt verlassen und unsere Pferde auf die einzige Straße, welche das Innere der Insel durchzog, gelenkt, so fiel mir auf, daß uns nirgends Menschen begegneten. Sonst ist sie von Eingeborenen und Fremden stark belebt und jetzt glich sie einer Wüste, aus welcher alle lebenden Wesen entflohen waren. Ich wurde nachdenklich, aber Deborah lachte und scherzte mir alle Bedenken weg.

Wir mußten nun einen Fluß kreuzen. Die Strömung war schon in dieser ersten Furt sehr stark. Hier trafen wir Kaluna, der eifrig mit einem Eingeborenen sprach. Beide sahen öfters nach dem Himmel. Er rief uns zu, daß er „gleich" mit seiner Unterhaltung fertig sein würde.

„Solche Unterredungen zwischen Eingeborenen dauern stets lange, wir können auf ihn nicht warten," erklärte Deborah. „Die nächste Furt ist schlimm."

Ich sah sie ernst an.

„Aber dann ist der Weg gut," setzte sie hastig hinzu. Sie hatte offenbar die größte Sehnsucht nach ihrem Gatten und ihrer Mutter, die in demselben Dorfe wohnten, und bei mir siegte die Wißbegierde, das Innere des Landes kennen zu lernen.

---

[1]) Dieses Tätowieren geschieht durch Punkte oder Einschnitte in die Haut, deren wunde Stellen dann mit unverlöschbaren Farben eingerieben werden. Sie bleiben auch nach der Vernarbung, für immer unverändert.

Je weiter wir von der Küste uns entfernten, desto lauter wurde das Tosen und Brausen der Wasser, welche rechts und links von unserem Wege zum Meere strömten. Bald stiegen mächtige Felswände auf, zwischen welchen die Straße in vielen Windungen hinzog.

Jetzt tobte und rauschte es nicht allein neben uns, sondern auch über unseren Häuptern, bald schäumte ein Wildbach aus dem Gestein, welcher unseren Weg überflutete, und bald hemmten wieder angeschwemmte Baumstämme das Vorwärtskommen.

Unsere Pferde mußten oft Stromschnellen durchschreiten und wateten bis zur Brust im Wasser. Da sie den Boden nicht mehr sahen, wurde ihr Tritt unsicher und sie stolperten über in den Fluten verborgene Steine.

Plötzlich zügelte Kaluna, der uns eingeholt hatte, sein Roß und hielt still:

„Wir wollen hier warten, bis die Flut verlaufen ist," sagte er und wies nach einem moosbedeckten Felsblock, der aus dem Wasser ragte und einen ebenso sicheren als bequemen Rastplatz bot.

„Nein, nein!" rief Deborah erregt und schaute zornig auf den Jüngling. „Der Regen hat nicht aufgehört und darum wird das Wasser noch steigen. Morgen ist vielleicht das Weiterreiten unmöglich geworden!"

Dann wandte sie sich zu mir und sagte in entschlossenem Tone:

„Kaluna ist ein Feigling. Ich kenne den Weg ebenso genau, wie er. Ich werde dich führen, Herrin!"

Ohne auf meine Antwort zu warten, stieß sie ihren Stab mit der eisernen Spitze dem Pferde in die Flanken und sprengte vorwärts.

Kaluna rief uns nach:

„Ich komme mit und geleite euch über den Wasserfall."

Das Wort „Wasserfall" erschreckte mich und ich rief: „Deborah, Deborah!"

Diese aber hörte mich nicht, da das Rauschen des Stromes den Ton meiner Stimme verschlang.

Während ich am Straßendamm stillhielt, sah ich mit Schaudern, daß die Fluten ihr Bett verließen und, hundert Meter vor mir, unseren Weg überschwemmten.

Deborah ritt trotzdem vorwärts; ihr Pferd schwamm, als es den Boden unter den Füßen verloren hatte, durch das Wasser. Es hatte bereits das jenseitige Ufer, wo die Straße wieder trocken war, erreicht, da stolperte es, fiel zurück und tauchte unter.

Ich hörte den Schrei, welchen Deborah ausstieß und glaubte sie verloren.

Das starke und gewandte Tier aber arbeitete sich wieder an die Oberfläche empor und trug seine Reiterin, welche sich fest im Sattel gehalten hatte, ans Land.

Was blieb mir übrig, als Deborah zu folgen!

Ich trieb mein Pferd, das nicht so kräftig gebaut war, als das ihrige, mit Sporen und Peitsche an und sprengte in die Flut, deren Schaum mir ins Gesicht sprühte; meine Augen waren starr auf die Straße gerichtet, welche jenseits des Stromes wieder aus dem Wasser auftauchte, und ich hielt mein Pferd in grader Richtung auf sie zu.

So gelang es mir, ohne daß mein Tier an Steine oder Baumstämme stieß, hindurch zu schwimmen; wenn es erlahmte oder den erhobenen Kopf sinken ließ, stieß ich die Sporen in seine Weichen und gelangte so glücklich aufs trockene Land. Dort erwartete mich Deborah.

Der Regen, welcher in schweren Tropfen vom Himmel rieselte, hinderte jeden Blick nach vorwärts, so daß wir ahnungslos uns der Brücke aus Basaltsteinen näherten, welche über einen der vielen Ströme gebaut war. Wir wollten sie eben überschreiten, da tauchte ein Eingeborener aus einer Schlucht neben der Straße auf und rief uns, heftig Arme und Kopf bewegend einige Worte zu. Ich verstand sie nicht, aber Deborah packte mein Pferd am Zügel und riß es zurück.

Jetzt erst bemerkte ich, daß die Hochflut alle Pfeiler zertrümmert und die Brücke zerstört hatte. Ein Schritt weiter und ich wäre in die tosende Flut gestürzt.

Ehe ich Zeit fand, über die Gefahr, welcher ich glücklich entronnen war, nachzudenken, lenkte Deborah mein Pferd zu einer tiefer liegenden Stelle des Ufers, wo sich zwischen hochaufragenden Klippen eine Furt gebildet hatte; hier war das Übersetzen des Stromes weniger beschwerlich und gefahrdrohend.

Ich sagte zu Deborah:

„Der Mann, welcher uns auf die eingestürzte Brücke aufmerksam gemacht hat, soll uns führen. Wo ist er?"

Er war ebenso plötzlich verschwunden, wie er auftauchte, und es berührte mich peinlich, daß ich meinem Lebensretter nicht danken konnte.

Jenseits des Flusses zog die Straße steil einen Berg aufwärts. Als wir den Gipfel desselben erreicht hatten, bot sich uns ein Bild der unbeschreiblichsten Verwüstung dar. Der Regen hatte aufgehört und wir konnten Umschau halten.

So weit das Auge blickte, dehnte sich eine dunkelfarbige, schäumende und brandende Wasserflut aus, ein riesiger See, der bis an die Küste hinfloß und dort seine schmutziggrauen Wellen mit den blauen Wogen des Stillen Meeres vereinigte.

Obwohl ich viele Stunden weit vom Großen Ozean entfernt war, glaubte ich doch, daß dessen Gewässer den Felsen, auf dem ich stand, bespülten. Alles Land zwischen dieser Stelle und dem Meere war verschwunden, und darüber trieben endlose Fluten.

Hier und dort ragte der Giebel eines Hauses, oder die Wipfel eines Waldes aus dem See; das waren die letzten, traurigen Zeugen, daß Menschen hier gewohnt und üppige Pflanzungen gegrünt hatten.

In nebelgrauer Ferne schimmerten die Dächer und der Turm des Dorfes welches das Ziel unserer Reise bildete.

Wie sollten wir dorthin gelangen? Ein Boot wäre das geeignetste Beförderungsmittel gewesen; das fehlte uns aber in dieser Wasserwüste, und es blieb nichts übrig, als sie auf unseren Pferden zu durchkreuzen.

In einem Anfalle von Mutlosigkeit sagte ich, die Augen starr auf die endlose Wasserfläche zu meinen Füßen heftend:

„Wir werden umkehren! Ich reite nicht weiter."

„Wir können nicht mehr zurück," erwiderte Deborah. „Die Straße ist bereits überschwemmt und zerstört. Der Boden, auf welchem wir weiterreiten werden, ist felsig und darum keine Gefahr, daß wir in Schlamm oder Gruben versinken. Das wäre sicher unser Loos, wenn wir wagten, auf unserem Wege zur Stadt zurückzureiten."

Zu meiner Enttäuschung bemerkte ich, daß der Ledersack voll Lebensmitteln, welchen ich hinter meinem Sattel festgeschnallt hatte, verloren gegangen war; wir hätten verhungern müssen.



Kaluna riß das Pferd vorwärts.

Ich überlegte. Deborah aber hatte keine Ruhe und trieb ihr Pferd vorwärts, so daß auch ich Herrin meiner Verzagtheit wurde und, mich beherrschend, ihr folgte. Ich durfte auf mein Tier vertrauen, denn es trug Hufeisen, während das meiner Begleiterin unbeschlagen war und den Gang über den felsigen Boden weniger sicher machen konnte.

Bald gerieten wir so tief ins Wasser, daß nur der Kopf unserer Pferde und unser Oberkörper heraus ragten. Zu diesem Ungemach gesellte sich noch die Furcht vor dem entsetzlichen Rauschen und Getöse der Wellen, die auf und nieder brandeten. Obwohl wir hinter einander ritten und unsere Tiere sich fast berührten, konnte keine hören, was die andere sprach.

Alle Worte, welche Deborah mir von Zeit zu Zeit zuschrie, verhallten und erst später erfuhr ich, daß das tapfere Mädchen mir „Mut, Mut!" zurief und nur eine Sorge hatte:

„Meine gute Herrin wird ins Wasser stürzen!"

Jetzt erst kam ich zur klaren Einsicht, wie tollkühn unser Ritt durch das überschwemmte Land war, und er wurde immer gefahrvoller, je näher wir den Klippen des Ufers kamen.

Dort hörten wir ein Brausen und Branden, welches ich nur einmal in meinem Leben am Gestade des Niagarafalles, dem Verbindungsstrome zwischen dem Erie- und Ontariosee, vernommen hatte.

Ich zitterte am ganzen Körper, meine Zähne klapperten und ein kalter Schauer schüttelte mich beim Anblick der Meeresflut, die plötzlich durch die Riffe und Klippenpässe hereinströmte.

Wir mußten befürchten, daß eine salzige Woge uns erfaßte und in den Ozean entführte. Dem zu entrinnen war nur möglich, wenn wir hinter die Klippen uns retteten und sie als Damm benutzten.

Deborah, welche mein Erschrecken und Zaudern bemerkte, lenkte ihr Pferd knapp an meine Seite und rief so laut sie konnte:

„Durchreiten, durchreiten! Wenn das Pferd meine Herrin abwirft, werde ich untertauchen und die Herrin retten. Ich kann schwimmen wie ein Fisch!"

Ich mußte trotz meiner Todesangst lächeln, denn der Gedanke, daß dieses Geschöpf vom zartesten Körperbau mich retten wollte, erschien mir fast spaßhaft.

Die Gefahr aber, in der wir uns befanden, stimmte mich bald wieder ernst.

Eine riesige Brandung faßte das Pferd, welches Deborah ritt und drehte es im Wirbel, daß es weder die Füße bewegen, noch rückwärts oder vorwärts schwimmen konnte.

Das Mädchen wurde sterbensbleich und klammerte sich mit beiden Händen an den Hals des Tieres, das vergebens gegen die Wut des Elementes kämpfte.

Jetzt fand ich die Geistesgegenwart und den Mut wieder und riß am Zügel meines Pferdes, daß es seine Flanke der Strömung ab und die Brust gegen das linke Ufer wenden mußte.

So gelang es mir, der Strömung, in welche Deborah geraten war, auszuweichen und in ein ruhigeres Wasser zu kommen.

Nachdem ich glücklich darin schwamm, rief ich Deborah zu:

„Wirf deinen Zügel herüber!"

Sie that dies mit einem so glücklichen Wurfe, daß ich ihn sofort fassen und ihr Pferd, dessen Kräfte bereits erlahmten, aus dem Wirbel zerren konnte.

Zu meiner Freude faßten unsere Tiere Boden und konnten auf dem felsigen Grunde vorwärts gehen.

Das schwierigste stand uns aber noch bevor, denn wir mußten über einen Wasserfall reiten.

Vier bis fünf wie Riffe aufragende Felsen bildeten hier einen Engpaß, der, an Klüften und riesigen Steinblöcken vorbei, nach der Hafenstadt führte.

Freunde von mir, waren durch ihn vor wenigen Wochen geritten und hatten sich an der ergreifenden Schönheit dieses Bildes der Alpenwelt ergötzt. Jetzt strömten hier die Gebirgswasser; sie stürzten von Fels zu Fels und stauten sich am Fuße zu kleinen Seen, welche austretend auf die tiefer liegenden Gesteine flossen und wieder neue Fälle bildeten.

Ab und zu erhob sich ein Felsblock aus der Flut, an welchen dann die Sturzwellen tosend und rauschend anbrandeten.

Ich stand ratlos vor diesem Wasserfall und auch Deborah verriet in Miene und Haltung, daß sie jede Hoffnung auf weiteres Vorwärtskommen aufgegeben hatte.

In dieser Not gellte ein lauter Schrei an mein Ohr, und hinter uns tauchte Kaluna, an dessen Seite ein alter Malaie ritt, auf.

Sobald beide uns erreicht hatten, sprangen sie ins Wasser und wateten in der Mitte der Flut; von Klippe zu Klippe, von Felsblock zu Felsblock springend, schienen sie in ihrem Elemente zu sein.

Der Malaie löste den Lasso, ein langes, an dem einen Ende mit einer Kugel versehenes Seil, vom nackten Leibe und warf es um den Hals des Pferdes, auf dem Deborah ritt.

Während sein Gefährte, auf einen starken Baumast gestützt, einige Schritte voraus ging, führte Kaluna das Tier behutsam über Stein und Klippe und riß es, so oft es stolperte oder in eine Strömung geriet, vorwärts.

Dann warf er den Lasso dem alten Malaien zu und befestigte ein anderes Seil am Zaume meines Pferdes, während ich es, fest im Sattel sitzend, antrieb.

Es sprang von Felsblock zu Felsblock und die aufsprühende Flut bedeckte mich mit Schaum; so ging es eine volle Viertelstunde lang durch Flut und Brandung und meine Helfer standen bis über die Hüften im Wasser.

Der Engpaß war endlich überschritten und wir erreichten den Ausgang der Felsschlucht, ohne daß uns ein weiterer Unfall zugestoßen wäre; das verdankten wir nur der Kraft und Geschicklichkeit Kaluna's und seines Gefährten, welche beherzt und unermüdlich alle Gefahren überwanden.

Das hübsche Gesichtchen Deborah's leuchtete wie von Sonnenschein übergossen, als sie ihr Heimatsdorf erblickte und unsere Rosse wieder auf festem Boden trabten; sie jubelte und lachte mit ihren Stammesgenossen und schien, als ein echtes Naturkind, die Todesgefahr, der sie eben entronnen war, vergessen zu haben.

Ich wartete im Dorfe gutes Wetter und die Wiederherstellung der Straßen ab und machte Streifzüge in die Umgebung.

„Ihre Reise durch das überschwemmte Land war ein Wagnis, welches in hundert Fällen mißglückt," sagte mir ein europäischer Reisender, der mich in der Hafenstadt, wenige Stunden nach unserer Rückkehr, besuchte. „Es ist ein wahres Wunder, daß Sie über den Wasserfall gelangten!"

Ich stimmte ihm bei und denke bis zur Stunde mit Schaudern an diesen waghalsigen Ritt.

Eine Büffeljagd.

Der heißeste Teil der Insel Ceylon ist eine Heimstätte für Büffel. Dort leben sie in zahllosen Herden, fast wie Amphibien auf sumpfigen Ebenen und in den Buchten des Meeres. Es giebt kaum einen häßlicheren, Schrecken erregenderen Vierfüßler, als den Büffel, welcher die Größe eines riesigen Ochsen hat und dessen Fell fast haarlos und wie aus Kautschuk gefertigt erscheint. Da er den Kopf, mit den nach hinten stehenden Hörnern stets hoch trägt, so gelingt es dem Jäger selten seine Stirn zu treffen. Eine Anzahl Kugeln, die seinen Leib durchlöchern, schaden ihm wenig, während ein Schuß in die Stirn oder zwischen die Schultern im stande ist, ihn augenblicklich zu töten. Wehe dem unglücklichen Jäger, der ihn nicht getroffen oder nur leicht verwundet hat! . . Das wütend gewordene Tier stürzt sich auf ihn, stößt ihn mit den Hörnern zu Boden und trampelt ihn zu Tode.

Die Büffeljagd ist darum immer ein gefährliches Wagnis, und wird es um so mehr, wenn man dem Wilde auf freier, baumloser Ebene begegnet, wo ein Verstecken hinter Sträuchern oder das Erklettern eines Baumes nicht möglich ist. Da heißt es: entweder den Büffel töten oder von ihm getötet werden!

Dieser hat eine bestimmte List, durch welche er den unvorsichtigen Jäger geradezu ins Verderben lockt; sie besteht darin, daß er feig zurückweicht und seinen Gegner zur Verfolgung reizt; wenn dieser ihm nachläuft und dabei die Deckung oder Abwehr vergißt, so bleibt das Tier plötzlich stehen und wird, ehe sein Opfer zur Besinnung kommt, der Angreifer!

Ein solches Abenteuer mit einem Büffel erlebte der Reisende Samuel Baker während seines Aufenthaltes auf der Insel Ceylon.

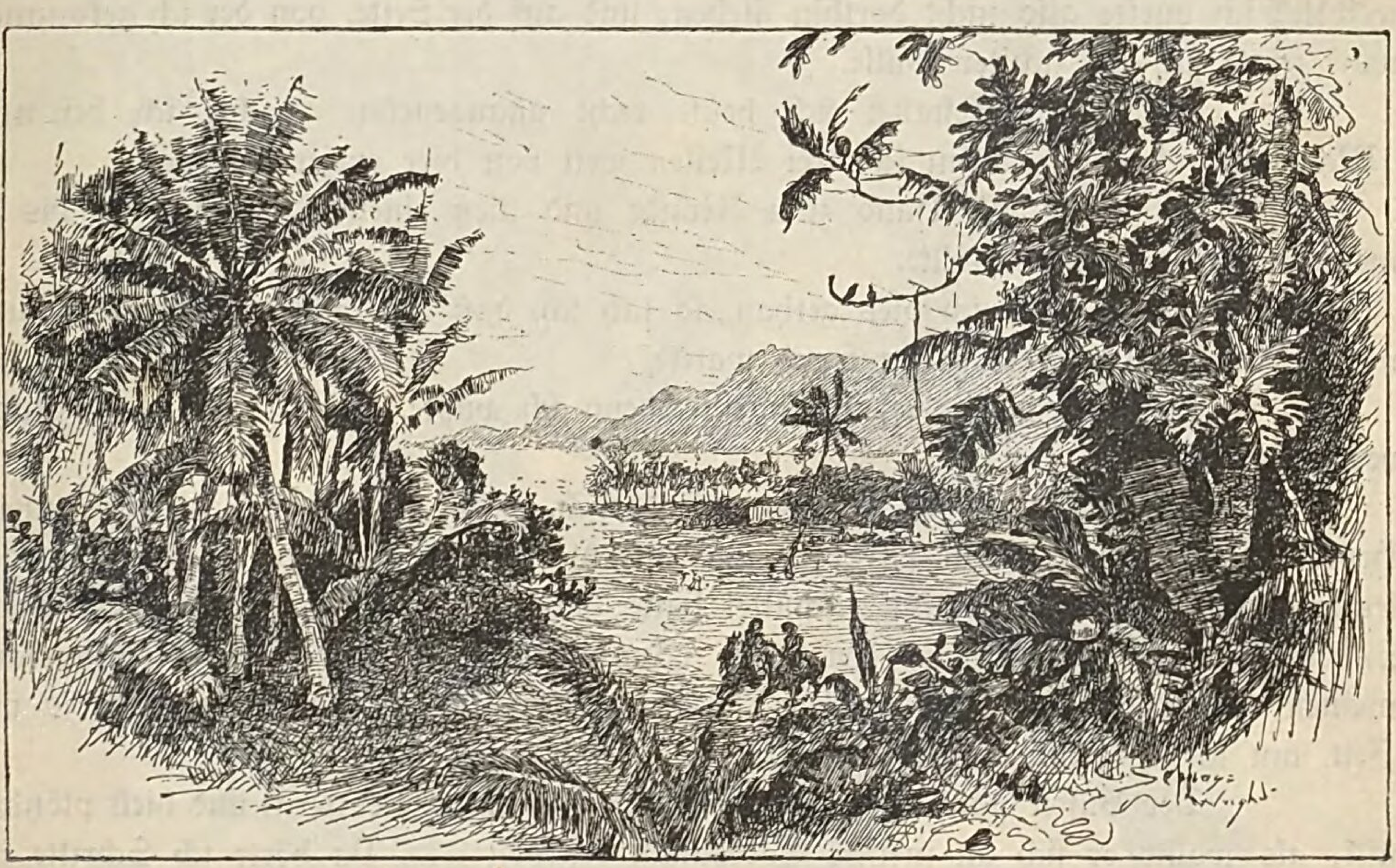
„Wir, mein Bruder und ich," so erzählte er, „hatten uns eines Morgens aufgemacht, um in den sumpfigen Steppen des längs der Küste hinziehenden Tieflandes zu jagen; wir waren von einem Dutzend Eingeborenen begleitet, welche vor unseren Pferden einherschreitend, mit ihren Äxten uns einen Pfad durch Gestrüppe und Röhricht bahnten. Die Steppe, durch welche wir einen halben Tag lang ritten, glich einer unabsehbaren Wiese, an deren Saume riesengroße Bäume ragten, und in der Ferne

schimmerten die blauen Fluten des Meeres. Wir gelangten am späten Nachmittage an das Gestade, an dessen Buchten, wie uns die Eingeborenen versicherten, Geflügel und Wild aller Art sich aufhielt.

Die Jagdlust bewog mich und meinen Bruder vorauszueilen, und in der Hast, mit der wir uns von den Begleitern und Rossen entfernten, vergaßen wir Waffen und ausreichenden Schießbedarf mitzunehmen. Jeder trug nur eine kurze, einläufige Flinte im Arme, und als ich in meine Jagdtasche blickte, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß ich keine Kugeln mehr hatte.

„Wir wollen hier auf unsere Diener warten," sagte ich zu meinem Bruder. „Ohne genügende Bewaffnung auf die Jagd zu gehen, ist unklug."

Nachdem wir eine halbe Stunde vergebens gewartet hatten, trieben uns Ungeduld und die Befürchtung, daß wir ohne Beute heimkehren müßten, dennoch vorwärts und wir erreichten ein mit Buschwerk und Gestrüpp bedecktes Land, das sich schmal und einer Zunge ähnlich in das Meer hinein erstreckte.



Wir erreichten ein mit Buschwerk und Gestrüpp bedecktes Land.

Wir hatten uns kaum einen Weg in dessen Mitte gebahnt, so wurde es ringsum lebendig, Schlangen ringelten sich aller zwanzig bis dreißig Schritte in die Höhe, und aus dem Rohr schwirrten Schwärme von Enten und anderen Sumpfvögeln auf. Auch die bedeutendsten Bewohner der Ebene kamen zum Vorschein. Eine Herde Büffel, die unsere Annäherung aus der Ruhe aufgescheucht hatte, erhob sich plötzlich.

Was blieb uns, gegenüber den nach Hunderten zählenden Tieren übrig, als die Flucht zu ergreifen. Während diese sich damit begnügten, uns anzustarren und dabei ein dumpfes Gebrüll auszustoßen, rannten sieben riesige Bullen auf uns los.

Ich hob meine Flinte und feuerte auf den, der mir am nächsten war; er

wankte und wandte sich um, und hinkte bedeutend; das verriet, daß ich ihn getroffen hatte. Statt, wie ich erwartete, in Wut zu geraten und sich auf mich zu stürzen, lief er über die Wiese, ans Ufer einer kleinen Bucht und sprang in das Wasser. Da die beiden Ufer nur etwa hundert Schritte von einander entfernt waren, wollte ich dem Büffel zuvorkommen und rannte, einen Bogen beschreibend, am Gestade entlang. Es glückte mir, einige Minuten früher, als er an das jenseitige Ufer zu kommen, und ich erwartete ihn, die schußbereite Flinte im Arm haltend.

In dem Augenblicke wo er seinen schwarzen Körper aus dem Wasser hob, drückte ich los und jubelte auf, denn ich wußte, daß meine Kugel zwischen Brust und Kehle eingedrungen war . . . Trotz dieses Meisterschußes blieb der Büffel aufrecht stehen und in seinen Augen zuckte ein wildes Feuer auf. Er senkte den Kopf und ließ ein dumpfes Brüllen hören. Aus einer Wunde, die nur ein paar Centimeter von der Stelle, auf die ich gezielt hatte entfernt war, floß ein Strom Blut und ich merkte nun, daß ich einen Schuß gethan hatte, der mir vielleicht das Leben kostete.

Hinter mir befand sich eine sumpfige Wiese, in der eine andere Büffelherde weidete; ich durfte also nicht dorthin fliehen, und auf der Seite, von der ich gekommen war, zeigte sich ein zweiter Bulle.

„Die Jagd gestaltet sich heute recht unangenehm" dachte ich bei mir. „Was gäbe ich drum, wenn ich drei Meilen weit von hier entfernt wäre."

Ich erhob die Hand zum Munde und stieß einen Pfiff aus, der bis zu meinem Bruder dringen sollte.

Kaum hatte ich dies gethan, so sah ich, daß der Büffel näher rückte und mit gesenktem Kopfe durch den Sand watete.

Ich zitterte bei diesem Angriffe, denn ich wußte, daß ich meine letzte Kugel verschossen hatte.

Die Todesnot macht aber erfinderisch. Ich riß ein Stück von meinem Hemde, ballte es zu einem Pfropfen und benutzte ihn als Ladung, nachdem ich den letzten Rest Pulver in den Lauf geschüttet hatte; statt der Kugel stopfte ich alles kleine Silbergeld, was ich hatte, in den Lauf. Zum Glücke hinderte der tiefe Meeressand meinen wütenden Gegner am raschen Vorwärtsgehen und ich gewann dadurch so viel Zeit, um meine Flinte auf die beschriebene Weise zu laden.

Der Büffel stand jetzt nur sieben Schritte von mir entfernt und hielt plötzlich still, als wollte er sich an meiner Todesangst ergötzen . . . Da hörte ich Schritte im Gebüsche und hinter mir rief eine Stimme:

„Gott sei Dank! Ich komme noch rechtzeitig dir zu Hilfe!"

Es war mein Bruder, der meinen Pfiff vernommen hatte.

Ohne ein Auge vom Büffel zu wenden oder meine Stellung zu verändern, erwiderte ich:

„Ziel' auf die Stirn des Büffels!"

Ein Schuß fiel . . . Ehe der Rauch noch verwehte, berührten schon die Hörner des Tieres meinen Flintenlauf, und ich spürte seinen heißen Atem. Die Kugel aus dem Gewehr meines Bruders war fehlgegangen, und jetzt blieb mir nichts übrig, als selbst zu schießen. Ich drückte meine Flinte gegen die Stirn des Büffels und feuerte.

Er sank in die Kniee und rollte ans Ufer.



Ich hatte meine letzte Kugel verschossen.

„Er ist nur betäubt!“ schrie mein Bruder. „Wir müssen fliehen!“

„Unsinn!“ erwiderte ich unmutig. „Ich habe den Büffel getötet.“

Trotzdem folgte ich ihm und that dies zu meinem Glücke; denn ich sah, nachdem wir einige hundert Schritte gegangen waren, mich umwendend, daß das Tier uns trotz seiner zwei Wunden folgte.

Da es nur langsam sich vorwärts bewegte hatten wir Zeit, den Wald und die Steppe zu erreichen, wo die Diener und Rosse auf uns warteten.

Wir stiegen zu Pferde und ritten in die Niederlassung Menneria, wo wir uns bald zur Ruhe begaben. Ehe ich meine Augen schloß, gelobte ich, an den Büffeln für die heute durch einen der ihrigen erlittene Niederlage — Rache zu nehmen.

Dieses Gelöbnis erfüllte ich schon am nächsten Morgen.

Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne am Himmel leuchteten, zogen wir beide wohlgerüstet in die Steppe. Jeder hatte zwei doppelläufige Gewehre bei sich und ausreichenden Schießbedarf in der Jagdtasche.

Ein Gewitter, das während der Nacht mit Blitzen und Donnergetöse losgebrochen war, hatte die schwüle Luft abgekühlt und Pflanzen wie Bäume erfrischt. Glänzende Tropfen glitzerten auf der ganzen Ebene, auf den Spitzen der Bäume schrieen Pfauen und spreizten ihr prächtiges Gefieder. Ohne Hitze und Ermüdung legten wir die weite Strecke bis zur Bucht, wo ich gestern den Büffel tötlich getroffen hatte, zurück.

Als wir sie erreicht, fanden wir zwar nicht den toten Körper, wie ich sicher gehofft, aber eine ganze Herde von lebenden Büffeln. Diese stellte sich bei unserem Nahen in eine Reihe auf, wie eine feindliche Schlachtlinie erschien sie uns, und wieder zogen an ihrer Spitze die größten Bullen.

Einer stürmte auf mich los, so daß ich sofort meine Flinte abschoß und auf die Schulter zielend, ihn wie ich geschworen hätte, auch dorthin traf.

Zu meinem Erstaunen sah ich die Kugel über die Wasserfläche, vor welcher der Büffel stand, fliegen und darin versinken.

Ich hatte ihn also gefehlt.

Trotzdem floh er, und es wiederholte sich heute dasselbe Spiel, welches der Büffel, den ich gestern getroffen, mit mir getrieben hatte. Er blieb, sobald ich ihm nachlief, plötzlich stehen, um mich überraschend anzugreifen.

Diesmal war ich aber vorsichtig und trug, während ich ihm folgte, die geladene Flinte im Arme. Als er sich blitzschnell zu mir wandte, sah ich, daß aus einer Schulterwunde Blut floß und auch blutiger Schaum aus seinen Nüstern quoll. Ich hatte also keinen Fehlschuß gethan. Im Gegenteil. Meine Kugel war in die Lunge eingedrungen, auf der anderen Schulter herausgekommen und in das Wasser geflogen!

Der Büffel starrte mich mit glühenden Augen an und stieß ein wütendes Brüllen aus.

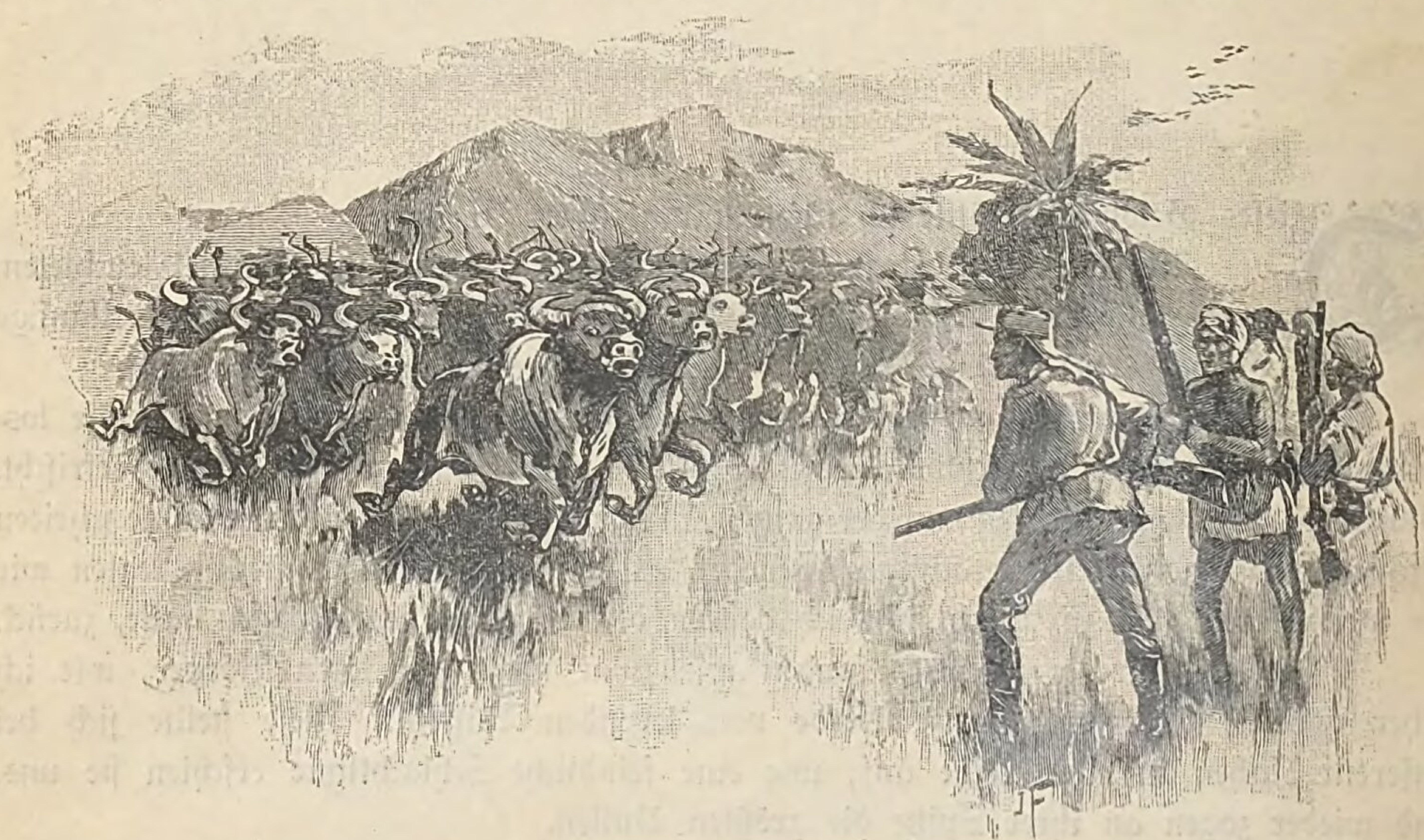
Ich näherte mich ihm mit erhobener Flinte, um noch einmal zu feuern. Dann besann ich mich und schoß nicht, sondern wartete, wie lange er trotz der tötlichen Wunde noch leben würde.

Seine Wut und Begierde, mich zu vernichten, schien mit der Schwäche zu kämpfen. Er machte eine letzte Anstrengung, stürzte in den Moosgrund und streckte die vier Hufe in die Lüfte.

In diesem Augenblicke zwang mich ein Brüllen und Trampeln, das hinter mir laut wurde, zum Umsehen.

Die ganze Büffelherde, an deren Spitze zwei riesengroße Bullen zogen, rannte auf mich und meinen Bruder, der sich zu mir gesellt hatte, los.

Der Boden zitterte unter ihren Tritten; Kopf und Schwanz hoch erhoben jagten sie im vollen Laufe heran, um uns in den nächsten Minuten zu zerstampfen.



Der Boden zitterte unter ihren Tritten.

„Wir müssen die Führer aufs Korn nehmen!" schrie mein Bruder. „Ziele gut!"

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so krachten auch schon zwei Schüsse; jeder von uns feuerte auf den Bullen, der ihm am nächsten war.

Das Jagdglück blieb uns diesmal günstig, denn beide Büffel sanken zu Boden und lagen tot da.

Ehe wir noch einen Freudenschrei ausstoßen konnten, hielt die Herde, die ihnen folgte, plötzlich still und wandte sich, als ihre Führer kein Lebenszeichen mehr gaben, ebenso plötzlich um und rannte dem Gestade zu.

Wir atmeten erleichtert auf und nachdem wir die Zungen den beiden Büffeln ausgeschnitten hatten, kehrten wir heim zum Frühstück.

Die Flucht aus dem Kerker.

Eine enge, dumpfe, finstere Zelle mit nur so viel Raum, daß ihr Bewohner sechs Schritte vorwärts und sechs Schritte rückwärts gehen konnte, kein Ofen, kein Fenster, keine Öffnung außer einem dichten Gitter in der Zellenthüre, durch das ein paar Lichtstrahlen der Laterne matt einfielen, welche die Gänge zwischen den Gefängnissen beleuchtete', ein Bund faules Stroh, das war der Aufenthalt da Costa's im Kerker der Inquisition.

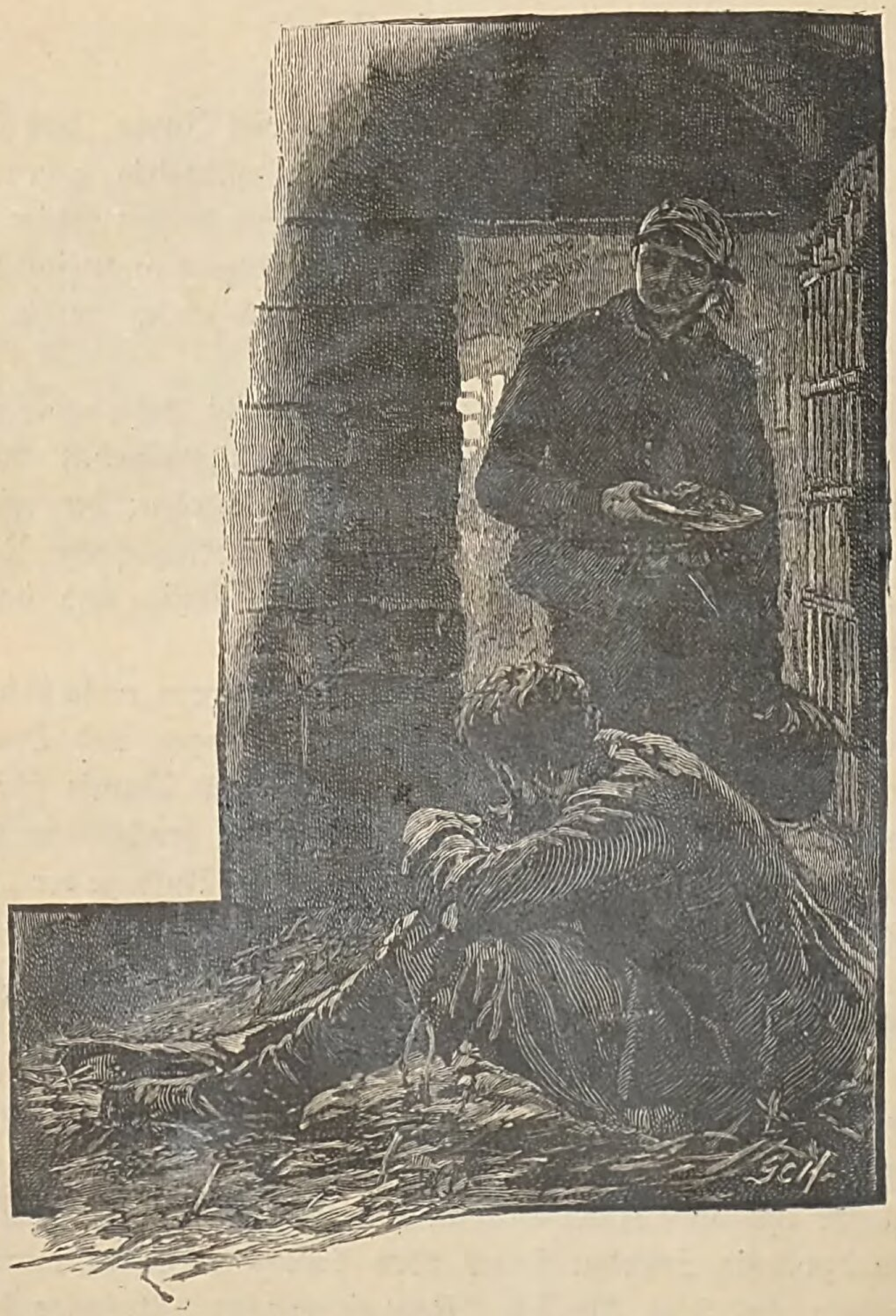
Er fiel in ihre Hände: „weil er im Verdacht steht, ein Freimaurer zu sein," hieß es in der Anklage. Es war dies zwar ein Hauptvergehen und konnte, nach den Kirchengesetzen, mit den härtesten Strafen gesühnt werden; der wirkliche Grund seiner Verhaftung war aber ein ganz anderer. Die portugiesische Regierung hielt ihn für staatsgefährlich. Da Costa war ihr zu unabhängig und stand bei seinen Mitbürgern in zu großem Ansehen.

Die den Machthabern stets gefälligen Inquisitoren versuchten in zahllosen, langen Verhören den da Costa durch Kreuz- und Querfragen und Drohungen so zu quälen, daß ihm eine Äußerung entschlüpfen möchte, die als Beweis für den Verdacht der Regierung ausgelegt werden könnte. Als alle Versuche fruchtlos verliefen, erklärte die Inquisition, noch anderweite Erkundigungen wegen der Anklage der „Freimaurerei" einziehen zu müssen und ließ ihn wider jedes Recht in dem nur für ganz schwere Verbrecher bestimmten Kerker. Heimlich hatten sie beschlossen, da Costa solle im Gefängnis sein Leben aushauchen. Er ging auch dort fast zu Grunde, während seine Freunde ihn als tot beklagten und vergaßen.

Jahre gingen dahin. Der Mut des Unglücklichen, der in der ersten Zeit noch immer auf Erlösung hoffte, war gebrochen und sein Herz verbittert. Tag und Nacht schwanden für ihn ohne Unterschied in der gleichen Finsternis. Er wußte nur, daß wieder vierundzwanzig Stunden seines öden Lebens verflossen waren, wenn der Kerkermeister erschien und seine kärgliche Mahlzeit brachte. Anfangs hatte da Costa Anfälle von Wut. Er rannte wie toll in der Zelle umher, schrie, daß seine Stimme weit hin hallte und stieß den Kopf gegen die Gefängnisthüre; nach und nach betäubte

ihn die dumpfe, modrige Gefängnisluft. Er brütete ohne Unterlaß über sein Schicksal. Nun lag er Tag und Nacht regungslos auf seinem Strohbund, magerte zum Skelett ab und dachte und dachte. Aber diese Gedanken führten zu keinem Ende und verwirrten nur seinen Geist. Er sah und hörte nichts mehr. Seine ganze Seele war in solche Gedanken versunken, die zu nichts führen konnten, als zum Wahnsinn.

Eines Tages, nach langer Zeit, schüttelte ihn das Fieber heftiger als sonst, und da hörte er deutlich ein Geräusch vor seiner Zelle; Schlüssel wurden in die Schlösser der Pforte und der Zellenthüre gesteckt, Schritte näherten sich und wieder trat der Kerkermeister ein und stellte den Zinnteller mit Speisen und einen Wasserkrug hin. Das hatte er jeden Tag einmal gethan, aber der Gefangene hatte es seit Wochen nicht mehr bemerkt und nie mehr darüber nachgedacht, wie die kärgliche Nahrung in seinen Kerker kam, die er fand, wenn Hunger und Durst zu arg ihn quälten.



Seit Monaten der erste menschliche Laut.

Sah da Costa heute besonders elend aus oder war der Kerkermeister weicherer Stimmung? Er blickte den Gefangenen an, der stumm auf dem Stroh lag, und er, der sonst nie ein Wort sprach, fragte:

„Wie geht es heute?"

Da Costa gab keine Antwort, vergrub sich tiefer in das Stroh und wartete in dieser Stellung, bis sich der Mann entfernte. Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er seit vielen Monaten wieder einmal menschliche Laute gehört hatte und er dachte über die Worte nach.

Nach einer Weile bemerkte er, daß seine Blicke und Gedanken zwischen dem Schlosse seiner Zellenthüre und einem Gegenstande, der auf dem Boden stand, hin und her wanderten. Er richtete sich in die Höhe und heftete die Augen fest auf den Gegenstand am Boden.

Es war der Zinnteller, der beim matten Scheine des Lichtes schimmerte. Er streckte die Hand aus und zog den Teller an sich. In diesem Augenblicke verließ ihn die Stumpfheit, welche ihn seit Monaten befangen hatte. Sie fiel von seinem Geiste wie ein lästiges Gewand. Jetzt war da Costa reich, denn in seinem Gehirn lebte ein Gedanke, der ihm Leben und Lebensfreude gab. Der Schimmer auf dem Zinnteller war der Funke, der den Gedanken in ihm erweckte. Er aß sein Mahl ganz auf, trank das Wasser aus dem Kruge und legte sich auf das Stroh, um weiter nachzusinnen.

Er dachte an seine Befreiung, und wie er sich einen Schlüssel anfertigen könnte, der die Schlösser seines Gefängnisses öffnen sollte.

Das war der einzige Weg zur Freiheit, denn nur durch die Thüren war ein Entrinnen möglich. Da Costa hatte keine Werkzeuge. Zum Verfertigen eines Schlüssels brauchte er Metall und Wachs; das Metall sollte ihm der Zinnteller liefern und das Wachs hoffte er sich schon durch List verschaffen zu können. Es sollte dazu dienen, einen Abdruck der Schlösser zu gewinnen. Er beobachtete, daß die Gefängnispforte und eine Zellenthüre vom Kerkermeister mit ein und demselben Schlüssel aufgeschlossen wurden und darauf baute er sein Unternehmen. Er schabte nun täglich mit einem Knopf seiner Kleidung, den er zerbrochen hatte, Späne vom Zinnteller ab; dabei mußte er sehr vorsichtig sein, damit dies nicht entdeckt würde. Oft vergingen viele Tage, an welchen er seinen sorglich gehüteten Schatz von Zinnspänen um keinen einzigen vermehren konnte, da nur Teller ihm gereicht wurden, die er schon gehabt hatte und von denen er aus Furcht vor Entdeckung nichts mehr abzuschaben wagte.

Während dieser Arbeit spann er seinen Plan zur Flucht weiter aus.

„Wenn mir nun alles glückt, was ich mir aussann, und ich den Schlüssel fertig gestellt habe, was ist dann zu thun?"

Er stellte sich genau den Gang zu seiner Zelle vor, den er, als er aus dem Kerker vor den Inquisitionsrichter geführt wurde, durchschritt. Die Thüre, durch welche er damals gehen mußte, führte in die Wohnung des Richters und stand stets offen. Aus dieser Erinnerung ergrübelte er zweierlei, einmal, daß es ein Leichtes sei, in die Wohnung des Richters zu gelangen und dann, daß der Weg auf die Straße, zur Freiheit, nur durch die Richterswohnung führe.

Wie er die Thüren finden und öffnen sollte, die aus der Amtswohnung auf

den Hof und von diesem auf die Straße führten, wußte er nicht. Er hoffte sich im Hause verbergen zu können und daß ihn ein glücklicher Zufall begünstigte.

Während eines Verhöres hatte er dadurch, daß der Richter unvorsichtiger Weise in seiner Gegenwart dem Gefängniswärter eine scharfe Rüge erteilte, erfahren, daß jeden Abend nach Verschluß der Gefängnisthüren die Schlüssel in des Richters Zimmer getragen würden. Da Costa mußte sich daher noch vor Anbruch des Abends, so lange die Thüre zur Wohnung des Richters offen stand, dort einschleichen und es dann dem glücklichen Zufalle überlassen, wie er auf die Straße gelangte.

Tag für Tag, Woche um Woche hatte er Späne vom Zinnteller abgeschabt und mit der Gier eines Geizhalses gesammelt und aufbewahrt, endlich war sein Vorrat an Zinn groß genug, um einen Schlüssel zu machen; nun mußte er das nötige Wachs erlangen. Zum Kerkermeister sagte er deshalb:

„Ich will an den Vorsitzenden der Inquisition einen Bericht schreiben, in dem ich ihm alles beichte, und brauche dazu Schreibzeug und Licht.“

Was da Costa zu seiner Rechtfertigung schreiben oder ob er sich von dem falschen Verdacht der Freimaurerei völlig reinigen würde, war den Inquisitoren durchaus gleichgültig. Aber vielleicht verriet er in seinem Berichte jetzt, wo er durch Kerker und Fieber ziemlich zu Grunde gerichtet war, etwas für die Regierung Wichtiges und so wurde nach kurzem Zögern sein Wunsch erfüllt. Der Kerkermeister brachte ihm am nächsten Morgen Papier, Tinte, Federn und den ersehnten Wachsstock.

Da Costa schrieb einen langen Bericht, der aber nichts anderes enthielt und enthalten konnte, als das, was er so oft schon vor dem Richter gesagt hatte: „Ich bin unschuldig.“ Aber gleichzeitig schrieb er einen zweiten Brief an seinen Freund aus Brasilien, der in Lissabon sich niedergelassen hatte. Ihm meldete er, daß er noch am Leben und im Hause des Richters versteckt sei. Er hoffte, den Brief durch irgend eine mitleidige Person befördern lassen zu können und so den Freund zu seiner Befreiung zu Hülfe zu rufen. Dann löste er so viel Wachs ab, als er zum Abdrucke des Schlosses brauchte. In der Nacht wollte er den Schlüssel fertig stellen.

Er klagte, daß die Aufregung bei dem Schreiben sein Fieber unerträglich vermehrt hätte und stellte sich, als ihn der Kerkermeister besuchte, so krank, daß dieser glaubte, da Costa werde schon am nächsten Tag sterben.

Mitleidig mit dem, wie er wußte, schuldlos Eingekerkerten und Sterbenden, gewährte er ihm schließlich auf die rührendsten Bitten das verlangte Becken voll glühender Kohlen, um seine von Fieberfrost erstarrten Glieder erwärmen zu können, „aber nur für diese Nacht,“ fügte er hinzu.

Da Costa grub hastig eine Vertiefung in den lehmigen Boden seiner Zelle, bildete nach dem Wachsmodell genau die Form des Schlosses nach, schmolz über den Kohlen das Zinn auf dünnem Holze und goß es in die Lehmform.

Jubelnd betrachtete er nach dem Erkalten des Zinns das gelungene Werk. Aber fertig mit seiner Arbeit war er noch nicht, denn nun mußte der rauhe Schlüssel geglättet werden, sonst konnte er nicht schließen.

Wochenlang feilte und polierte er mit dem Knopfe, mit seinen Fingernägeln und mittags mit dem Löffel an dem Schlüssel, um ihn glatt zu machen. Es war

eine mühsame Arbeit; was ein Strich einer Feile vollbracht hätte, dazu brauchte er Wochen.

Endlich, als ihm auch die letzte Aufgabe gelungen war, wartete er die Mitternacht ab, steckte, zitternd vor Aufregung, den Schlüssel in das Schloß seiner Zellenthüre, drehte ihn vorsichtig um, und die Thüre sprang auf: das Zinn hatte das mächtige Schloß geöffnet, ohne zu zerbrechen, wie er immer gefürchtet hatte. Nun versuchte er das gleiche bei der Pforte des Gefängnisses, und auch diese öffnete sich. Da Costa warf einen Blick auf die Thüre zur Richterwohnung, einen zweiten auf den dumpfen, matt erleuchteten Gang, der auf der anderen Seite in ihm unbekannte Richtung führte, und verschloß dann wieder beide Thüren.

Auf seinem Strohlager erwartete er in fieberhafter Aufregung den nächsten Tag, an dem er den Fluchtversuch wagen wollte.

Es schien ihm, als ob Jahre vergangen wären, als endlich der Kerkermeister das Mittagessen brachte und von da ab lauschte er ängstlich, ununterbrochen.

Jetzt machte der Kerkermeister, wie stets vor Anbruch des Abends, die Runde.

Da Costa ließ einige Zeit verfließen, dann öffnete er die Thüre seiner Zelle und die Pforte des Gefängnisses und durchschritt mutig den kurzen Gang, welcher zur Wohnung des Richters führte.

Er blieb wie vom Donner gerührt vor der Thüre stehen. Sie, die immer offen stand, war geschlossen, seine Flucht war also unmöglich. Schon wollte er umkehren und verzweifelt wieder seine Kerkerzelle aufsuchen, da faßte er versuchsweise den Drücker der Thüre an; er gab nach und die Thüre sprang auf. Sie war nur zugemacht und nicht verschlossen. Da Costa stand im Flur des Richter-Hauses, rechts und links war eine Thüre, und eine Treppe führte nach oben.

Welche Thüre sollte er öffnen? Er durfte nicht zögern, denn jeder Augenblick konnte seine Entdeckung herbeiführen und auch ein Verbergen war nicht möglich, da der Flur durch eine Hängelampe hell erleuchtet wurde.

Öffnete er die falsche Thüre, so war seine rastlose, mühselige Arbeit umsonst gewesen, jede Hoffnung auf Befreiung schwand für immer dahin, denn Inquisitoren und Kerkermeister würden schon dafür sorgen, daß ein zweiter Fluchtversuch ihm unmöglich sein würde.

Da ertönte hinter der Thüre zu seiner rechten fröhliches Lachen und ein Gewirr von Stimmen, aus welchem er die seines Richters heraushörte. Da Costa näherte sich rasch der Thür zu seiner linken Hand, stieß sie auf und trat in ein leeres Zimmer, in dem auf einem Tisch, wo Bücher und Schriften lagen, ein Licht brannte; es war augenscheinlich das Arbeitszimmer des Richters. Er sah sich hastig um und erblickte ein Schlüsselbund an der Wand. Im nächsten Augenblick ergriff er es, blies das Licht aus und schlich an der Thür vorbei, wo er wieder Lachen und Sprechen hörte, den Flur entlang und streifte Kleider des Richters, die dort an der Wand hingen.

Sofort blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf:

„Wenn ich die Rolle des Richters spiele und mich für ihn ausgebe, entkomme ich am sichersten.“ Er nahm den Mantel, stülpte sich den breitkrämpigen Hut des Richters auf den Kopf, hüllte das weitfaltige schwarze Gewand um seine Lumpen und ging eilig zum Haupteingang des Hauses.

Nach einigen Versuchen fand er den rechten Schlüssel, verschloß die Thür wieder und athmete selig ein paar volle Züge reiner Luft. Welch ein Genuß! Doch er durfte sich ihm nicht hingeben, jedes Zögern konnte Verderben bringen.

Den Hut tief in die Stirne gedrückt, den Mantel hoch hinaufgezogen, so trat er in den Hof. Die Nacht war dunkel, doch an Finsternis war er gewöhnt nach der jahrelangen Kerkerhaft. Er eilte auf die Pforte des Inquisitionsgebäudes zu, da hörte er Schritte eines Mannes, der ihm entgegenkam. Ohne seine Furcht zu verraten, ging er auf ihn zu und bemerkte zu seiner Freude, daß er zur Seite trat und ihn ehrfurchtsvoll begrüßte.

Seine Verkleidung war also gelungen und mit noch sichererem Auftreten, als bisher durchschritt da Costa den Thorbogen, in welchem eine Pechfackel brannte, und stand vor der Pforte. Ein Mann hielt hier Wache, der Pförtner; auch er trat ehrerbietig bei Seite. Da Costa zog das Schlüsselbund und zitterte. Wenn er nicht sofort den rechten Schlüssel fand, so war er jetzt, im letzten Augenblicke vor Erlangung der goldenen Freiheit noch verraten. Da sprang der Pförtner hinzu, öffnete höflich die Pforte und wünschte ihm: Einen guten Abend! Der Flüchtling wagte nicht den Gruß zu erwiedern und eilte ins Freie. Nach dreijähriger Kerkerhaft endlich frei! Ein Glücksschauer durchrieselte ihn, dann jagte ihn der Gedanke weiter, daß vielleicht jetzt schon seine Flucht entdeckt und die Verfolger auf seinen Fersen waren.

Er eilte so schnell, als das mit der Würde seiner Verkleidung vereinbar war, zu dem Landhause seines Freundes, der seinen Augen nicht trauen wollte, als er den längst als tot betrauerten, geliebten Gefangenen vor sich stehen sah. Sein Erstaunen löste sich in stürmische Freude und dann in Sorge um die Zukunft. Er versteckte eilig da Costa in eine Dachkammer und verbrannte die Kleider des Richters.

Das Entweichen des Gefangenen verursachte große Aufregung. Überall wurde er gesucht, alle möglichen Verstecke wurden durchstöbert, nur an die Dachkammer im Landhause dachte keiner der Späher. Tag und Nacht waren Polizisten auf der Lauer, aber da Costa blieb verschwunden.

Als mit der Zeit die Wachsamkeit seiner Feinde nachgelassen hatte, fuhren die beiden Freunde, von denen da Costa als Diener verkleidet war, vor Anbruch des Morgens nach Lissabon und erreichten unentdeckt ein Schiff, das eben nach England fahren wollte. Es lichtete bald darauf die Anker. Nun war Da Costa sicher vor Verfolgung. Von England fuhr er nach seinem Vaterlande Brasilien.

Dies Land hatte sich gegen die portugiesische Regierung und die Inquisition empört, und er nahm einen hervorragenden Anteil an der Revolution.

Nicht Rachsucht trieb ihn an, sondern er kannte jetzt erst so recht den Wert der Freiheit und die ungerechte, grausame Willkür der portugiesischen Inquisition und Regierung.

Brasilien wurde frei und da Costa starb, hochangesehen und nach glücklichen, wohlangewandten Jahren in Freiheit, als Gesandter seines neuen Vaterlandes am Hofe zu London.

Ein Blutbad an Bord.

Im Januar des Jahres 1886 landete im Hafen der Stadt Jamestown, an der Südspitze der Insel Sankt Helena ein Boot. Seine Insassen waren der Kapitän Robert Clarke, dessen Frau und Kind und vierzehn Matrosen, welche früher mit die Besatzung der amerikanischen Brigg[1]) „Frank Thayer" gebildet hatten.

Sie war auf der Fahrt von dem Eilande Manila, der größten Philippinen-Insel des Indischen Archipels, nach New-York begriffen, als ein blutiges Ereignis eintrat, von welchem Kapitän Clarke in Jamestown erzählte. Er that dies wenige Stunden nach seiner Landung, nachdem er und seine Begleiter das Haus des amerikanischen Konsuls betreten hatten und nach seinem Berichte ist das Folgende wiedererzählt.

Das Schiff „Frank Thayer" befand sich am 2. Januar 700 englische Meilen von Sankt Helena entfernt und eine scharfe Brise, die gerade wehte, versprach eine schnelle Fahrt. Es war Nacht geworden und ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über das leicht bewegte Meer. Gegen Mitternacht gab der Kapitän den Befehl über das Schiff an den ersten Offizier ab, verließ das Deck und zog sich in seine Kajüte zurück.

Schwere Wolken hatten sich unterdes aufgetürmt und um Mitternacht herrschte schwarze Finsternis.

Niemand von der Mannschaft, die in ihren Hängematten fest schlief, ahnte das fürchterliche Verbrechen, welches wenige Stunden später auf dem Deck verübt werden sollte. Sie bestand aus Amerikanern, welche bereits viele Jahre auf der Brigg fuhren; in Manila hatten sich ihr zwei Kuli[2]), Eingeborene der Insel, zugesellt.

---

[1]) Brigg: ein zweimastiges, vollgetakeltes, das heißt: an beiden Masten, Fock- (Vorder-) und Groß- (Mittel-) Mast mit Raaen (quer am Mast hängenden und die Segel tragenden Stangen) versehenes Schiff.

[2]) Kuli: die niedrigste Volksklasse in Indien.

Kapitän Clarke lag schon im Bett, als ihn ein lautes Geschrei aus dem kurzen Schlummer weckte.

Er sprang auf und horchte.

Schritte von Männern, die auf dem Deck hin und her rannten, wütende Schreie, Hilferufe und Stöhnen klangen an sein Ohr; dann wurde es still.

Er öffnete die Thüre seiner Kajüte und trat in den Vorraum, an dessen Ende eine Treppe zum Deck empor führte. Am obersten Absatz tauchte die Gestalt eines Mannes auf, der laut schrie:

„Kapitän Clarke, Kapitän Clarke!"

Ehe dieser noch etwas erwidern und die Treppe erreichen konnte, stürzte der Mann die Stufen herab und blieb leblos zu seinen Füßen liegen.

Es war der zweite Offizier des Schiffes, der die Nachtwache hatte.

Ohne Waffen und Kleider sprang der Kapitän die Treppe hinauf; kaum hatte er jedoch erst die halbe Höhe erreicht, als ihn ein Messerhieb traf und eine tiefe Kopfwunde ihm schlug.

Er streckte beide Arme aus, um den Mann, welcher blitzschnell sich auf ihn stürzte, zu packen. Seine rechte Hand erfaßte den Hals des Angreifers und er erkannte in ihm einen der Kulis. Mit einem Faustschlag zwischen die Augen blendete er für kurze Zeit den Gegner, so daß dessen zweiter Messerhieb nicht traf und es begann ein wütendes Ringen auf der Treppenleiter. Kein Mensch zeigte sich, keiner kam dem Kapitän zu Hilfe.

Schon begann der Kuli im Kampfe zu unterliegen, da glitt der Fuß des Kapitäns aus und er stürzte kopfüber die Treppe hinunter. Der Kuli glaubte offenbar beim Nachlassen des eisernen Griffes des Kapitäns, daß dieser tot sei, und wurde in diesem Glauben durch den schweren Fall bestärkt. Darum bekümmerte er sich nicht weiter um ihn, sondern stieg die Treppe wieder in die Höhe.

Mühsam schleppte sich der Kapitän in die Kajüte, wo seine Frau ihm eilig die Wunden am Kopf und am Körper verband und ihm einen Revolver reichte. Ein wenig erholt und nun gut bewaffnet, öffnete er die Kajütenthüre und spähte nach dem Kuli. Nichts war mehr von ihm zu sehen.

Er stieg die Treppe hinauf und rief, als er die letzte Stufe erreichte, laut:

„Maloney, Maloney!"

Es war dies ein Steuermann, der auch die Nachtwache hatte.

Eine schwache Stimme erwiderte:

„Kapitän! Was befehlt ihr?"

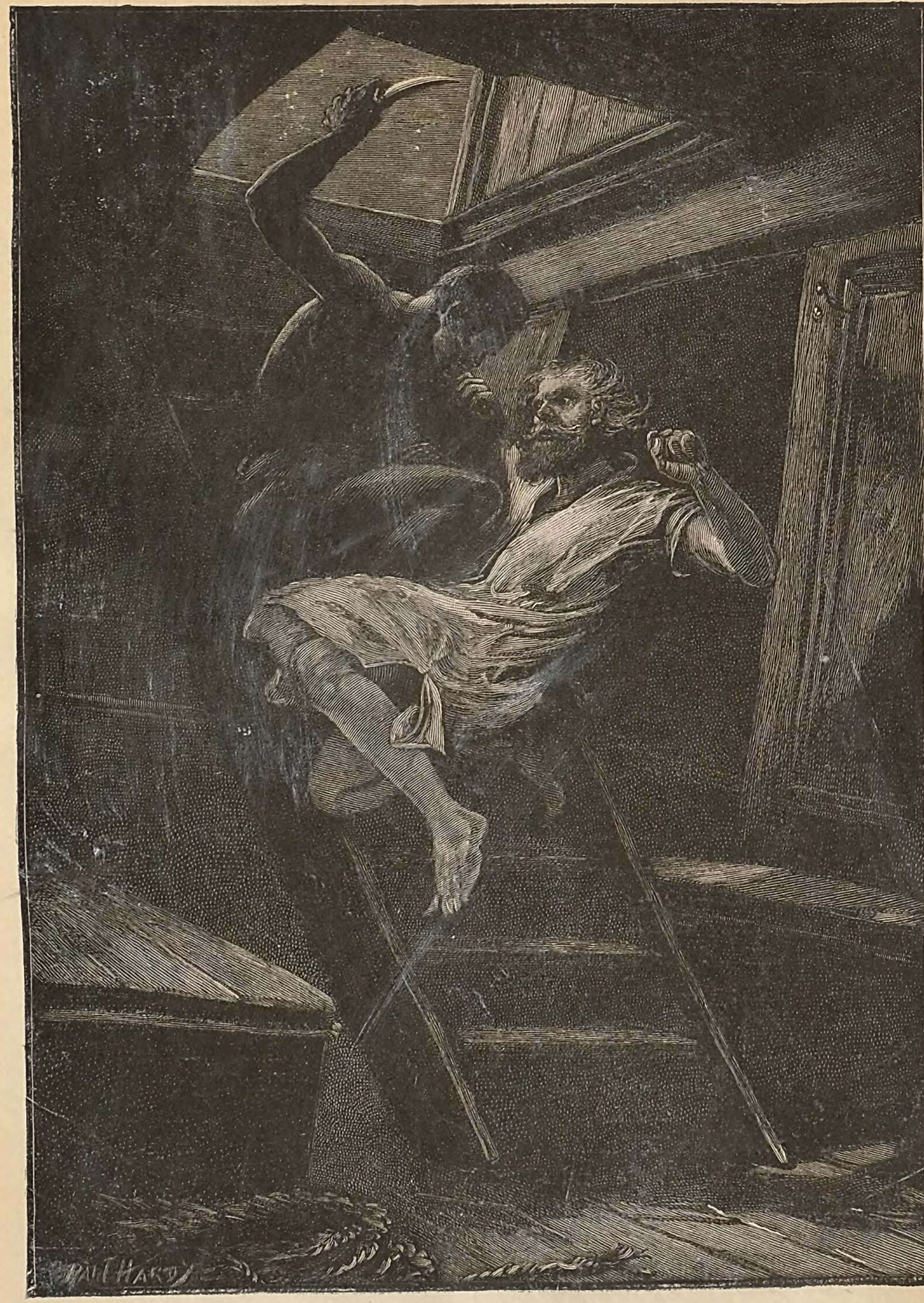
„Schließe die Thüre, welche zur Treppe führt!"

„Ich kann es nicht!"

„Warum nicht?"

„Sie haben mich verwundet und töten mich, wenn ich mein Versteck verlasse," lautete die Antwort.

Kapitän Clarke wagte nicht weiter vorwärts zu gehen, kehrte zurück, um den Revolver in der Faust auf das zu warten, was sich weiter ereignen würde, entschlossen, Frau und Kind bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Wie diese entsetzliche



Ein Messerhieb traf den Kapitän.

Empörung entstanden war und wer alles von der Mannschaft sich daran beteiligte, wußte er ebensowenig, wie eine Rettung für die ihm treu Gebliebenen.

Nach einer Viertelstunde wurden Schritte auf der Treppe hörbar und ein Mann schwankte hernieder.

Der Kapitän öffnete die Kajütenthüre vorsichtig nur soweit, daß er durch den Spalt hinausblicken konnte.

Vor ihm kniete ein Matrose, welcher, sich mit beiden Händen gegen die Umrahmung der Kajütenthüre stützend, in kläglichem Tone bat:

„Verbirg mich, Kapitän. Verbirg mich!"

Clarke, der seinen Revolver schußbereit dem Matrosen entgegenhielt, fragte mißtrauisch:

„Wer hat dir etwas zuleide gethan?"

Der Mann aber erwiderte nichts anderes, als:

„Verbirg mich, verbirg mich!"

Da der Kapitän einen Verrat fürchtete und kaum im stande war, sich noch aufrecht zu erhalten, schlug er die Kajütenthüre zu.

Dann setzte er sich auf eine Matte, von der aus er die Thüre und das kleine Fenster, das auf den Vorraum führte, im Auge behalten konnte.

Seine Frau, die auch keinen Augenblick die Geistesgegenwart verlor, setzte ihre Pflege fort und kühlte seine Wunden, von denen die Kopfwunde besonders viele Schmerzen ihm machte.

Plötzlich erschienen beide Kuli auf der Treppe und sprangen, große, krumme Messer schwingend, abwärts.

Einer näherte sich dem Fenster und spähte in die Kajüte, während der andere rief:

„Steig ein. Kapitän niedergestochen. Sein Weib allein!"

In dem Augenblicke, wo der erste seinen Fuß in die Fensteröffnung steckte, schoß Kapitän Clarke den Revolver ab.

Beide stießen ein Geheul aus und rannten enttäuscht die Treppe hinauf.

Sie hatten offenbar die Waffen, Revolver, Gewehre und Säbel, welche in dem Raume hinter der Kajüte aufbewahrt wurden, rauben wollen und waren auf den ersten ernstlichen Widerstand gestoßen.

„Ich habe auch keine Ahnung gehabt, daß eine derartige Meuterei ausbrechen könnte," sagte Kapitän Clarke zu seiner Frau. „Die Matrosen, welche sich heute empörten und beide Offiziere und den Steuermann verwundeten oder töteten, sind Männer, die seit vielen Jahren in meinem Dienste stehen und immer treu waren, und jetzt sind diese Leute, für deren Treue ich mich mit meinem Leben verbürgt hätte, in voller Empörung.

Der Kapitän täuschte sich aber. An der Meuterei war keiner seiner Landsleute beteiligt; sie war einzig und allein das Werk der zwei Kuli, welche in Manila an Bord gekommen waren.

Wie war das möglich? Es scheint unglaublich, daß Menschen auf einen solchen Gedanken kommen und gar ihn ausführen könnten, und doch geschah es. Es ereignete sich sogar etwas, das in der Geschichte der Seefahrer vielleicht noch niemals

dagewesen ist. Beide Kuli blieben eine Nacht und einen Tag lang die Herren der Brigg, nachdem sie die ganze Besatzung zu Gefangenen gemacht hatten!

Wie das alles so kam, davon konnte der Kapitän, der ja in seiner Kajüte eingeschlossen war, nichts sagen, wohl aber der Matrose Hendriesen, welcher während des Blutbades auf dem Deck blieb.

Er erzählte:

„Die beiden Kuli, welche seit ihrer Einschiffung an Bord sich von uns absonderten und nur mit einander verkehrten, warfen sich in der Schreckensnacht nur wenige Worte zu.

Das geschah, während die Nachtwache, zu welcher der eine gehörte, auf dem Deck erschien, um die Tageswache, bei der sein Gefährte war, abzulösen. Sie hatten den Plan, den Kapitän und die Offiziere zu überfallen, und alles, was weiter folgte, schon lange vorher gefaßt und beraten; bei der kurzen Begegnung flüsterten sie sich nur zu:

„Heute Nacht geschiehts!"

Während die Matrosen der Tageswache sich unter Deck begaben und in die Hängematten legten, versteckte sich der Kuli, welcher zu ihnen gehörte, auf dem Vorderdeck. Er tauchte, sobald die Wache alle Posten bezogen hatte, plötzlich an der Stelle auf, wo die beiden Offiziere saßen.

„Ich bin krank," sagte er im kläglichen Tone und näherte sich dem ersten Offizier.

Ehe dieser noch ein Wort erwidern konnte, stieß er ihm das Messer ins Herz und stürzte sich auf den zweiten Offizier.

Die beiden Männer rangen mit einander. Während der Amerikaner, der keine Waffe bei sich trug, nur seine Fäuste gebrauchte, stach der Kuli blitzschnell ihm bald da und bald dort das Messer in den Leib.

Schwer verletzt flüchtete sich der Offizier zur Treppe, welche nach der Kajüte des Kapitäns führte. Es gelang ihm noch, durch seinen Ruf den Kapitän zu erwecken, dann stürzte er an der untersten Stufe tot nieder.

Die Wachen, starr vor Schrecken, rührten sich nicht auf ihren Posten; es war stockdunkel, jeder hörte das Röcheln des Sterbenden und keiner wußte, wer Freund und wer Feind war und ob nicht sein Nebenmann ihm nach dem Leben trachtete.

Auch ich, ohne Waffen und von Furcht erfaßt, flüchtete mich zum Großmast und kletterte am Tauwerk bis zum Mastkorbe empor.

Von dort aus mußte ich Zeuge des fürchterlichen Blutbades sein, so weit der Mond, der immer wieder auf Sekunden die dichten Wolken durchbrach, mir es zeigte.

Die Kulis schossen pfeilschnell in der Dunkelheit, bald auf diesen, bald auf jenen Matrosen zu.

So metzelten sie sechs Männer nieder. Die übrigen flohen in die Vorderkajüte, welche von den Kulis rasch verriegelt wurde, ebenso wie die Hinterkajüte.

Dann stiegen diese in die Kapitänskajüte hinab, aus der sie die Revolverschüsse wieder auf das Deck jagten.

Dort befanden sich noch zwei Matrosen der Tageswache, welche durch das Geschrei der Überfallenen aus dem Schlafe geweckt worden waren, noch ehe die Kajüte



Verbirg mich, Kapitän. Verbirg mich!

verriegelt wurde, und liefen ratlos hin und her; keiner dachte daran, seine Kameraden zu befreien, so hatte sie das Grausen auf dem dunklen, blutbefleckten Schiffe gepackt.

Die zurückkehrenden Kuli stürzten sich in der Finsternis der Nacht auch auf diese Männer und nach weniger Zeit lagen sie zerfetzt und tot auf dem Boden.

Dann brachen sie die Thüre der Kajüte, in welcher der Zimmermann schlief, auf, stachen ihn nieder, warfen seine Leiche über Bord und bewaffneten sich mit den Äxten, welche sie unter seinem Werkzeuge fanden . . .

Einer von ihnen hielt an der Treppe, welche in die Kajüte des Kapitäns führte Wache, während der andere nach dem Vorderdeck ging, um dort, die blanke Axt in der Faust, vor dem Gefängnis der geflüchteten Matrosen zu lauern.

Es herrschte jetzt tiefe Stille, welche nur durch das Gestöhne der Verwundeten und Röcheln der Sterbenden unterbrochen wurde.

Plötzlich rannten die Kuli nach dem Hinterdeck und überfielen den Steuermann, der sich dort versteckt hatte und nun von ihnen erspäht worden war.

Er fiel ihnen zu Füßen und bat: „Schenkt mir das Leben! Ich will euch . .“

Er konnte nicht enden, denn ein Kuli spaltete ihm mit einem wuchtigen Axthiebe den Kopf.

Jetzt trieb das Schiff als Spielball der Meereswogen dahin; niemand kümmerte sich um die Richtung, die es nahm.

Als endlich diese blutige Nacht zu Ende ging und die ersten Strahlen der Sonne aufzuckten, bot sich mir ein grauenhaftes Bild dar.

Das ganze Deck glich einer Blutlache, in der gräßlich verstümmelte und tote Männer lagen.

Und zwischen den Leichen schritten die beiden Kuli stolz umher und schrieen einander zu:

„Schiff erobert. Wir Herren!“

Als es völlig Tag geworden und ein eisig kalter Wind wehte, stieg einer in die Kohlenkammer, um ein Feuer anzuzünden und sich zu wärmen.

Er entdeckte dort den Schiffskoch, einen Chinesen, zog ihn auf das Deck und zwang ihn ein Frühstück, Reis, Kaffee und Hühner zu kochen.

Während sie es verzehrten, erblickten sie mich im Mastkorbe.

Sofort sprang einer auf, kletterte am Tauwerk hinauf und rief mir zu: „Nichts dir thun. Komm' herab!“

Ich aber traute dem Mann nicht, löste ein starkes Querholz aus den Raaen und schwang es in die Luft.

Ich wartete, bis der Kuli sich mir auf Armeslänge näherte, um ihm den Schädel zu zertrümmern.

Er aber, der meine Absicht erriet, zog sich auf das Deck zurück.

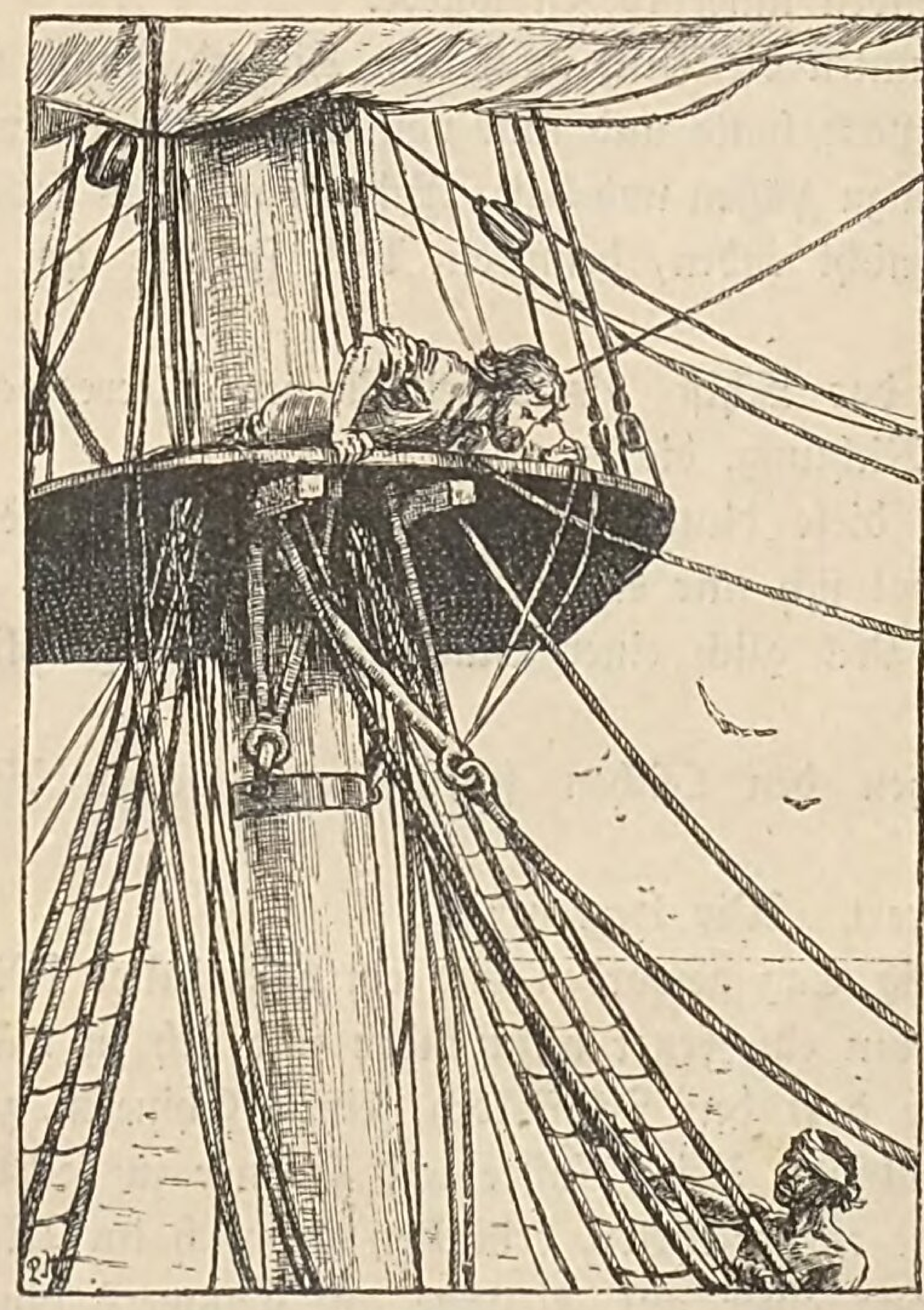
Nach dem Frühstücke machten sie wieder einen Angriff auf die Kajüte des Kapitäns, denn, so lange sie nicht im Besitze der Schußwaffen waren, die dort verwahrt wurden, waren sie nicht wirkliche Herren des Schiffes.

Ich hörte ihr Geschrei, das Dröhnen der Äxte, mit denen sie gegen die verschlossene Thüre schlugen, aber auch das Knallen des Revolvers. Der Kapitän leistete tüchtigen Widerstand und jagte sie immer in die Flucht.

Beim letzten Versuche, den sie unternahmen, wurde auch der zweite Kuli durch eine Revolverkugel verwundet. Während die Fußwunde des ersten nur leicht war, schien der Andere schwer verletzt zu sein, denn er konnte seinen linken Arm nicht mehr gebrauchen.

Sie vermieden jetzt die Kajüte, aus der bei jeder Annäherung Schüsse sie überzeugten, daß der Kapitän noch immer scharfe Wache hielt. Sie warteten bis die Eroberung eine gefahrlose wäre, mußte doch der verwundete Kapitän über kurz oder lang erschöpft umsinken.

Als der Abend hereindämmerte, gelang es endlich dem Schiffskoch, welcher die Kuli reichlich mit Speise und Trank versorgt hatte, sich dem Vorderdeck zu nähern.



Der Kuli kletterte am Tauwerk empor.

In einem Augenblicke, wo seine „Herren" eine Flasche Rum leerten, warf er geschickt eine Art, welche er in seinem weitfaltigen Gewande versteckt hatte, durch eine Luke der Vorderkajüte.

Kräftige Schläge zeigten, daß die Matrosen an der Arbeit waren, die Thüre zu zerschlagen.

Ich hörte dies und beschloß, meinen Gefährten zu Hilfe zu kommen.

Im Schutze der Dämmerung, kletterte ich aus dem Tauwerk und schlich mich, nachdem ich das Deck erreicht hatte, in die Kajüte des Zimmermanns.

Die Kuli hatten sie gänzlich zerstört, die Truhen aufgebrochen und alles

gestohlen, was ihnen begehrenswert schien. Ich nahm eine Harpune[1]) und eilte mit ihr nach dem Vorderdecke.

Auch Kapitän Clarke verließ jetzt seine Kajüte und trat in den Vorraum. Dort kroch der Matrose, welcher in der Nacht gebeten: „Verbirg mich", aus einem Winkel und berichtete ihm den Überfall der Kuli und ihre Bluthat.

„Bist du im stande mir auf das Deck zu folgen?" fragte ihn der Kapitän.

„Ja," erwiderte er. „Meine Wunde schmerzt sehr, aber ich kann es." Clarke reichte ihm zwei geladene Pistolen und stieg, zwei Revolver in den Händen haltend, die Treppe empor. Er hatte kaum das Deck betreten, so stürzten sich beide Kuli auf ihn.

Er sowohl, als auch der Matrose schossen und ein Kuli stieß einen weithin gellenden Schrei aus.

Die Kugel war in seine Brust gedrungen.



Die Flammen loderten zum Himmel empor.

In diesem Augenblicke stürmten die Matrosen, welche die Kajütenthüre gesprengt hatten, herbei und ergriffen ihn.

Er aber raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus ihren Armen und sprang über Bord. Ohne eine Bewegung des Schwimmens zu machen, sank er in die Tiefe.

---

[1]) Harpune ist ein pfeilförmiges, langes Eisen mit einem Widerhaken, Schaft und Ring zum Befestigen der Leine; sie wird zum Fange großer Fische benützt.

Es entstand nun eine wilde Jagd nach dem zweiten Kuli, hinunter nach dem Packraum, wo der Hanf lag; doch der Gejagte entschlüpfte hier wie ein Aal den Händen seiner Verfolger und blieb verschwunden. Dagegen wurde ein beißender Geruch den Suchenden bald immer auffälliger und plötzlich qualmte dicker Rauch hervor. Mit dem Schreckensschrei: „Das Schiff brennt!“ stürzte alles auf das Deck und sah, daß aus den Öffnungen des Mitteldecks dichte Rauchwolken aufstiegen und riesige Feuergarben emporloderten.

Der Kuli hatte offenbar Gelegenheit gefunden, den Hanf anzuzünden.

Das Schiff war rettungslos verloren. „Das große Boot soll in das Meer gesetzt werden!“ befahl der Kapitän.

Es geschah, und nach kurzer Zeit schwamm es, den Kapitän, dessen Frau und Kind und vierzehn Matrosen bergend, in den wildschäumenden Wogen.

Das brennende Schiff bot einen schauerlichen Anblick; die Flammen loderten hoch zum Nachthimmel empor und erleuchteten die Finsternis, welche ringsum lag, bis zur Tageshelle.

Das Boot entfernte sich immer weiter; aber nach einer Fahrt von vielen Stunden konnte dessen Besatzung noch immer das brennende Schiff sehen.

Nach und nach verlöschten die Flammen und als der Morgen hereingebrochen war, trieb nur noch ein Wrack auf dem Meere.

Es war der Rest des gänzlich zerstörten, schönen und stolzen Schiffes: „Frank Thayer“.

Die Geretteten mußten noch ein paar Tage in Sturm und Regenfluten umherirren, bis endlich der Leuchtturm der Insel Sankt Helena auftauchte und ihnen den Weg nach dem Hafen von Jamestown wies.

Durch eine Geige gerettet.

Wenn die glühende Sonne hinter den Wäldern versinkt und nach kurzer Dämmerung die Nacht hereinbricht, ertönen in den großen Plantagen Amerikas bald schwermütig klagende Gesänge, bald übermütig lustige Weisen. Es sind die Neger, die Musik über alles lieben, und in ihr Erholung von der harten Tagesarbeit finden.

Wer, wie Dick, so trefflich die Geige zu spielen weiß, steht bei ihnen in hohem Ansehen. Sein gütiger Herr hatte dem Dick, als er alt geworden war, die Freiheit geschenkt, welche der Neger dazu benutzte, gründlich zu faulenzen. Er war ein richtiger schwarzer Taugenichts, nur seine Geige vergaß er nie. Auf ihr konnte er stundenlang in höchstem Entzücken spielen, und sie fristete ihm sein Leben, denn Liebhaber von guter Musik gab es auch unter den Weißen.

Eines Tages wurde in einem Pflanzerhaus mit Erlaubnis des Besitzers eine Negerhochzeit gefeiert, bei der Dick wie immer bei solchen Festlichkeiten durch sein Spiel auf der Geige die Festgenossen erheitern sollte. Die Pflanzung war fünfzehn Kilometer von seinem Wohnort entfernt. Der Winter war gekommen und als er sich auf den Weg machte, herrschte große Kälte und der Schnee bedeckte fußtief die Wege. Während alle Gäste zeitig im Hochzeitshause erschienen waren, verließ Dick erst in später Abendstunde seine Hütte. Er hatte heute besonders sorgfältig sich angekleidet, vor dem mit drei Nägeln an der Wand befestigten Stück Spiegelglas die feuerrote Krawatte in einen eleganten Knoten geschlungen und dann ein neues Stück nochmals so lange durchgespielt, bis er mit befriedigtem Lächeln die Geige unter den Arm nehmen konnte.

Der Mond schien hell und ringsum herrschte tiefe Stille; der Pfad, auf dem der Neger vorwärtsschritt, führte in vielverschlungenen engen Windungen durch den Wald.

Während er sich Vorwürfe machte, daß er die Gäste warten ließe, er, der sonst die Pünktlichkeit selber war, verdoppelte er seine Schritte und achtete in seiner Hast nicht auf die Schatten, die jetzt hinter und neben ihm auftauchten.

Der Neger, der bereits die Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte, sah schon die Lichtung, an deren Ende die Pflanzung lag; plötzlich verriet ihm ein heiseres Bellen, daß ein großes Rudel Wölfe ihm folgte.

Die Bestien überfallen, wenn kein Hunger sie plagt, ihre Beute nicht plötzlich, sondern schleichen sich langsam heran und suchen sich eine günstige Gelegenheit zu ihrem Überfalle heraus.

Das war ein Glück für den alten Spielmann. Die Wölfe wollten ihn überholen, er aber durchschaute ihre Absicht und ging so schnell er vermochte. Er hätte es nie für möglich gehalten, so schnell gehen zu können, aber er hütete sich sorglich zu laufen, denn die Wölfe zaudern wohl einen Menschen anzugreifen, der keine Furcht zeigt, stürzen sich aber sofort auf einen, welcher flieht.

Es fiel ihm jetzt ein, daß in der Mitte der Lichtung eine zerfallene Hütte stand und in diese wollte er sich flüchten.

Die Wölfe wurden immer zudringlicher und umkreisten ihn von allen Seiten; sie schnappten schon nach ihm mit ihren spitzen Zähnen und die einzige Waffe, mit der er sich hätte wehren können, den Knotenstock, hatte er während des raschen Gehens verloren.

In seiner Hast berührte er mit dem Bogen die Saiten der Geige und bei dem unerwarteten Ton, den diese gaben, wichen die Wölfe erschreckt zurück.

Dies bemerkte Dick, der sein ganzes Leben lang ein scharfer Beobachter war, sofort und begann seine Geige zu spielen; alle Bestien wichen verdutzt zurück. So schritt er auf die Hütte zu, zog mit hastigem Griff die Thüre auf und sprang in das Innere, dann verrammelte er die Thüre, kletterte durch eine Lücke zwischen den vermoderten Sparren aufs Dach und setzte sich dort nieder.

Er war augenblicklich außer Gefahr. Aber schon erschienen die Wölfe wieder; einige krochen durch die Wandlöcher in die Hütte, während andere um die Hütte einen Kreis schlossen und entsetzlich heulten.

Der alte Neger setzte den Bogen an die Geige und spielte lustige Weisen; die Klänge verscheuchten jedesmal die Bestien, die aber immer zurückkehrten, sobald er mit seinem Spielen aufhörte.

Plötzlich tauchte dicht unter seinen Füßen der Kopf eines Wolfes auf und schnappte nach ihm. Der Wolf war auf den Tisch gesprungen und so der niedrigen Decke ganz nahe.

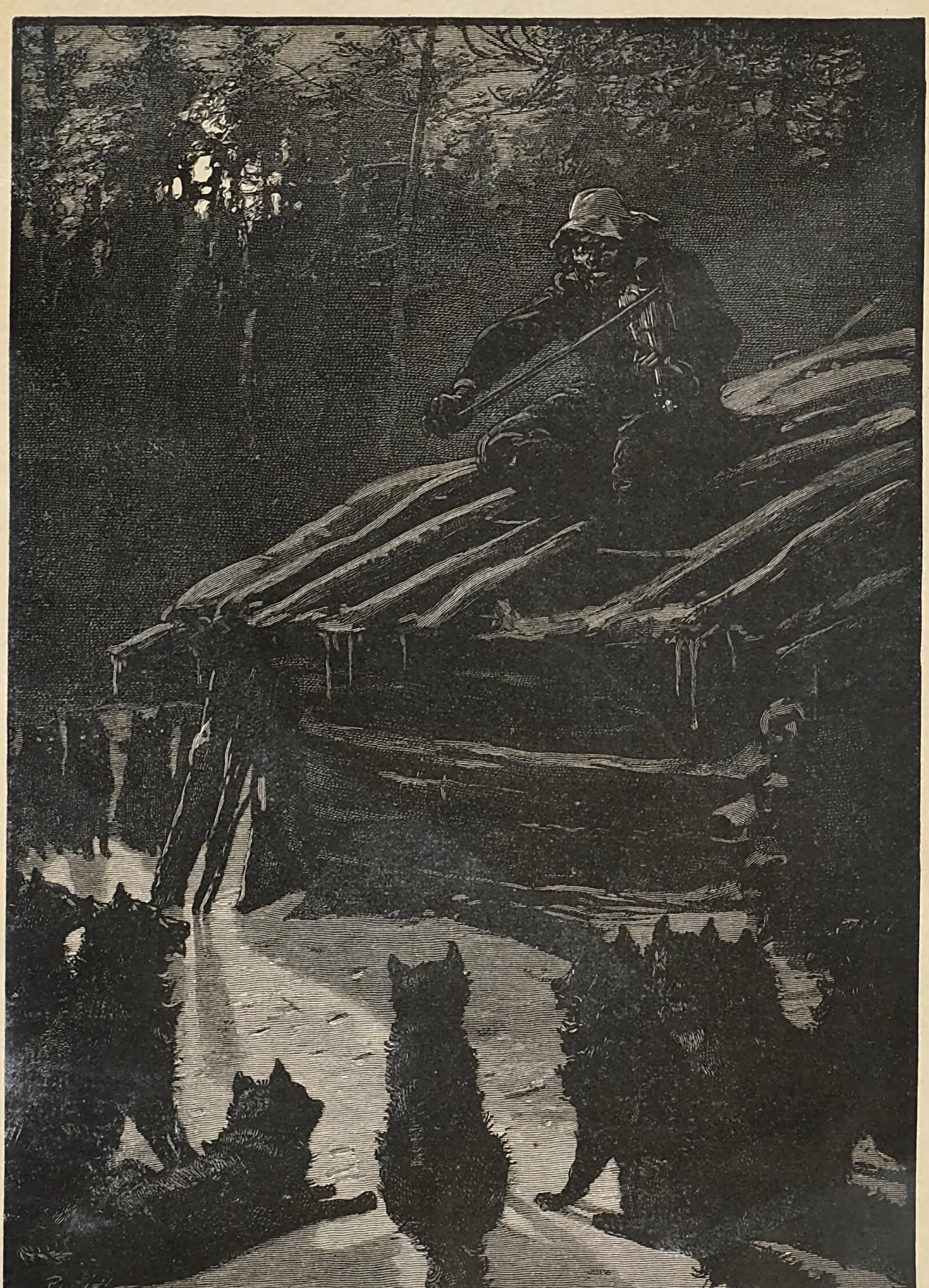
„Ich bin verloren!" rief Dick. „Der Himmel rette mich."

Er strich in seiner Todesangst noch kräftiger die Geige und dies verjagte den Wolf, der schon den Rachen geöffnet hatte.

Auch die anderen Wölfe wurden unruhiger. Bei der geringsten Pause sprangen sie in die Höhe, um Dick und das Dach zu erreichen.

Der Neger spielte und spielte, daß seine Hände fast lahm wurden. Aber auch das Spiel verlor schließlich seine Wirkung auf die Bestien, die immer höher und wütender sprangen, sodaß Dick bald einen bedrohten Fuß zurückziehen, bald rasch an eine andere Stelle rutschen mußte. Ihre Augen leuchteten blutgierig und nur noch bei den kräftigsten und grellsten Tönen schreckten sie zurück. Es wurde immer später und die Kälte nahm zu. Seine Lage war entsetzlich.

Während der alte Dick in Todesgefahr schwebte, wurden die Hochzeitsgäste, die tanzen wollten, immer ungeduldiger und sandten schließlich sechs Boten aus, um den Geiger zu suchen.



Die Wölfe schlossen einen Kreis um ihn.

Es mußte dem stets so pünktlichen Dick ein Unglück zugestoßen sein und er hatte sich mit seinem Spiel in alle Herzen eingeschlichen. Jeder mochte den alten Mann gut leiden und deshalb fanden sich sofort Männer genug bereit, um nach ihm zu forschen.

Als die Boten der zerfallenen Hütte sich näherten, sahen sie ein Bild, das gewiß noch niemals einem Sterblichen sich darbot:

Den schwarzen Geiger, der spielend auf dem Dache saß und rings um die Hütte einen Kreis von Wölfen, die die Ohren spitzten und mit funkelnden Augen ihn betrachteten.

Beim Erscheinen der Boten, welche ein kräftiges Geschrei ausstießen und ihre Stöcke schwangen, ergriffen sie die Flucht.

Dick fiel ohnmächtig vor Kälte und Aufregung in die Arme seiner Befreier. Sein ebenholzschwarzes Haar war während dieser schrecklichen Nacht weiß wie Schnee geworden.

Fürs Vaterland.

Einer der grausamsten Kriege, den jemals ein christlicher Fürst geführt hat, ist unstreitig der Feldzug gewesen, mit welchem König Ludwig XIV. im siebzehnten Jahrhundert das zerrissene, aus tausend Wunden blutende, erschöpfte Deutschland überfiel.

Er, den die Franzosen „den Großen" nennen, hatte mit seinem Raubzuge so lange gewartet, bis er seine Gegner, in deren Landen nun schon seit 25 Jahren die Kriegsfurie raste, für gänzlich wehrlos hielt. Aber auch dann kam dieser französische Held nicht selbst zu uns herüber.

Seine beiden Feldherren Turenne und Prinz Condé hausten in der Pfalz, im Elsaß und in Bayern so schrecklich, wie der König Attila mit seinen Hunnen in Deutschland im fünften Jahrhundert.

Turenne rühmte sich eines Tages, er habe binnen drei Tagen zwei Städte und 35 Dörfer des Rheinlandes in Asche gelegt.

Im August des Jahres 1643 vereinigte er sich mit Condé, um die kaiserlichen Truppen, welche sich am diesseitigen Rheinufer gesammelt hatten, anzugreifen. Sie wurden von dem General Mercy, welcher kein tüchtiger Feldherr war, geführt.

Da Prinz Condé glaubte, daß er die Deutschen nicht besiegen könne, ehe er nicht in den Besitz der Stadt Philippsburg gelangt sei, so belagerte er sie. Sie wurde von einer Schar Soldaten und vielen Bürgern verteidigt, welche geschworen hatten: „Wir wollen eher sterben, als uns den Franzosen ergeben!"

Da diese vieles und tüchtiges Belagerungsgeschütz mit sich führten und die Stadt mit Laufgräben einschlossen, so hatten die Verteidiger einen harten Stand und ihre einzige Hoffnung war, daß ihnen der kaiserliche General Mercy, welcher von Mannheim her rückte, zu Hilfe kommen werde.

Er war ja auch auf dem Wege zum Ersatz, aber sein Heer, in dem viele zuchtlose Gesellen dienten, und wo auch sonst nicht alles war, wie es sein sollte, rückte trotz allem Anspornen zur Eile, nur langsam vor.

Die Franzosen aber hatten die kleine Festung Philippsburg plötzlich über-

fallen und weder Bürger noch Anführer der Besatzung Zeit gefunden, sich ausreichend mit Lebensmitteln zu versehen. So geschah es, daß, nachdem die Belagerung vierzehn Tage lang gedauert hatte, plötzlich eine Hungersnot in Philippsburg ausbrach; bald war alles Eßbare verzehrt, und die Belagerten nährten sich von Ratten, Hunden und Mäusen.

In einer Woche starben vierhundert Bewohner aus Mangel an Nahrung, und die Überlebenden wankten kraftlos und wie Schatten umher. Auch die Vorräte an Holz zum Feuermachen waren erschöpft.

Von dem Markturme der Stadt stieg ein Feuerzeichen nach dem andern auf, welches dem Heere des Generals Mercy die Not und äußerste Bedrängnis der Stadt verkünden sollte.

Dieser versammelte eines Tages seine Offiziere um sich und sagte:

„Ich habe geschworen, die Bewohner von Philippsburg, welche treu zu Kaiser und Reich halten, aus den Händen der Welschen zu befreien.

Endlich ist der letzte Halt erreicht, das letzte Lager ist bezogen, aber es ist notwendig, daß sie erfahren, wie nahe ihnen die Rettung ist; es ist durchaus nötig, damit sie nicht verzweifeln. Wie flüchtige Landleute erzählen, drohte der Franzose, die Festung morgen bei Tagesanbruch zu stürmen und alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, wenn nicht noch vorher die Übergabe erfolge.

„Wer will ihnen die Botschaft unserer Ankunft überbringen?"

„Die Festung ist rings um eingeschlossen und der einzige Weg, auf dem einer in dieselbe gelangen könnte, wäre der Rheinstrom. Die Franzosen halten aber scharfe Wache und es ist nicht zu erwarten, daß ein Boot unbemerkt in die Stadt gelangt" . . sagte einer der Führer.

„Ich stimme euch bei," unterbrach der General den Sprechenden. „Mein Bote könnte nur schwimmend die Stadt erreichen."

„Die Entfernung von unserem Lager nach Philippsburg beträgt drei Stunden," fuhr der Offizier fort . . .

„Ich verspreche demjenigen, welcher eine Botschaft nach Philippsburg überbringt, eine Belohnung von tausend Dukaten!" rief General Mercy. „Kehren Sie, meine Herren, zu ihren Truppenabteilungen zurück und verkündigen Sie dies."

Die Offiziere verließen das Zelt und nach einer Stunde war unter dem kaiserlichen Heere die Nachricht von dem hohen Preise, der auf die Überbringung der Botschaft ausgesetzt worden war, verbreitet.

Trotzdem meldete sich niemand. Den Kampf mit dem Säbel oder der Muskete in der Faust scheute niemand, aber vor dem sicheren Tode als wehrloser Schwimmer schreckte jeder zurück.

Es verstrich Viertelstunde auf Viertelstunde und General Mercy schritt erregt in seinem Zelte auf und ab.

Der Gedanke, daß die Stadt Philippsburg in die Hände der Franzosen fallen müsse, quälte ihn und er sann vergeblich auf ein anderes Mittel, durch welches er deren Bewohner zum weiteren Widerstand auffordern könnte. Der Abend brach herein.

„Die armen Bürger und braven Soldaten! Sie haben ein besseres Los für ihre Treue und Vaterlandsliebe verdient!"

Diese Worte drangen an das Ohr eines jungen Offiziers, welcher sich soeben dem Zelte näherte, um eine Meldung zu überbringen.

Nachdem er dies gethan und der General ihm durch ein Zeichen angedeutet hatte, daß er entlassen sei, blieb er in strammer Haltung stehen und sagte, die rechte Hand an den Hutrand legend:

„Ich bitte um die Ehre, als Bote in die Stadt gehen zu dürfen!"

„Wie heißt Ihr?" fragte der General erfreut.

„Kurt vom Walde," erwiderte der Offizier. „Ich diene als Kapitän im Regimente des Kurfürsten von Bayern."

„Ich freue mich, daß wenigstens ein kühner Mann sich unter meinen Soldaten befindet. Welchen Plan haben Sie?" fuhr General Mercy fort.

„Keinen, Herr General," erwiderte Kurt vom Walde, „als den, heute Nacht nach der belagerten Stadt zu schwimmen."



Ich bitte um die Ehre.

„Ich bin bereit die ausgesetzte Belohnung zu erhöhen, wenn euer Unternehmen gelingt," sagte dieser.

„Ich verzichte auf jede Belohnung," rief der junge Kapitän. „Entweder gelingt mir der Versuch, dann habe ich Tausenden von Landsleuten das Leben gerettet. Oder ich gehe unter . . .

In beiden Fällen liegt mein höchster Preis in dem Bewußtsein: Es geschah fürs Vaterland!"

Der General drückte ihm die Hand und sagte:

„Ich bin stolz, daß Ihr unter meinen Fahnen steht!"

Und die Offiziere, welche Zeugen dieses Gespräches gewesen waren, drängten sich herzu und beglückwünschten den Kapitän.

Dieser bestieg ein Boot, um auf dem Flusse rasch bis in die Nähe der Stelle zu kommen, wo die feindlichen Vorposten begannen und von da nach Philippsburg zu schwimmen.

Kurt vom Walde stammte aus Bayern, wo sein Vater Schloß und Land besaß; er war, nachdem er zu Ingolstadt die Hochschule besucht hatte, entschlossen, sich dem Gelehrtenstande zu widmen; der Einbruch aber der Welschen in Elsaß und in die Rheinlande bewog ihn, Soldat zu werden und fürs hart bedrängte Vaterland zu kämpfen. Bald zählte er zu den tapfersten Offizieren des kaiserlichen Heerführers, Johannes von Werth, und erhielt den Befehl über eine Reiterschar, welche dem Feinde oft empfindlichen Schaden machte.

Es war eine stille, herrliche Sommernacht, und nichts verriet, daß ringsum der Tod aus Geschützen und Gewehren das Leben von Tausenden bedrohte. Nach kurzer Wasserfahrt schon war die Szene ganz verändert; es blitzten Feuerscheine und Lichter durch die Finsternis und von den Höhen, wo die Geschütze der Franzosen aufgestellt waren, flogen Kanonenkugeln gegen die Stadt.

Je näher Kurt vom Walde dem Lager der Welschen kam, desto größer wurde das Getöse der Waffen, das Dröhnen der Schüsse und seine Gefahr, denn das ganze Rheinufer war mit Wachen besetzt.

Er lenkte sein Boot in eine kleine, hinter Sträuchern versteckte Bucht, kettete es fest und sprang ans Land. Soweit sein Blick reichte, dehnte sich ein dichter Wald aus, welcher sich vielleicht, so hoffte er, bis zu den Mauern der Stadt Philippsburg hinzog, und der es ihm so möglich machte, sich ungesehen denselben zu nähern. Vorsichtig wie ein Indianer, der ein Wild beschleicht, ging er vorwärts und verbarg sich, wo ein Franzose auftauchte, hinter den Baumstämmen. Wenn er zu einer Lichtung gelangte, glitt er nieder und kroch geräuschlos über den Wiesenboden.

Seine Hoffnung aber, daß er im Walde bleiben und durch dessen Dickicht geborgen bis ans Thor der Festung schleichen könne, ging nicht in Erfüllung, denn er stieß bald hier und bald dort auf feindliche Wachen, welche ihn anriefen und, da er nicht antwortete, Schüsse abfeuerten.

Keine Kugel traf ihn; aber er war gezwungen, zum Rheinufer zu flüchten.

Ein Gewitter brach los und der Regen floß in Strömen vom Himmel. Dazu wehte ein kalter Wind und bewog manchen verweichlichten und pflichtvergessenen Franzosen unter den dichtbelaubten Bäumen Schutz zu suchen, statt auf seinem Posten am freien Ufer auszuharren.

So kam es, daß Kurt vom Walde den Strom erreichte. Unbemerkt schwamm er der Stadt immer näher, mit kräftigen Armen teilte er die Wogen und gelangte so unter steter Angst vor Entdeckung endlich nach langem Schwimmen ans Ziel.

Die Thorwächter von Philippsburg erblickten den Schwimmer und eilten, als er sich der eisernen Zugbrücke näherte, herbei.

Er rief sie in deutscher Sprache an und stieg ans Land, wo sie ihm Kleider reichten und mit Wein stärkten.

Auf die Kunde, daß ein Bote aus dem Lager des kaiserlichen Heeres, trotz der Wachsamkeit der Franzosen, in die Stadt gekommen sei, drängten sich Bürger und Soldaten ins Rathaus und überall, wo der kühne Schwimmer sich zeigte, wurde er mit Jubel empfangen.

Als er vor dem Bürgermeister und dem Befehlshaber der Festung seine Botschaft ausgerichtet hatte, erwiderte der Kommandant:

„Wohl ist es richtig, daß Prinz Condé mit Sturm und Plünderung droht. Doch Euer General weiß nicht, in welchem jämmerlichen Zustande die Festungswerke sind und wie Hunger und Entbehrungen aller Art unsere Verteidiger geschwächt haben. Nicht eine Stunde können wir dem mächtigen Ansturme widerstehen. Die Rettung von Philippsburg ist nur möglich, wenn General Mercy in derselben Stunde, wo die Franzosen unsere Stadt berennen, ihnen in den Rücken fällt. Seine heiß ersehnte Hilfe kommt zu spät, wenn er nicht noch diese Nacht aufbricht.“

„So werde ich ihm melden, wie es um Euch steht. Haltet Euch wacker und hofft bestimmt darauf, daß die Kaiserlichen rechtzeitig Euch befreien. So sicher ich Euch die Botschaft brachte, so sicher melde ich Eure Antwort. Gott verläßt keinen Deutschen.“

Die Bürger von Philippsburg drängten ihm noch einen Labetrunk auf und, von ihren herzlichsten Segenswünschen begleitet, sprang er in die Fluten, die ihn, da er jetzt stromabwärts schwamm, rascher seinem Ziele entgegenführten.

Regen, Wind und Finsternis begünstigte ihn wieder, allmählich aber rauschten die Regentropfen sanfter ins Wasser, der Wind legte sich und der Mond machte Miene, hinter den Wolken hervorzubrechen. Bei Mondlicht mußte er im Strome sicher entdeckt werden und mit ihm war dann das Leben von Tausenden verloren.

Er steuerte eilig dem Ufer zu und erreichte glücklich den Waldessaum. Aber täuschte er sich nicht:

Waren das nicht Tritte von Soldaten? Kein Zweifel, rechts und links wurden Schritte hörbar, welche sich dem Ufer näherten. Mit einem Satze flüchtete er in den Wald und rannte so schnell, als er konnte, in das Dickicht. Die spitzen Steine und Dornenranken ritzten seine Füße blutig und oft stieß er mit dem Kopfe an Äste und Baumstämme, und doch jubelte er innerlich, war doch der allergrößte Teil seines Weges bereits zurückgelegt und, wenn es ihm gelang unentdeckt über den Gipfel zu gelangen, so war er gerettet. Auf dem jenseitigen Abhange dehnte sich, wie er wußte, das Lager der Kaiserlichen aus.

Die Müdigkeit zwang ihn, sich in das weiche Moos zu legen und eine Viertelstunde lang auszuruhen. Ringsum war es stille und tiefe Dunkelheit. Da wurden von neuem Schritte und Stimmen laut und scheuchten ihn auf; er floh wie ein gehetztes Wild weiter, immer tiefer in den Forst hinein. Plötzlich stolperte er über eine Wurzel und verletzte sich den Fuß, so daß er nur langsam und unter großen Schmerzen gehen konnte.



Ergebt euch!

In der Hast der Flucht hatte er die Richtung verloren und statt den Gipfel des Hügels zu erreichen, stand er plötzlich am Rande eines kleinen Gewässers und hörte in der Nähe die Wogen des Rheinstroms rauschen.

Jetzt packte ihn die Verzweiflung, statt am Ziele war er weit weg von ihm, und in diesem Augenblicke tönte an sein Ohr der Ruf: „Rendez-vous“ (ergebt euch). Aus dem Dickicht drang eine Schar Franzosen auf ihn ein, und einer hob eine Handlaterne hoch, um ihm ins Gesicht zu leuchten. Während ein zweiter den Säbel zog und dem wehrlosen Gefangenen eine Wunde in den Arm schlug, packten ihn die andern.

Da er aber keine Kleider am Leibe trug, gelang es ihm, ihren Händen zu entschlüpfen, und er sprang, sich losreißend, in das Wasser.

Die schwer bewaffneten Feinde wagten nicht, ihm in den Strom zu folgen, aber feuerten ihre Pistolen auf ihn. Drei Kugeln trafen, keine tödlich.

Kurt verlor trotz der Wunden weder Mut, noch Geistesgegenwart, sondern tauchte und schwamm unter Wasser weiter.

„Der Spion ist erschossen und untergesunken!“ schrieen die Franzosen. Sie verließen das Ufer und kehrten in den Wald zurück; Kurt vom Walde aber hob den Kopf vorsichtig aus dem Wasser und spähte nach allen Seiten. Als er sich unbeobachtet sah, schwamm er trotz des starken Blutverlustes eilig weiter bis zur Stelle, wo die Reiter seines Regiments Wache hielten.

Sie begrüßten ihn mit weithin schallendem Geschrei und zogen ihn ans Land. Vergebens aber versuchten sie ein Wort aus ihm heraus zu bringen. Sie trugen den ganz Erschöpften zum General.

Kurt vom Walde nahm nun seine letzten Kräfte zusammen und flüsterte:

„Eilet sofort, ohne eine Minute Aufschub, den Belagerten zu Hilfe. Ich beschwört euch darum!“ sonst ist alle Hilfe umsonst.

Dann befing ihn eine tiefe Ohnmacht, aus der er erst erwachte, als die Kanonen des kaiserlichen Heeres donnerten und das Zeichen zum Angriffe gaben.

„Was geht vor?“ fragte der Kapitän die Augen aufschlagend, den Arzt, welcher neben der Tragbare ging, auf der Kurt lag.

„Die Unserigen haben die Franzosen überfallen und — Prinz Condé scheint die Belagerung von Philippsburg aufzugeben,“ erwiderte dieser.

Ein verklärter Schein flog über das sterbensblasse Antlitz des Kapitäns, in seinen brechenden Augen leuchtete noch einmal ein freudiger Blitz und er flüsterte:

„Ich sterbe gern, denn meine Landsleute sind gerettet.“

Dann sank er in die Kissen zurück und hauchte seine tapfere Seele aus.

Als am Nachmittage General Mercy an der Spitze seines siegreichen Heeres in das verlassene Lager der Franzosen zog, um seinen Truppen Ruhe nach dem heißen Tage zu gönnen, erwarteten ihn der Bürgermeister und die Ratsmänner der Stadt Philippsburg; der erstere beugte sein Knie und rief:

„Wir begrüßen euch als den Retter unserer Stadt!“

General Mercy aber ergriff die Hand des Bürgermeisters, und führte ihn aus dem Zelte zur Stelle, wo auf einem hohen Mast das deutsche Reichsbanner wehte; dort lag die Leiche des Kapitäns Kurt vom Walde.

Er zog seinen Federhut ab und rief, mit der Hand auf den Toten zeigend: „Hier liegt der Retter von Philippsburg. Er starb den schönsten Tod — fürs Vaterland.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Pederzani-Weber, Julius,

Auf rauhen Pfaden Abenteuer und Erlebnisse. Nacherzählt und geschildert von Jul. Pederzani-Weber. (Inhalt: Von Rothäuten gejagt. - Nächstenliebe. - Ein Kampf mit Seeräubern. - Auf der Schlangenjagd. - Das Hochwasser. - Ein Sprung fürs Leben. - Buffalo Bill. - Eine Besteigung des Montblanc. - Der Buchhändler von Logroño. - Unter den Hyänen des Meeres. - Das Blockhaus. - Rache aus Bruderliebe. - Ich ewigen Eis. - Im Kigwam. - Eine

Leipzig [1891]